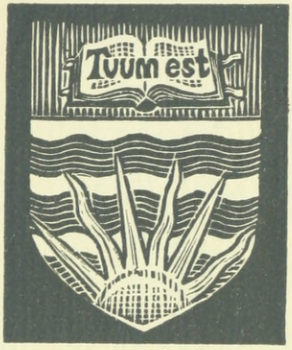
ELSE LÜDERS
UNTER INDISCHER SONNE

STORAGE-ITEM
MAIN

LP9-Q05F
U.B.C. LIBRARY

THE LIBRARY



THE UNIVERSITY OF
BRITISH COLUMBIA

Gift of
Mrs. Elsie Popelik

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of British Columbia Library

http://www.archive.org/details/unterindischerso00ld

ELSE LÜDERS / UNTER INDISCHER SONNE

ELSE LÜDERS

UNTER INDISCHER SONNE

REISEBRIEFE

1930

VERLAG QUELLE & MEYER / LEIPZIG

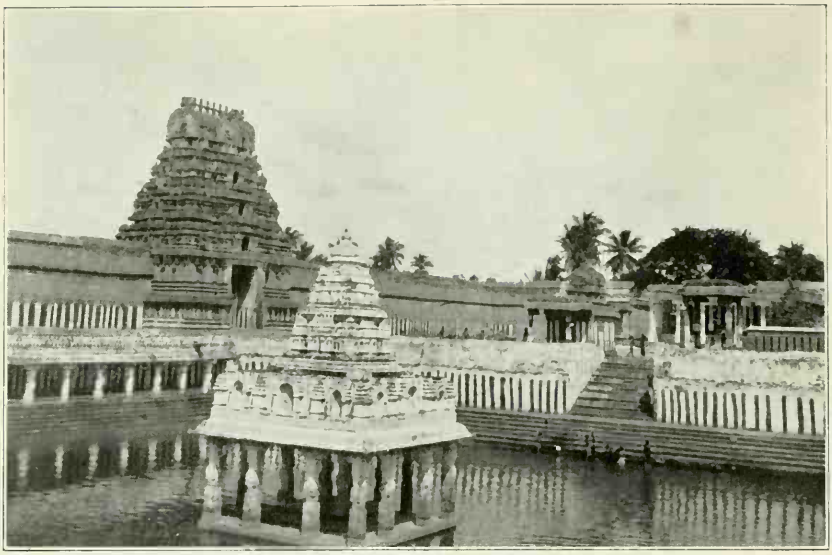
ALLE RECHTE VORBEHALTEN

*

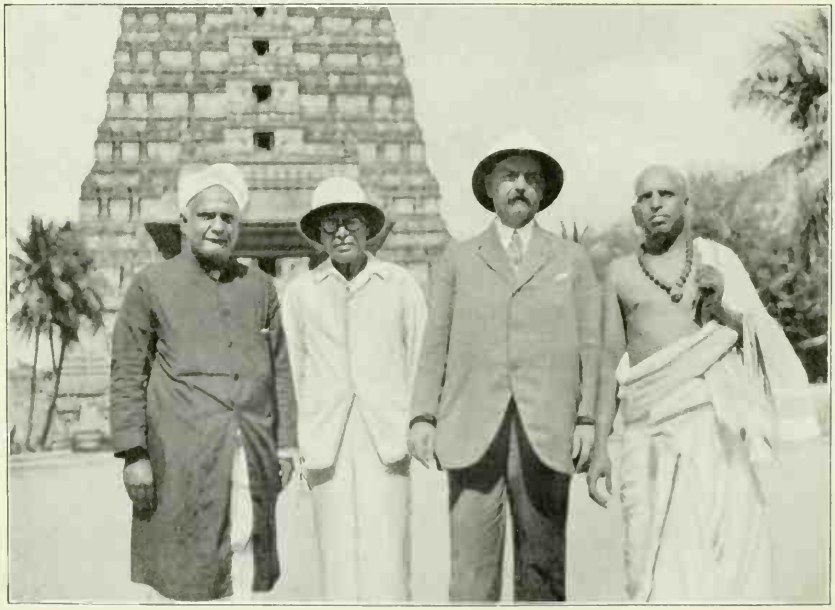
BUCHDRUCKEREI OSWALD SCHMIDT G.M.B.H.
LEIPZIG

Mahabalipur, Sieben Pagoden, Seetempel

Mahabalipur, Sahadeva's Vimana



Conjeeveram, Tempel



Conjeeveram, Oberpriester, H. und indische Gelehrte

Auf der Höhe von Kreta, 21. Oktober 1927

DIES ist nun also der erste Brief, der Euch erzählen soll, wie's uns zwei Reisenden in der weiten Welt ergeht. Gut, und eigentlich täglich besser. Wir ziehen ja immer südwärts, der Wärme und der Sonne und dem Lande unserer Sehnsucht entgegen. Und wie herrlich kann man hier auf dem Schiffe faul sein! Alles, was vor der Abreise uns bedrängte und hetzte, all die vielen Dinge, die noch erledigt sein wollten — entweder sind sie erledigt oder sie müssen eben unerledigt bleiben. Diese Überlegung bewirkt, daß ich stillvergnügt vor mich hinlache und mich meiner Losgelöstheit freue.

Aber ein ganz eigenes Gefühl war es doch, als wir am Mittwoch Abend aus Berlin hinausrollten, die Schar der Lieben, die uns fortgebracht hatte, winkend zurückließen und nun ins neue Leben hineinfuhren. Und das gleiche Gefühl, gemischt aus Freude und Wehmut, überkam uns wieder, als unsre stolze Trier ihre Anker löste und bei hellem Sonnenschein unter den Klängen von „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus" aus dem Hafen von Genua hinausglitt aufs weite blaue Mittelmeer. So lebhaft mußte ich an einen schönen Abend vor zwei Jahren zurückdenken, wo Heinrich oben auf der Terrasse des Restaurant Rigi auf den Hafen von Genua zeigte und sagte: „Sieh, dort hinaus fahren die Schiffe nach Indien." — Damals schien es eine unerfüllbare Sehnsucht und heute ist's wirklich so weit, ich bin auf der Reise nach Indien.

Unsre Trier ist ein schönes, großes Schiff, erst 1924 gebaut und mit jeder Bequemlichkeit ausgestattet. Sie hat viel Eisen und Glas als Fracht geladen, und geht daher wunderbar ruhig. Ich kann das beurteilen, da ich so arg empfindlich gegen die Schwankungen bin und sehr leicht seekrank werde, aber auf diesem Schiff und bei diesem Wetter wär's wirklich ein Kunststück. Die Trier fährt voll besetzt, I. Klasse sind wir wohl 100 Passagiere, ein ziemliches Völkergemisch. Alle Nuancen vom dunkelsten Braun bis zum hellsten Weiß sind vertreten. Eine Familie aus Colombo, ein dunkler Mann in europäischer Kleidung mit vier tiefbraunen Frauen in indischen Gewändern — die

beiden jungen wären hübsch, wenn sie nicht große Brillen trügen —, weiße Männer mit malaischen Frauen und gelben Kindern mit wuscheligen schwarzen Haaren, Portugiesen, Engländer, Holländer und Schweizer, aber der überwiegende Teil der Passagiere ist doch deutsch, was auf dem deutschen Schiff auch durchaus erfreulich ist. Unser Tisch, der Gelehrtentisch, besteht aus vier Professoren, dem jungen Schiffsarzt und mir, eine gut harmonierende Gesellschaft, die gerne lacht, sich aber auch mit großem Eifer in Fragen der Medizin, Zoologie oder Geisteswissenschaft vertieft. Das Schiffspersonal ist hervorragend nett, vom Kapitän bis herunter zum letzten Steward. Die sind übrigens auch eine amüsant zusammengewürfelte Gesellschaft. Einer ist Student der Medizin und spielt in der Kapelle das Cello, die andern spielen auch größtenteils als Bläser mit, und zwar geht es schon recht gut zusammen, in Colombo werden sie noch besser eingespielt sein. Das Leben an Bord verlockt natürlich sehr zur Faulheit. Früh um 7 Uhr werden wir geweckt, Badestunde für uns. Wir baden in warmem Seewasser und spülen uns dann mit klarem Süßwasser ab. Das ist nötig, weil das Mittelmeer so sehr salzig ist. Um 8 ist Frühstück von fabelhafter Üppigkeit. Durchessen ist unmöglich. Dann läuft man seinen Morgenspaziergang immer rund ums Deck herum, bis man sich erschöpft in seinen Liegestuhl wirft, träumt, liest, schwatzt und den Horizont mit dem Fernglas absucht. Alles rät, welche Inseln man in der Ferne entdeckt hat, meistens ist's nachher falsch, aber das schadet nichts. Heinrich arbeitet noch, aber auch nur im gemächlichen Tempo, und oft faulenzt er auch und sieht schon so viel besser aus, daß ich mich im stillen daran freue. Um 12 ist zweites Frühstück, abermals unendlich vielseitig, dann Schlaf auf Deck, herrlich! Und der Nachmittag vergeht ähnlich wie der Vormittag, dann kommt der Sonnenuntergang, der sich meistens irgendwie besonders schön herausputzt. Um 7 ist dann Diner in Smoking und Abendkleid, ausgezeichnet und lang, mit Musik. Nach dem Essen ist auch immer etwas los, entweder Konzert oder Tanz auf Deck. Lieber noch ist mir der Genuß des Sternenhimmels. Und köstlich erfrischend sind nun die Nächte, nachdem die Tage schon recht heiß geworden sind.

Und nun sollt Ihr hören, wie ich gestern meinen Geburtstag verlebt habe, den eigenartigsten wohl meines Daseins. Um $^1/_2$ 4 Uhr ließen wir uns wecken, da wir durch die Straße von Messina fuhren. Schnell den Mantel über die Pyjamas und hinauf aufs Deck. Es hatte geregnet, aber nun war der Himmel sternenklar, der Mond ein silberner Kahn — eine Stellung, die immer wieder höchst verblüffend auf mich

wirkt —, Jupiter ganz grell und nah, alles sehr fremdartig. Die Ufer waren ganz dicht mit Lichtern übersät, Berge darüber, die ein Wetterleuchten immer wieder hervortreten ließ. Besonders Reggio wirkte wie eine riesige Illumination. Es hat die modernsten Hafenanlagen und einen langen, langen Quai, der in unzähligen Lichtern erstrahlte.

Während wir noch staunten, tauchte aus dem Dunkeln der Kapitän auf und gratulierte mir als erster zum Geburtstag, und als ich ihn verwundert fragte, woher er das wisse, behauptete er, aus den Sternen stamme seine Wissenschaft. Neben ihm, auf der Kommandobrücke durften wir dann das herrliche Schauspiel genießen. Gegen 5 Uhr krochen wir dann wieder ins Bett, aber kaum eingeschlafen, wurden wir um $^1/_{27}$ von einem Bläserchor vor unsrer Tür mit dem Choral geweckt „Bis hierher hat mich Gott gebracht". Auf dem Frühstückstisch stand vor meinem Platz die gehißte Lloydfahne und eine Riesentorte mit Zuckerguß "Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag" — so huldigt der Lloyd, oder ein liebenswürdiger Kapitän, seinen Geburtstagskindern. Unser Tisch gratulierte natürlich auch und alle Stewards. Nachmittags lud dann der Kapitän unsern ganzen Tisch in seine behagliche Kajüte, ich bekam allerlei hübsche Lloydandenken zum Geburtstag und wir tranken Kaffee und aßen meine Torte. Es war höchst gemütlich. Der Kapitän erzählte sehr interessant von seinen Kriegserlebnissen, sein Schiff lag neben der „Deutschland" in einem amerikanischen Hafen und er wurde später natürlich interniert. Übrigens erfuhren wir, daß unsere Trier soviel Fracht führt wie 20 Güterzüge mit je 50 Waggons. Das ist doch fast unglaublich! Abends trank dann unser Tisch in Sekt mein Wohl. Schön war der Tag, aber ich hab viel heimgedacht an alle Lieben in der Ferne.

27. Oktober, angesichts der Zwölf Apostel.

Am 23. morgens lagen wir vor Port Said vor Anker unter glühender Sonne, aber bei leicht bewegter Luft. Die Häuser alle flach, ein paar Palmen, am Pier eine Menge sehr eigenartig gebauter Segelschiffe, im ganzen ein sehr fremdartiges Bild. Und nun erst der Inhalt der zahlreichen Pinassen und Boote, die herbeischossen, braune würdige Herren mit Fez auf dem Kopf, Vertreter der Hafenpolizei, Cooks, des Lloyd und die ersten europäischen Herren im Tropenhut und in Schneeweiß. Wir wurden ausgebootet und waren schnell am Land, wo sich natürlich gleich eine Herde Führer, Verkäufer und Bettler auf uns stürzte.

Wir taten das Schlaueste und nahmen einen älteren Araber als Führer, der Englisch sprach, und mit dem wir in den paar Stunden das Wichtigste gesehen haben, ohne wie die meisten andern ununterbrochen von Eingeborenen belästigt zu werden. Er scheuchte sie mit eindrucksvoller Geste und einigen Worten weg. Die Bazarstraße ist ganz orientalisch mit offenen Läden und farbenprächtigen Waren. Man ist auf einmal in einer andern Welt, fühlt stolz, daß man auf afrikanischem Boden steht. Unsere nötigen Einkäufe, vor allem meinen Tropenhut, besorgten wir im großen Warenhaus von Simon Arz. Und durch diese nötige Kopfbedeckung vor glühendem Sonnenbrand geschützt machten wir nun einen Spaziergang zur Moschee. Wir kamen durch einen Volksgarten mit herrlich blühenden Bäumen, eine ganze Allee einer Akazienart mit dicken gelben Blumenbüscheln, ein wahres „Knallstück" vor dem tiefblauen Himmel. Eine Mauer, berankt mit rotlila Schlinggewächsen, Kakteen und Agaven gepflanzt in ein eisernes Boot, das die Deutschen im Suezkanal versenkt hatten und das später gehoben war, eine echt südliche Farbenpracht unter südlicher Sonne. Die Moschee war dann, obgleich nicht alt, für uns als erste ihrer Art doch sehr interessant. Die luftige Halle hat eine schöne buntbemalte Balkendecke, das Licht fällt durch eine Laterne von oben ein; wir mußten Strohschuhe überziehen, um eintreten zu dürfen. Schöne Teppiche lagen innen, einzelne Gläubige warfen sich auf und nieder, das Gesicht nach Mekka gewandt; die Richtung wird durch den Mihrab, die reich verzierte leere Nische, angezeigt. Draußen war ein großer Waschraum, in dem die Beter zuvor ihre rituellen Reinigungen vollziehen. Merkwürdige Typen waren darunter. Da sich alle an irgendeinem Körperteil heftig kratzten, hüteten wir uns davor, ihnen zu nahe zu kommen. — Nun ging's im Berliner Geschwindschritt zur Araberstadt, die ungemein bunt und interessant ist. An jeder Ecke war großer Handel, mächtige Fruchtwagen mit frischen roten Datteln, Zitronen und Melonen, Fleischerläden und Kaffeestuben, alles offen und wie auf der Straße. Wasserverkäufer mit vielen blanken Messingkesselchen schoben sich durchs Gewühl, zwei Entenverkäufer in schönen blauen Gewändern trugen ihre Tiere an den Flügeln, genau wie auf altägyptischen Bildern. Dazwischen gingen Frauen, ganz in schwarze Gewänder gehüllt und verschleiert, nur die Augen, oft wunderschöne schwarze Augen, sehen hervor. Verheiratete tragen eine Art Messinghülse vor der Nase, an der der untere Schleier befestigt ist, Unverheiratete haben einen ganz verhüllenden schwarzen Schleier. Erstaunlich, daß sie bei der großen Hitze gerade Schwarz tragen! Auch unter den Männern sah man schöne Ge-

stalten mit edlem, aufrechtem Gang, natürlich ein großes Völkergemisch in allen möglichen malerischen Trachten. Wir stärkten uns noch mit türkischem Kaffee und eilten dann zum Schiff zurück, da die paar Stunden Landaufenthalt nur zu schnell verflogen waren. Amüsant war noch die letzte halbe Stunde vor der Abfahrt, wo sich eine Menge Boote um die Trier versammelten, mit farbenfrohen Decken und Seidentüchern gefüllt. Mit vielem Geschrei suchten ihre Besitzer noch Geschäfte zu machen. Einige von uns kauften auch noch und Ware und Geld wurden schnell in einem Korb hinauf- und hinabgeseilt. Zwischen den Booten tummelten sich braune, nackte Kerle im Wasser, die nach Geldstücken tauchten. Wie die Fische sind sie — stundenlang sind sie so im Wasser, ohne daß man viel Schwimmbewegungen sieht. Schließlich gings dann weiter in den Suezkanal hinein. Zu beiden Seiten erscheint nun die Wüste, glühend und einförmig, weiße Salzhügel glitzern in der Sonne. Die Vegetation wird unendlich dürftig, nur noch kümmerliche Palmen, niederes Gestrüpp. Bei El Kantara, wo die alte Karawanenstraße von Syrien nach Ägypten vorbeiführte, ist auch heute eine Fähre — dicht daneben der Bahnhof, auf dem die Züge von Damaskus und Jerusalem ankommen. Diesmal bot diese Stelle uns einen besonders interessanten Anblick. Eine große Kamelkarawane sollte gerade übergesetzt werden, daneben standen die Zelte der Araber, ihrer Treiber oder Besitzer. Wir waren so nah, daß man alles genau beobachten konnte, und glücklicherweise mußten wir kaum 200 m davon festmachen, da wir fünf Schiffe an uns vorbei lassen mußten. Der Kanal ist so schmal, daß die sich begegnenden Schiffe nur an bestimmten Stellen aneinander vorbeifahren können. Damit das aufgewühlte Wasser die Ufer nicht schädigt, fährt man auch nur ganz langsam hindurch. So sahen wir einen Teil der glücklich übergesetzten Kamele würdig eins hinter dem andern herschreitend, von Kamelreitern begleitet, allmählich hinter einer kleinen Ansiedlung verschwinden. Auf der andern Seite des Kanals tummelte ein dicker Araber ein prachtvolles Pferd mit langem Schweif — alles auf dem Hintergrund der Wüste höchst eindrucksvolle Bilder! Schnell sank dann der Abend herab, und ganz fremdartig wirkte nun der erleuchtete Eisenbahnzug, der im weiten Bogen durch die Wüste heranfuhr und neben der Kamelkarawane hielt. Alte und neue Zeit dicht nebeneinander! Auch den nächsten Tag waren wir noch im Suezkanal, die Hitze war recht beträchtlich. Nun erschien das Sinaigebirge, als höchster Berg in der Ferne der Dschebel Musa, wo Moses die Gesetzestafeln empfing. Aber auch die andern Berge schroff und kahl und viele von bizarren Formen. Beim

Eintritt ins Rote Meer stellten wir natürlich die Stelle fest, wo Moses die Juden hindurch geführt hat! Hier wurde es nun tüchtig heiß, solange wir noch etwas Nordwind hatten, blieb es aber erträglich, nur wenn es von der Wüste herüberwehte, wurde es drückend und erschlaffend wie bei Sirocco. Die Punkahs sind nun den ganzen Tag in Bewegung, man wird fauler und fauler. Ein offenes Bad wurde auf dem Vorderdeck eingerichtet; ich benutzte es morgens um sechs, da man doch schlecht schläft und gern früh aufsteht. In der Kabine ist trotz fliegenden Zugs 30° R. Alle Türen und Luken sind natürlich offen und die Punkahs sausen. Schon beim Anziehen fließt der Schweiß in Strömen. Wir Frauen werden immer erfinderischer im Auslassen von Kleidungsstücken, und viele Herren erscheinen zum Diner im weißen Smoking. Am schönsten ist es nun nachts auf dem Deck im Liegestuhl, wo doch meistens ein leiser Wind weht. Ich steige mit Sch. oft noch hinauf aufs Oberdeck, wo wir zwischen Rettungsbooten und Maschinen einen Ausguck gefunden haben und man ungeblendet von den Lichtern des Schiffes den prachtvollen Sternenhimmel genießen kann. Der Mond, nun nahezu voll, sieht wieder normal aus, strahlt aber so intensiv, daß er eine silberne Straße über das leichtbewegte Meer zieht. Die Sterne sind grell und nah.

Heut ist schon der 1. November, da soll dieser Brief fertig werden, damit er in Colombo zur Post geht. Ihr habt es wohl winterlich kalt und trüb daheim, und wir sitzen in dünnster Sommerkleidung und genießen endlich ein leichtes Monsunlüftchen. Das Meer ist ganz zartblau mit kleinen weißen Wellenkämmen. Vor zwei Tagen sahen wir das letzte Land; fern, fern Sokotra und die beiden Felseninseln — the Brothers. In der Formation sind sie ganz gleich, daher wohl der Name, aber sonst so öde und gottverlassen, kein Baum, kein Strauch, kein Mensch und geradezu gebraten in südlicher Sonne. Fürchterlicher Gedanke, dort als Schiffbrüchiger an Land zu kommen! Seither ist wieder nur Meer um uns, aber jetzt ein höchst vergnügliches, lebendiges Meer. Tausende von fliegenden Fischen schnellen sich aus dem Wasser heraus und schießen wie Silberpfeile ein Stück darüber hin. Sind sie weiter weg, so sieht es aus, als spritze das Meer in lauter Quellchen hoch, von nahe aber wirken sie wie ein Schwarm silberner Vögelchen, die sich aus dem Wasser heben und nach ein paar Metern wieder einfallen. Sie sind so groß wie ein stattlicher Hering, die Flügel sind durchsichtig wie Libellenflügel. Noch amüsanter, leider aber seltener, sind die Delphine. Neulich sprangen drei, ausgerichtet wie Soldaten, aus dem Wasser und tummelten sich wohl eine Viertelstunde neben uns, dann überholten wir

sie endgültig. Mir machte es furchtbar viel Spaß, all dies Getier zu beobachten, ebenso wie bei Nacht die leuchtenden kleinen Infusorien, die sich zu Hunderten und Tausenden in den Wellen, die das Schiff aufwühlt, herumtreiben.

Seit Tagen hat nun eine wahre Vergnügungssucht unsere gute Trier ergriffen. Seit wir aus dem Roten Meer heraus sind, werden Sportspiele gespielt. Manche finde ich sehr amüsant, Shuffle-Board erfordert Geschicklichkeit, macht aber viel Spaß. Deck-Quoits, Bull-Board, Deck-Tennis wird gespielt, überall fliegen Ringe oder Holzplatten, so daß die Spaziergänger einigermaßen bedroht und nicht restlos begeistert von dem Eifer der übrigen sind. Auch abends ist beständig irgendeine gesellige Veranstaltung. Neulich war Jahrmarkt in der zweiten Kajüte. Wir gingen alle hin. Die Stewards hatten alles mit viel Eifer und Geschick höchst drollig arrangiert, Ringwerfen, Schießbude, Glücksrad, Karussel und Tanzboden und Bierausschank gab es. Alles war lustig geschmückt mit Fahnen und Papierguirlanden, dazu spielte die Musik. Es war ein mächtiger Radau und viel Ulk. Ein Steward, früherer Artist, gab kräftige Couplets zum Besten. Die Stimmung war höchst fidel und wir haben trotz einiger Windstärke flott getanzt. Dann gab es ein Konzert mit viel gutem Willen, allerdings reichlich mäßigen Kräften und schließlich Maskenball. Das war nun ein höchst heiteres, mit denkbar einfachsten Mitteln bewerkstelligtes Vergnügen. Natürlich hatten nur alte Seefahrer, die die Sache kannten, Maskenkostüme mitgebracht, jeder andere half sich so gut es ging. Aber einige brachten mit Phantasie und Erfindung sehr hübsche Sachen zustande, so ein junger Deutscher, der sich mit Handtüchern ein indisches Kostüm gemacht hatte: die rote Badehose wurde zum Turban, Gardinenhalter zu Ohrringen und braune Schminke vom Friseur tat das übrige — er sah famos aus. Eine hübsche junge Irin hatte sich mit schwarz-weiß-roten Schiffsflaggen als Germania verkleidet und erregte große Freude. Andere halfen sich mit Papiermützen, Heinrich mit einem Papierturban und einem weißen Anzug, ich mit Lockenfrisur und Ballblumen darin. Es war schließlich ein solch lustiges buntes Bild. Wir tanzten bis zum Lichterausdrehen an Deck und sangen in edlem Wettstreit schweizer, holländische und deutsche Lieder. Ihr seht, mit was für einem heitern Schiff wir gen Osten fahren! Nach Urteil aller Passagiere ist sonst nie soviel los gewesen wie diesmal. Heinrich und der Kollege O. finden es oft zuviel, weil kaum noch ein ruhiges Plätzchen auf der Trier zu finden ist.

Colombo, 5. November

Heut nur noch ein kurzer Abschiedsgruß und die Meldung, daß wir gestern Abend $^1/_2$10 Uhr bei tüchtiger Hitze glücklich in Colombo eingetroffen sind. — Von dem Geschrei und dem Durcheinander solch nächtlicher Ankunft könnt Ihr Euch keinen Begriff machen. Ein Strom von dunklen Menschen ergoß sich aufs Schiff, die hilfreichen Stewards aber hielten die Kabinen besetzt und ließen nur die Boys vom Galle Face Hotel hinein; so sahen wir unsere Habe bald auf schwarzen Rücken in die schwarze Nacht hinein verschwinden. Dann kam der Abschied von dem liebenswürdigen Kapitän und den meisten der Fahrtgenossen, und dann gaben wir uns vertrauensvoll in die Obhut des Vertreters des deutschen Konsuls und des jungen Herrn Freudenberg, Besitzers des größten deutschen Geschäfts auf Ceylon. Wir wurden in ein Privatmotorboot verladen, und mit größter Geschwindigkeit ging es nun dem Lichtmeer Colombos entgegen.

Was uns die Wunderinsel Ceylon nun bringen wird, das sollt Ihr nächstes Mal hören.

Anuradhapura, Ceylon, 17. November 1927

Seit meinem letzten Brief haben wir so unendlich viel gesehen und erlebt, daß ich tagelang nicht einmal die Zeit und Konzentration fand, um das Tagebuch zu schreiben. Das haben dafür Heinrich und Sch., jeder für sich, brav besorgt, und ich kann daher doch mit dieser Hilfe einigermaßen richtig erzählen. Wir haben hier in Anuradhapura auch einen ordentlichen Ruhetag eingelegt, und ich sitze in der luftigen Halle des kleinen Hotels am Schreibtisch. Charakteristisch für ein solches Hotel ist es, daß es rings von Veranden umgeben ist, in denen es von Blumen und Blattpflanzen voll steht und hängt; die Zimmer haben gegenüberliegende Türen und Fenster auf die Veranda hinaus, sind also fast dunkel und alle verfügbare Luft streicht beständig hindurch. Zu verschließen pflegt man solche Türen nur für die Augenblicke der tiefsten Dekostümierung und während der Nacht, wo dafür aber der elektrische Punkah saust. Der Speisesaal ist eine luftige Säulenhalle, bei Tage ist er dämmrig, mein Schreibgelaß ist oben eine große gedeckte Veranda mit Liegestühlen und andern bequemen Sitzgelegenheiten, daran schließt sich eine große ungedeckte Terrasse, und draußen ist eine Art Wiese mit alten Bäumen mit Luftwurzeln, in denen ein paar Affen herum-

klettern. Hindurch schimmert ein alter Dagoba von den Ausgrabungsstätten her. Wir sind hier mitten im Dschungel, aber wieder an der Bahnlinie, mit der wir morgen Nacht denn auch die Reise nach Indien antreten werden. Hier ist's sehr heiß, immer so um 30° R herum, und ziemlich feucht dabei, weil wir noch die Ausläufer der Regenzeit haben. Seit drei Stunden donnert es ununterbrochen und es hat geradezu geschüttet, was ich erst voll Wonne in meine Träume hinein vernahm und auch jetzt noch wohltuend empfinde. Sehr abkühlen tut es ja nicht, aber ein wenig frischer wird es doch. — Über mir an der Holzdecke huschen große und kleine Eidechsen von merkwürdig durchsichtiger Farbe, die nach Mücken jagen. In jedem Raum treiben sie ihr nützliches Wesen. Was überhaupt alles herumkreucht und fleucht, ist einfach unbeschreiblich. Moskitos gibt es von jeder Größe, und eine Sorte immer blutgieriger als die andere. Natürlich schlafen wir, seit wir Colombo verließen, immer unter dem Moskitonetz, so daß die Nächte wenigstens ungestört sind. Des Tages reibe ich mich 3—4 mal mit Moskitol ein, was ziemlich würzig riecht, aber auch gegen die Mücken etwas schützt. Schlangen gibt es sicher hier im Hause auch, sie halten sich ja aber zum Glück hauptsächlich auf dem Dachboden auf und jagen da nach Ratten. Die erste Schlange in Freiheit traf ich heut Morgen in den Ruinen von Mihintale, eine „harmless ratsnake", wie unser Begleiter sagte; immerhin $1^1/_2$ Meter war sie lang und schillerte bunt. Und ich hielt mich in respektvoller Entfernung und sie schlüpfte unter einen Stein. Ich denke manchmal, wenn wir so in den alten Ruinen herumklettern und durch das hohe Gras gehen, hoffentlich stimmt's, daß die Schlangen beim Geräusch von Schritten wegschlüpfen! Ich trage bei diesen Gängen immer feste Halbschuhe und Wickelgamaschen, bin also ziemlich geschützt. Die Graswanderungen erfordern auch darum Schutz, weil sich das Gras mit feinen spitzen Stachelchen in die Strümpfe bohrt. Ich sehe mehr und mehr, daß ich doch praktisch ausgerüstet auf die Reise gegangen bin. Heinrich trägt sein „Wild-West-Kostüm" auch immer dazu. Gesund sind wir alle drei noch immer. Sch. rechnet ganz mit zu uns, und wir denken ungern daran, daß wir uns in Madras trennen müssen. Denn natürlich geht manchmal auch etwas quer, und da ist der Dritte im Bunde sehr angenehm; man lacht da über etwas, was man sonst schwer nehmen würde.

Nun sollt Ihr ein wenig von unseren sonstigen Erlebnissen erfahren. Colombo war sehr, sehr schön, aber ein solcher Wirbelsturm des Neuen und Erregenden, daß er uns zuweilen fast überwältigte. Der erste Morgen wird uns immer in der Erinnerung bleiben. Um 6 Uhr erwachten

wir durch heftigen Lärm vor unsern Fenstern, zwei große schwarze Krähen hatten sich auf dem Fensterflügel niedergelassen und vollführten dort ihr Morgengezänk. Überall in den Balken des vorspringenden Daches saßen Krähen und ganze Schwärme flogen kreischend um die Wipfel der hohen Palmen unter unseren Fenstern. Über die Palmen hin sahen wir hinaus aufs blaue Meer. Das Galle Face Hotel liegt wundervoll weit draußen und direkt am Strande, und geradezu riesige grüne Rasenflächen trennen es von der eigentlichen Stadt. Jeder frische Luftzug muß es treffen. Und alle Räume sind riesengroß, durch hohe Hallen streicht beständig der Wind, aber außerdem saust noch über jedem Tisch der elektrische Punkah. Heiß ist es trotzdem, eine feuchte Schwüle, die angreifender ist als die trockene Hitze. Ohne den Punkah über dem Bett wäre an Einschlafen nicht zu denken. Heinrich stellt ihn dann zwar Nachts wieder ab, weil man im Schlaf doch den ewigen Wirbelwind nicht vertragen kann, dafür wacht man dann morgens schon wieder schweißgebadet auf. — Unten in den weiten Hallen des Hotels ist ein Heer von schwarzen Dienern, geräuschlos, weil barfuß, im weißen Sarong, dem frauenrockartigen Gewand, das blauschwarze Haar am Hinterkopf aufgedreht und mit einem Kamm festgesteckt, was von hinten etwas weibisch wirkt. Aber von vorn sehen die Leute oft prachtvoll aus mit den funkelnden Augen, den schön gebogenen Nasen und den blitzenden Zähnen. Wir nahmen uns gleich nach dem Frühstück eine Rikscha, einen zweirädrigen hohen Wagen für eine Person, der von einem Kuli gezogen wird; den Sola Topi, den Tropenhut, trugen wir natürlich, denn die Sonne brennt schon früh am Tage gewaltig heiß. Herrlich fand ich dies Fahren in der Rikscha, es geht schnell, aber doch lange nicht so schnell wie im Auto, und man sieht alles so gut. Das ganze Leben um uns, vor allem aber dann in der Eingeborenenstadt, der Pettah, war ja fabelhaft interessant und bunt, so daß man sich Indras 1000 Augen wünschte, um alles erfassen zu können. Der Handel in den offenen Läden und auf den Straßen, der uns ja schon in Port Said so gut gefiel, ist hier noch farbenprächtiger, das Gewimmel in den Straßen noch viel bunter, da in der großen Hafenstadt sich Singhalesen, Tamulen, Malaien, Afghanen, Neger und Mischlinge jeder Farbenschattierung angesiedelt haben. Die singhalesischen Männer sehen im allgemeinen besser aus als die Frauen, sind vor allem größer, aber der Gang ist bei beiden Geschlechtern schön, aufrecht und stolz. Es kommt wohl daher, daß sie gewohnt sind, die Lasten auf dem Kopfe zu tragen. Sehr viele Frauen begegneten uns, die ihre an sich schon etwas breiten Nasen mit mehr oder weniger dicken Goldknöpfen ge-

schmückt hatten, zuweilen auch noch lange goldene Gehänge darin trugen. Ich hielt sie zuerst für Singhalesinnen, es sind aber Tamulinnen, die sich besonders reich mit Schmuck behängen. Mir, die ich schon Ohrringe nicht gut leiden kann, erschien diese Nasenverzierung direkt entstellend. Soweit werden wir Europäerinnen ja hoffentlich nicht auch noch kommen! Reizend sind natürlich die Kinder, die Kleinsten laufen ganz nackt, höchstens mit einem Lendenschurz bekleidet, und die schönen tiefbraunen Körper sehen wie dunkle Bronze aus. Durch Bettelei wurden wir in Colombo nicht viel belästigt, aber einmal hat uns ein kleiner Kerl von vielleicht 6 Jahren viel Spaß gemacht. Er lief neben uns her und sang wie ein Liedchen: „Master, give a copperpiece, don't be late, Master, people will say bad Master, Master, give a copperpiece!" Unermüdlich fing er von vorn an und erreichte dann natürlich auch sein „copperpiece".

Ganz herrlich ist das Villenviertel, wo die vornehmen Singhalesen und Europäer wohnen. Es befindet sich auf dem Gebiet der ehemaligen Zimtgärten und die Pflanzenwelt ist dort von solcher Üppigkeit, so wie wir uns daheim die tropischen Gärten vorstellen. Riesige Palmen, saftig grün, nicht grau verstaubt wie an der Riviera, dichte Büsche, aus denen große feurig rote und gelbe Blüten herausleuchten, reizende zart rosa und lila Schlinggewächse, die sich um Gartentore und Veranden ranken — wir waren ganz berauscht von all dieser Pracht. Heinrich war schon auf dem Schiff durch ein Kabeltelegramm zu einem Vortrag in der „Young Men's Buddhist Society" eingeladen. Bei dem Präsidenten dieser Gesellschaft, einem Juristen, waren wir zum Frühstück eingeladen. Das sehr sympathische Ehepaar bewohnte ein reizendes Bungalow in einem der herrlichen Gärten, alle Räume waren zu ebener Erde, statt Türen gab es nur Vorhänge, damit jeder Luftzug durch die Räume streichen kann. Die Unterhaltung war sehr interessant, beide Eheleute sprachen tadellos englisch und haben ganz europäische Bildung, der Mann ist ein bedeutender Gelehrter. Die Frau ist sozial tätig, in einem Institut, in dem buddhistische Frauen unterrichtet und in allen möglichen Handfertigkeiten ausgebildet werden. Sie schenkte mir dort geklöppelte Spitzen und hübsche geflochtene Taschen. Das Essen war echt singhalesisch, für unsere Zungen waren die Gewürze enorm scharf, aber eine herrliche Frucht lernten wir kennen — die Papaya. Sie soll pepsinartige Wirkung haben und gilt für sehr gesund. Äußerlich könnte man sie für eine Melone halten, sie wächst aber an Bäumen und schmeckt eigenartig und erfrischend, den Saft einer Orangenscheibe träufelt man sich darauf. Seither ist sie uns überall bereits morgens zum ersten

Frühstück wiederbegegnet. — Heinrichs Vortrag über den buddhistischen Kanon war sehr gut besucht und das Publikum, nur aus Männern bestehend, war sehr interessiert. Es schloß sich eine ausführliche Diskussion an. Er brachte uns aber auch sehr viel Freundliches ein. Wir bekamen stets ein Privatauto von buddhistischen Freunden zur Verfügung gestellt, was bei den großen Entfernungen in der Hitze höchst angenehm war. Außerdem zeigten uns der Jurist und ein Arzt sehr interessante buddhistische Klöster. Den Vidyalankara-Vihara, den wir als erstes sahen und der der allerstimmungsvollste war, muß ich Euch schildern. Er lag wohl eine Stunde Autofahrt von Colombo entfernt in einem dichten Palmenwalde. Einige weiße Gebäude sind darin verstreut, das Haupthaus — die Wohnung des Vorstehers — hatte vielleicht vier Räume, davor die Veranda mit Liegestühlen. In dieser empfing uns der Vorsteher, ein würdiger Mönch im üblichen gelben Gewande, die rechte Schulter frei; im Hintergrunde standen die übrigen Mönche und Schüler, ebenso gekleidet. Dies Gewand ist, wie der Lübecker sagt, „klotzgelb" oder orange, und steht vorzüglich zu den braunen Gestalten, einzelne sahen einfach bildschön aus und alle haben sie eine wundervolle Haltung. Wir wurden in ein europäisches Sofa genötigt und es entspann sich zwischen Heinrich, Sch. und dem Vorsteher eine Sanskritunterhaltung. Die Mönche standen schweigend und aufmerksam lauschend dabei. Ich hätte das Bild photographieren mögen. Dann mußten wir das Arbeitszimmer, das leider in europäischem Geschmack eingerichtet war, betrachten, alle Handschriften besehen und wurden dann herumgeführt, wobei sich der Lehrer des Sanskrit in diesem Kloster, ein sehr sympathischer, englisch sprechender Nordinder, beteiligte. Die Predigthalle wurde uns gezeigt, eine völlig luftige Säulenhalle, behängt mit Kränzen, dann der Tempel, wieder umgeben von luftiger Halle. Wir mußten die Schuhe ausziehen, um das Innere zu betreten. In der Mitte Buddha, sitzend im Zustand der Meditation, davor ein Opfertisch, auf dem wir vorher überreichte Blumen niederlegten; zur Seite stehende Buddhafiguren, die Wände bedeckt mit bunten Darstellungen aus dem Buddhaleben und dem Legendenkranz der Jatakas, alles ziemlich bunt, aber nicht unangenehm in den Farben. Dieser innere Tempelraum, etwa 10 Quadratmeter groß, hatte eine kleine Vorhalle, die merkwürdigerweise mit Figuren der Hindugötter Vishnu und Karttikeya, die allmählich in das buddhistische Pantheon aufgenommen worden sind, geschmückt war. Die ganze Schar der Mönche begleitete uns bei unserem Rundgang. Ein kleiner Glockenturm steht frei. Jeder buddhistische Pilger schlägt die Glocke an, und

zwar so viele Male, wie er das Kloster schon besucht hat. Ein Dagoba, das Charakteristischste jedes buddhistischen Klosters, ist nahe dem Eingang. Da die Dagobas uns durch ganz Ceylon immer wieder begegneten, muß ich sie euch einmal kurz schildern. Ein niedriger quadratischer Unterbau, darauf bienenkorb- oder glockenförmig der Oberbau, auf dem noch ein kleiner verzierender Aufbau steht. Das ganze Bauwerk ist massiv, im Innern ist ein Reliquienkästchen eingemauert. Hier war der Dagoba etwa 6 m hoch und bläulich-weiß getüncht. Schließlich war noch in einem Tempelchen die Bibliothek provisorisch untergebracht. Die Mönche selber leben in einem niedrigen, langgestreckten Haus mit Strohdach, der alten „Laubhütte" der Buddhisten. Der Abend sank hernieder, während wir im Gespräch mit den Mönchen standen. Ein rot-goldner Himmel spannte sich über die Palmen, unter denen eine Gazelle und ein paar Zebuöchslein weideten. Es war eine solche Atmosphäre des Friedens und der Abgeschiedenheit, daß wir uns nur ungern trennten, Heinrich wohl am liebsten dort geblieben wäre und mit den sympathischen Mönchen ein Jahr lang Pali studiert hätte. Unser juristischer Freund erzählte uns dann, daß er als Junge dort seinen Unterricht erhalten habe und täglich von seinem Elternhause hinübergewandert sei. Er liebt das Kloster augenscheinlich wie eine Heimat. — Seither haben wir noch viele Klöster besucht, aber dies erste ist mir, weil wir auch in solch nähere Berührung mit den Mönchen kamen, in besonders eindrucksvoller Erinnerung. Am Uposathafeste, das am Voll- und Neumondstage gefeiert wird, ziehen Scharen von Pilgern mit Blumen zu den Tempeln. Wir trafen an diesem Tag in einem Kloster Züge von Frauen, jede trug ihre Blumen herbei, und wenn sie sie auf den Opfertisch niedergelegt hatte, warf sie sich nieder und verrichtete voll Inbrunst ihre Andacht. Immer waren dabei die Bewegungen maßvoll und schön. Hinter dem Tempel stand hier ein heiliger Bobaum, Ficus religiosa, ganz behängt mit Wimpeln und Fähnchen, die von den Frauen selbst genäht und gestickt als Opfergabe aufgehängt werden. Fast bei allen Klöstern werden die Bobäume gepflanzt. Es sind heilige Bäume, denn unter einem solchen hat einst der Buddha die Erleuchtung erlangt. Sie werden wie die Buddhabilder selber verehrt und mit Gaben bedacht.

Das berühmte Seebad von Mount Lavinia bei Colombo besuchten wir auch. Ein großes elegantes Hotel liegt direkt über dem Meer, eine Terrasse mit herrlichem Blick davor. Unterhalb ist ein kleines Badehaus, man darf aber nur etwa 20 m hinaus schwimmen, weil zuviel Haifische an dieser Küste sind. Ich habe mir das Vergnügen des Badens

aber versagen müssen, weil unsere Zeit zu knapp war. Dagegen genossen wir den Anblick der vielen Ausleger-Boote sehr, die, auf den Strand hinaufgezogen, direkt unter Palmen lagen. Diese herrlichen Palmenwälder, die sich weit am Meer hinziehen, sind eigentlich das Allerschönste an diesem Seebade, und die fast nackten braunen Schiffer, die uns so furchtbar gern durch die wilde Brandung rudern wollten, paßten wundervoll zu dem ganzen Bilde.

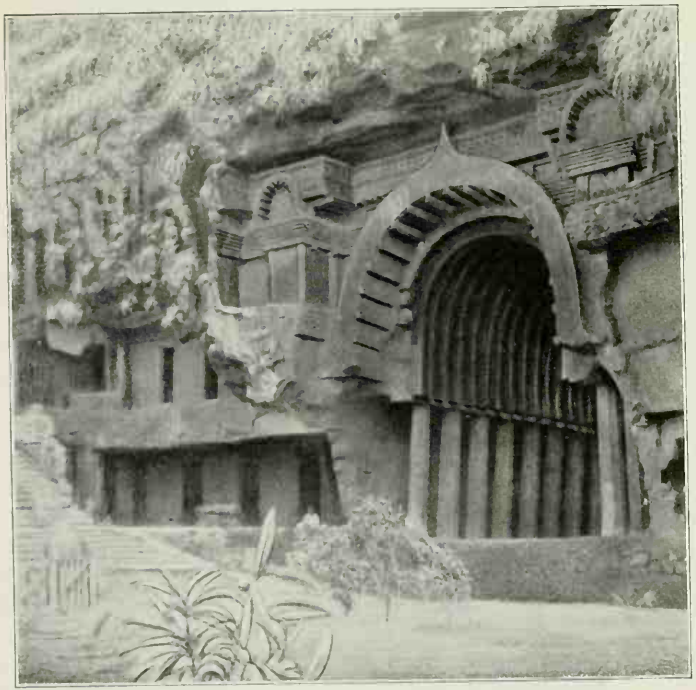
Von Colombo fuhren wir dann mit der Bahn hinauf nach Kandy, der bezaubernd in 500 m Höhe gelegenen ehemaligen Hauptstadt des Singhalesenreiches. Rings um einen langen, schmalen See sind Berge mit Wald bedeckt. Alles ist Dschungelwald, Palmen und andere tropische Bäume, dicht verfilzt, viele mit großen roten, gelben oder lila Blüten. Ein reizendes, luftiges Hotel, dicht am See gelegen, war unser Quartier. Am andern Ufer des Sees liegt der Ort mit dem berühmten Buddhazahntempel, ein Bauwerk von fremdartiger Schönheit. Wir kamen unter Führung eines jungen Buddhisten — auch hier hielt Heinrich vor den „Young Buddhist Men" eine Ansprache und dafür waren sie rührend freundlich gegen uns — abends um sechs, als es draußen schon ganz finster war, dorthin, stiegen hinauf in den Tempelraum, der mit Lichtern erhellt von einer rhythmisch eindrucksvollen, etwas harten Trommelmusik erfüllt war. Überall aus dem Dunkel glänzten die alten bunten Buddhastatuen, auf den Altären flammten kleine Kerzen und überall brachten Gläubige ihre Blumenopfer dar. Im Hintergrunde staute sich eine dichte Menschenmenge an einer Treppe, wir gesellten uns dazu und wurden diese enge Treppe hinauf in einen kleinen Vorraum gedrängt, wo Kopf an Kopf die Menge schweigend harrte mit Blumen und Kerzen in den erhobenen Händen. Plötzlich öffnete sich die Tür zum Allerheiligsten, ein ‚Ah' des Entzückens entströmte den Lippen der sehnsuchtsvoll Wartenden, und dann drängten sie hinein zum Opfertisch, neben dem zwei gelbgewandete Mönche standen, die die dargebrachten Blumen auf die Steinplatte vor dem Schrein legten und die Kerzen entzündeten. Uns luden die Mönche ein, näher an den Schrein heranzutreten, ermahnten uns aber vorsichtig die silberne Schwelle, die nicht mit dem Fuß berührt werden darf, zu überschreiten. Im Schreine werden kostbare Gold- und Silberschätze aufbewahrt, das Hauptstück, der heilige Zahn, war natürlich nicht sichtbar. In siebenfacher goldner Umhüllung ruht diese Reliquie, die $4^1/_2$ cm lang und $1^1/_2$ cm breit sein und keine Ähnlichkeit mit einem Menschenzahn haben soll. Nach geschichtlicher Überlieferung soll der Buddhazahn übrigens 1650 von den Portugiesen erbeutet und nach

Goa gebracht und dort von dem Erzbischof feierlich in Gegenwart des Vizekönigs und seines Hofes verbrannt worden sein. Die Buddhisten dagegen behaupten, die Portugiesen hätten einen falschen Zahn erwischt und der in Kandy verehrte sei der echte. — Wie es auch sei, alle diese Menschen glauben an ihr Heiligtum, und der Augenblick, wo sie sich ihm nahen dürfen, so oft er sich auch wiederholt, reißt sie stets von neuem hin, und ihre Inbrunst und Hingabe hatte für uns etwas Ergreifendes. Auch wir legten uns überreichte Blumen nieder und es entspann sich dann das übliche kleine Paligespräch mit den freundlichen Mönchen.

Wir genossen hier in Kandy so sehr die herrliche Landschaft, die fremdartige Pflanzenwelt und das amüsante Tierleben. Schon ein morgendlicher Spaziergang um den See herum ist entzückend. Sobald man still unter einem der mächtigen alten Bäume am Ufer stehen bleibt, kuckt schon ein Köpfchen aus dem Wasser und sehr bald sieht man, daß die ganze Stelle von großen und kleinen Schildkröten wimmelt, die aber zu scheu sind, ans Ufer zu kommen, solange sie den Menschen sehen. Merkwürdigerweise fraßen sie Blumen, die wir ihnen hineinwarfen. Auch ein paar Wasserschlänglein beobachteten wir, die sich sonnten. Sie streckten den Kopf einige Zentimeter über die Wasserfläche, waren aber auch sehr scheu. Gar nicht ängstlich sind dagegen die zierlichen kleinen Eichhörnchen, die zu hunderten überall auf den Wegen, an Baumstämmen und allem Gemäuer auf- und niederhuschen. Sie sind graubraun und haben zwei gelbe Streifen auf dem Rücken. Gott Brahma selbst soll sie einst so gezeichnet haben, erzählt die Legende. Bei Dunkelwerden erscheint ein anderes fremdartiges Tier, der fliegende Hund. Bei Tage sieht man sie in Mengen wie schwarze Pakete an großen Bäumen hängen, bei Nacht aber fliegen sie mit schwerem Flug geräuschlos dahin und suchen ihre Nahrung. Sie sehen dann wie sehr große Fledermäuse aus. Ganz bezaubernd aber sind die Glühwürmchen, die zu Millionen um den See herum in allen Büschen und Bäumen leuchten. Es ist wie eine Illumination in der warmen Tropennacht, dazu duftet es aus hunderten von unbekannten Blumen. Könnt ihr euch denken, daß wir uns oft wie verzaubert fühlten? In dieser paradiesischen Landschaft liegen überall buddhistische Bauten. Der Palast der Könige von Kandy steht noch heute, seine Audienzhalle wird sogar noch für Gerichtssitzungen benutzt. Wir kamen zufällig in eine Verhandlung hinein. Der Leiter, in Perücke und rotem Ornat, thronte auf hohem Sitz in der Mitte, vernommen wurde gerade als Zeugin eine junge sehr verschüchterte Singhalesin. Es war ein höchst eindrucksvolles Bild, und die schöne

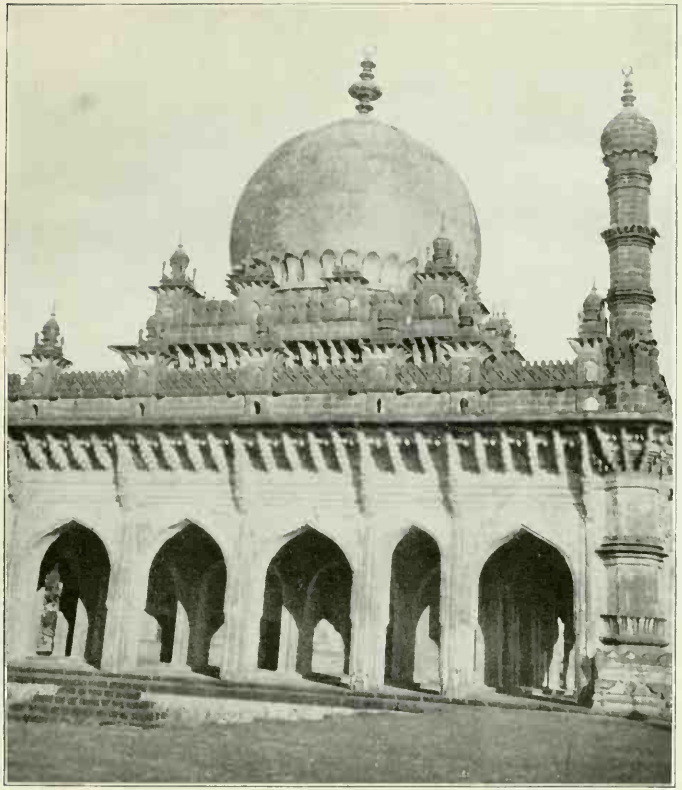
alte Halle mit ihren dunklen Schnitzereien bildete eine prachtvolle Umrahmung.

Wir machten herrliche Autofahrten zu alten Klöstern. Unterwegs sahen wir die Elefanten an ihrem Badeplatz im Flusse. Vorsichtig wie Menschen, stiegen sie die steile Böschung hinab und wälzten sich dann behaglich im Flusse — nur die Rüsselspitze schaute oft noch heraus —, nachher kamen fünf Stück mit ihren Treibern aus dem Wasser und machten ihre Kunststücke vor uns, und wir fütterten sie mit Bananen und Zuckerrohr. Natürlich waren wir, sogar zweimal, in dem berühmten Peradeniya-Garten, dem herrlichsten botanischen Garten der Welt. Die langen Palmenalleen, die Orchideenlauben, Riesenbambusstauden und die merkwürdigsten Fruchtbäume wurden uns gezeigt und ihre Produkte überreicht; einen wahren Gewürzladen pflückten sie uns von den Bäumen: Muskat- und Betelnüsse, Pfeffer, Zimt, Vanille und alles, was nur auf Erden duftet, aber auch Blätter von den Cinchonabäumen und den Kokasträuchern, die das Chinin und Kokain liefern. Vom Gummibaum wickelten sie uns einen Gummiball ab, wir wußten nicht, wohin mit all den Schätzen. — Nach einigen genußvollen Tagen in Kandy fuhren wir dann im Auto nach Nuwara Eliya hinauf, einem berühmten Erholungsort in 1890 m Höhe. Die Fahrt war herrlich und sehr abwechslungsreich. Die „Young Buddhist Men" hatten uns ein besonders gutes Auto verhältnismäßig billig besorgt und den besten Fahrer von ganz Ceylon, einen netten jungen Buddhisten, der sich seiner Aufgabe, uns alles zu erklären, bewußt war und gewachsen zeigte. Ganz merkwürdig war es, wie wir aus der tropischen Vegetation in die Bergwelt hinauf kamen, zeitweise konnte man bei den Bergformationen an Oberbayern denken. Die Palmen hörten allmählich auf, dafür kamen die Teeplantagen, wieder saftiggrün, wie ja auch die Reisfelder unten fast an eine üppige deutsche Wiese erinnern. Die Teepflanzen sind Büsche mit kleinen härtlichen Blättern; über Meilen und Meilen ziehen sich diese „tea estates" hin. Wir besahen uns eine Faktorei, wo der Tee getrocknet, gerollt, gedörrt, ausgesucht und gepackt wird. Überall streicht die Luft hindurch, die nach schönstem Tee duftet. Alles machte einen sehr sauberen guten Eindruck. In den Plantagen waren überall Scharen von Frauen bei der Sammelarbeit, ein Aufseher überwacht sie. Es gibt ein wunderhübsches buntes Bild. Auf der Paßhöhe sind dann merkwürdige Wälder, wieder echter Dschungel, aus dem die schirmförmigen Wipfel der Kalophyllen hervorragen. Die Blätter sind silbergrau, aber die obersten brennend rot, ein ganz phantastischer Anblick! Nuwara Eliya selbst liegt im

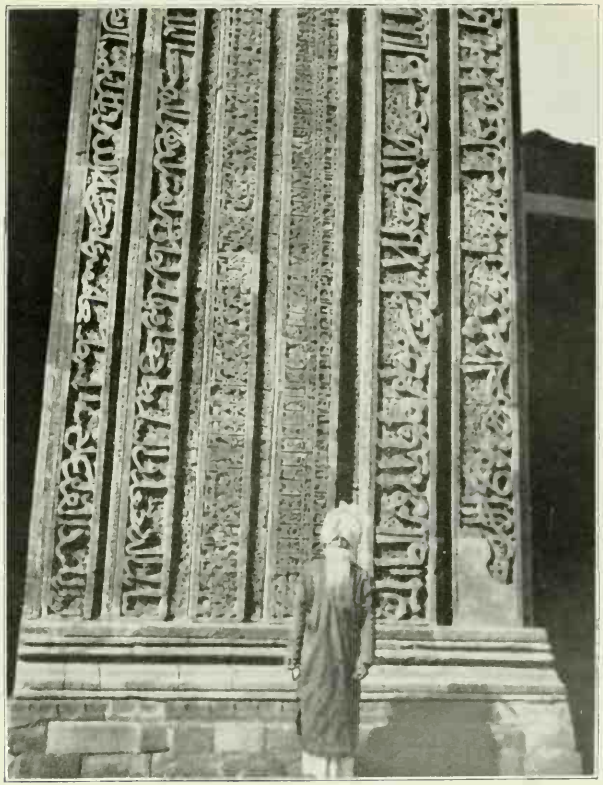


Bhaja, Eingang zum Höhlentempel

Sanchi, Großer Stupa



Bijapur, Ibrahim's Rauza



Ajmer, Moschee Arhai-din-ka-jhonpra

weiten Hochtal, es könnte ein schottischer Kurort sein, auch die Berge sind ziemlich baumlos, aber grün bewachsen, bis zu den letzten Felsen mit Tee bepflanzt. Sogar das Wetter erinnerte an Schottland, sonnenlos und neblig. Abends wurde das Kaminfeuer im Hotel angezündet. Für den Adam's Peak war es nach Aussage aller schlechtes Wetter, und seine Spitze sahen wir auch nur für Minuten aus dem Nebel aufsteigen. So begnügten wir uns am zweiten Tag, wo wir einige helle Stunden hatten, mit dem Single Tree Hill und hatten da kurz einen schönen Blick auf die hohen Berge. Für die Rückfahrt benutzten wir einen andern Weg, auf dem wir zahlreiche prachtvolle Wasserfälle sahen und wieder endlose Dschungelwaldungen; sie erstreckten sich meilenweit die Berge hinauf, undurchdringlich und geheimnisvoll! — Am nächsten Morgen früh traten wir dann mit dem gleichen Auto unsere zweitägige Fahrt durch den Dschungel an, auf der wir die alten Felsentempel von Aluvihara und Dambulla besichtigten. Merkwürdig ist es, wie die Tempel direkt in den Fels hineingehauen sind, wie z. B. in Dambulla sogar die Buddhastatuen aus dem Fels herausgemeißelt sind. Der rohe Fels der Decke ist ganz überzogen mit Gemälden. Diese Höhlentempel sind zum Teil sehr groß, oft ganz dunkel, so daß man sie mit Lichtern betreten muß; alles ist bunt bemalt, aber in sanft gedämpften Farben. Und alles das ist noch heute von Leben erfüllt, an Feiertagen kommen die langen Züge der Gläubigen und bringen ihre Blumenopfer. Der Zugang geht oft über hunderte von Stufen, die in den glatten Fels gehauen sind, denn solche Tempel liegen natürlich zumeist hoch auf dem Berge. Wenn dazu, wie wir es in Dambulla erlebten, gerade die Mittagssonne herabbrät, so rinnt manch Tröpflein Schweiß! Am Nachmittag dieses ersten Tages kamen wir dann zur Felsenburg Sigiriya, die sich der Königsmörder Kas'yapa um 500 n. Chr. erbaute. Sie macht noch heute einen gewaltigen Eindruck. Ein schroffer Fels, auf den eine große steile Treppe hinaufführt, in halber Höhe eine gemauerte Gallerie mit Skulpturen hoch an den Wänden, und schließlich in höchster Höhe, die nur durch Leitern zu ersteigen ist, der Thronsitz und das Bad des Königs. Auf den umliegenden Felsen sieht man die Reste von der Audienzhalle, von Bädern und Treppen. Von der hohen Felsenburg hat man einen großartigen Blick, unendlich dehnt sich der Dschungel, vereinzelte merkwürdige Felsen ragen heraus, in der Ferne sieht man einen stillen Teich — und tiefe, tiefe Einsamkeit ringsum. Und weiter gings durch den Dschungel, gegen Abend regte sich das Getier, Affen sprangen in den Wipfeln, Schakale kreuzten unsern Weg und zahlreiche Büffelherden staken im Sumpf. Die Vögel kreischten in den Bäumen und

allerhand undefinierbare Laute drangen aus der Tiefe. In voller Dunkelheit kamen wir bei dem Rasthaus von Polonnaruwa an, das hellerleuchtet sehr verlockend mit Veranden an einem einsamen Waldsee lag. Tüchtig müde waren wir natürlich auch, aber zu unserem Entsetzen hörten wir, daß kein Platz sei. Unser Telegramm war durch ein Versehen des Postmeisters erst viele Stunden später bestellt. — Da standen wir nun in der dunklen Nacht mitten im Dschungel mit der angenehmen Aussicht, auf gut Glück 30 Meilen zurückzufahren, um in einem kleinen Rasthause ein Unterkommen zu suchen. Der Fahrer — natürlich erst recht totmüde — blieb musterhaft gelassen, und so fuhren wir wieder los, allerdings nicht im alten Tempo, sondern sehr vorsichtig, denn nun war alles Getier unterwegs. Wir trafen auch bald auf einen großen Ast, der im Wege lag und der von einem wilden Elefanten vor kurzem abgerissen sein mußte. Weiteres Ungemach widerfuhr uns nicht, im Gegenteil, diese nächtliche Fahrt hatte etwas so grausig-schönes, man hörte die vielen Geräusche des Urwaldes, sah aber nur die kurze Strecke, die das Licht unseres Autos erleuchtete. Nach $1^1/_2$ Stunden hielten wir dann abermals vor einem kleinen Rasthause, dessen zwei verfügbare Zimmer zum Glück leer waren. Man kochte uns sogar noch ein Essen, gab uns je ein Bettuch und ein Moskitonetz und wir sanken dann auch sehr bald, obgleich die Schakale um unsere Hütte heulten, in tiefen Schlaf. Primitiv war das Nachtlager, aber ohne Ungeziefer. Der ganze Raum war eigentlich mehr eine Höhle, und eine kümmerliche Ölfunzel war die Beleuchtung. Am nächsten Morgen, sehr zeitig, war auch das Auto vor der Tür und wir fuhren zurück nach Polonnaruwa, wo es nun still und leer war. Wir stiegen dann stundenlang unter guter Führung in den Ruinen der alten Stadt herum, die noch heute ganz großartig wirkt. Ein Tempel von gewaltigem Ausmaß, der in seinen Überresten fast an eine riesige gotische Kirche erinnert, enthält noch den Torso einer kolossalen Buddhafigur; alles ist wieder reich mit Skulpturen bedeckt.

Von anderen Tempeln stehen noch zahlreiche Säulen, und herrliche Mondsteine, halbrunde, wundervoll skulptierte Steinplatten, liegen vor den Treppenstufen der Tempel, Buddhastatuen und Dagobas sind noch gut erhalten. Hohe Mauern stehen noch vom Palast des Königs, der tausend Zimmer enthalten haben soll. Oben ist noch die Kammer erhalten, aus der der König seine ganze Stadt übersehen konnte, eine praktische Einrichtung, findet Ihr nicht? Wir hielten, nachdem wir uns müde geguckt und studiert hatten, eine herrliche Frühstücks- und Rastpause auf der Veranda überm See. Reichlich viel Mücken gab's, aber

auch sehr viel amüsantes andres Getier; Affen und die kleinen Eichhörnchen liefen aus und ein, und überall huschten die zierlichen Eidechsen. Scharen von Ameisen waren weniger sympathisch. Im See schwammen Krokodile, man fühlte sich wirklich richtig in den Tropen! Dann kam noch eine stundenlange Dschungelfahrt, und wir landeten abends heil in Anuradhapura, wo wir nun einen dreitägigen Aufenthalt nehmen. Hier sind die Ruinen einer gewaltigen Stadt, die man gar nicht in einem Rundgang besehen kann. Uns führte gestern der englische Archaeological Commissioner herum, ein älterer Junggeselle, der hier jahraus jahrein lebt. Zwölf andere Europäer beherbergt noch dieser Ort, sonst nur Eingeborene. Die beiden Assistenten sind auch Singhalesen. Er klagte, daß die Mittel zu den Ausgrabungen ungenügend seien, und man hat den Eindruck, daß neben unendlich viel Ausgegrabenem noch sehr viel unter der Erde liegt. Der Dschungel greift mit seinem Wachstum natürlich immer wieder auf alles über, aber malerisch ist es sehr, wenn uralte Buddhastatuen im einsamen Walde sitzen und Säulen herausragen, wo man nur hinsieht. Vier riesige Dagobas stehen noch. Einen haben wir erklettert, er ist so hoch wie die Peterskirche und die Cheopspyramide, und man hatte einen weiten Rund- und Überblick von seiner Höhe. Der Aufstieg auf bröckeligen Treppen und Leitern war weniger angenehm, besonders die letzte Spitze, die im Innern zu ersteigen war, und wo der Fledermausmist zentimeterhoch auf den Stufen lag. Man bekam den Geruch gar nicht wieder aus der Nase, und ich mußte meine Gamaschen gleich nachher in die Wäsche geben. Tempel und Klöster hat diese Stadt in reicher Zahl besessen, überall sind ihre Ruinen. Ein wahrer Pfeilerwald — es sollen 1600 sein und sie stehen dicht gedrängt — ist der einzige Überrest des sogenannten ehernen Palastes. Der Überlieferung nach soll er sich in neun Etagen erhoben haben und von überwältigender Pracht und Herrlichkeit gewesen sein. Ein eigentlicher Palast war es allerdings gar nicht, es war wiederum ein Gebäude für die Priesterschaft, das ein König Dutthagamani um 100 v. Chr. erbaute. Die 1600 Pfeiler waren damals mit Erzplatten bedeckt, das Dach des Bauwerks bestand aus Kupfer, der Thron des Oberpriesters war aus Elfenbein und aus goldenen Waschschüsseln wuschen sich die Mönche. Klingt es nicht fast wie ein Märchen? Doch wird es so in der alten Palichronik erzählt, und ich glaube so etwas sehr gern.

Im Auto fuhren wir dann mit dem Archäologen zusammen nach dem Felsentempel von Mihintale, wo mir die schon erwähnte Schlange begegnete. Mitten in der Urwaldwildnis erhebt sich der dicht bewachsene Felsen, den man auf 1840 Stufen ersteigt, zum Glück in vier Absätzen,

aber auch so ist es in tropischer Hitze keine Kleinigkeit. Oben steht der Dagoba, das Grabmal des Sohnes des großen Kaisers As'oka, des Mahinda, der der erste Verkünder des Buddhismus auf Ceylon war. Auch ein kleiner Tempel ist in dieser Einsamkeit und der Priester vertiefte sich alsbald in ein Paligespräch mit uns. Überall am Absturz des Felsen sind Höhlen und Inschriften. Ein heiliger Teich liegt ganz im Dschungel versteckt am Fuße des Felsens. Wie verzaubert wirkte diese Stätte in der Mittagszeit. Dies üppige Grünen und Sprießen und Blühen um alle die Ruinen übte einen Reiz aus, der uns alle in seinen Bann schlug. Einen hübschen Abend verlebten wir bei dem Archäologen in seinem schönen, luftigen Bungalow, aßen bei Kerzenlicht in der unteren Halle und saßen dann bei der Öllampe oben auf der Terrasse. Dabei erzählte er uns mancherlei vom Leben in dieser Einsamkeit. Trotz aller Poesie und der herrlichen Lage — ich möchte nicht so leben! Aber einmal ein paar Tage in Anuradhapura zu sein, ist schon ein Erlebnis. Ganz nah bei uns ist ein großer künstlicher See, von Krokodilen bewohnt, an dessen Ufer eine herrliche Straße entlangführt; dicht dabei liegt ein bezauberndes kleines buddhistisches Kloster, mit Felstempel und prachtvollen alten Reliefs, eine Stille, ein Frieden unter uralten Bäumen — man fühlte sich völlig in einer andern Welt. Und als die Sonne sank, da blühten Farben auf über dem See, wie eine Orgie in Gelb und Rot, der ganze Himmel bezog sich damit, und schwarz, wie mit der Schere ausgeschnitten, wie auf japanischen Drucken, standen die merkwürdigen Baumkronen vor dem flammenden Himmel. Im Dunkel dann gingen wir heim, während Trommelschlagen und Glockenläuten aus dem buddhistischen Tempel herüberklang.

Ootacamund, Nilgiris, 10. Dezember 1927

Heut schreibe ich Euch aus einem wundervollen Kurort in 2250 m Höhe, wo wir eine Ruhewoche nach den anstrengenden Fahrten durch Südindien und den noch anstrengenderen Tagen in Madras eingeschoben haben.

Wir kamen, als wir Ceylon verließen, am frühen Morgen des 19. November ans Meer nach Mannar, nachdem wir in der Nacht von Anuradhapura abgefahren waren. Ein kleiner Dampfer sollte uns nun in zwei Stunden nach dem indischen Festland übersetzen. Ich hatte über diese kurze Seefahrt gar nicht weiter nachgedacht, aber dieser Dampfer war ein elender Kahn, und sehr bald sah man viele bleiche Gesichter.

Ich griff denn auch schnell zu meinen Mothersill's Pillen, machte die Augen zu, und obgleich es arg schaukelte, wurde ich nicht seekrank. Froh war ich aber doch, als wir auf festem Lande waren. Indien präsentierte sich zunächst öde und glühend heiß und völlig flach. Der Pflanzenwuchs bestand aus kümmerlichen Palmen, nicht mehr den üppigen, dunkelgrünen von Ceylon, und endlosen stachelstarrenden Kaktushecken.

Um 4 Uhr kamen wir nach Madura, wo sich einer der großartigsten Hindutempel Südindiens befindet. Er ist im 17. Jahrhundert von einem König Tirumala erbaut und von einer phantastischen Schönheit und Großartigkeit. Ich will Euch die Anlage einmal schildern. Fast alle südindischen Hindutempel sind so angelegt, so daß ich nur einmal darüber zu schreiben brauche. Umgeben ist der ganze große Tempelbezirk von einer hohen Mauer, die von Toren mit den charakteristischen und malerischen Gopuras, den Tortürmen, unterbrochen sind. Über dem eigentlichen Tor baut sich pyramidenförmig der Turm auf, mit zahllosen Skulpturen bedeckt. Doch wirkt diese Überfülle nicht etwa verwirrend — das tat sie auf Bildern oft auf mich — in Wirklichkeit erscheint doch alles dem großzügigen Aufbau eingegliedert. Der Farbton, braun mit schwarz-grüner Verwitterung, blau und rot in den Hintergründen, ist sehr diskret. Das Ganze wirkt so organisch, und man empfindet das Gopuram bald als notwendigsten und schönsten Schmuck des ganzen Tempels. Solcher Gopuras gibt es innerhalb des Tempelbezirks noch einige mehr, doch sind sie kleiner als die der Außenmauer. Der Tempelbezirk umschließt hier zwei große Tempel, den des S'iva und den seiner Gattin, die hier unter dem Namen Minakshi auftritt. In das Allerheiligste darf natürlich kein Europäer hinein, aber die zahllosen Hallen und Höfe, die überreich mit zum Teil höchst phantastischen Skulpturen, mit Götterstatuen und üppig verzierten Pfeilern geschmückt sind, konnten wir durchwandern.

Ein Hauptbestandteil der südindischen Tempelanlage ist die Tausendpfeiler-Halle; die Kapitelle sind oft sehr schön, die Anordnung der Pfeiler meistens so symmetrisch, daß die wunderbarsten Perspektiven entstehen. Ein ganzes Gewirr von kleineren Hallen bedeckt den Tempelbezirk. Viele enthalten das Steinbild des heiligen Nandi-Stieres oder das Lingam, S'ivas ewig wiederkehrendes Symbol. In einer Halle werden die großen Tempeltiere und Wagen aus Gold und Silber, die bei Festen im feierlichen Zuge mitgeführt werden, aufbewahrt, höchst kunstvoll gearbeitete Stiere, Elefanten, Pferde, Pfauen und Fabeltiere.

Der erste Eindruck des Tempels von Madura wird uns immer un-

vergeßlich bleiben. Unser Führer brachte uns am Abend hin. Es war gerade ein Feiertag, der ganze Tempel war erleuchtet und eine unabsehbare Menschenmenge wogte darin auf und ab. In den Eingangshallen ist ein Bazar, in dem alles, was zur Gottesverehrung nötig ist, verkauft wird, Geräte aus Kupfer und Bronze, Lampen, bunte Bilder, Öl und Blumen für Kränze, die einen betäubenden Geruch ausströmen. Tausende von Lichtern flammen, es ist ein Geschrei und Gedränge, so daß man völlig betäubt wird. Bilder aus orientalischer Märchenwelt! Und mitten im Gewühl wirft sich ein Asket auf die Erde und verrichtet seine Andachtsübungen. In einer Halle steht ein Altar, auf dem die neun Planeten verehrt werden. Langsam umschreiten die Verehrenden ihn und gießen dabei Fett in ein hochaufflackerndes Feuer. In einer andern Halle sitzen Brahmanen beieinander und disputieren. Ein Yogi aber macht Andachtsübungen, indem er den Atem an- und sich die Nase zuhält, ganz unbekümmert um das vorbeiströmende Volk. Wieder in einer andern Halle ertönt ein gewaltiges Geschrei von vielen Papageien. Der Papagei ist der Lieblingsvogel der Minakshi und wird darum in Mengen im Tempel gehalten. Auf den Treppen, die zu dem Tempelteich hinabführen, drängen sich Scharen von Männern und Frauen, die eben im Begriff sind, zu baden oder ihre Gewänder im heiligen Wasser zu waschen. Die Gopuras und vielen Lichter spiegeln sich im Teich, die Wände der schönen Säulenhalle des Umgangs sind bedeckt mit alten bunten Malereien. Wie ein Traum wirkt das Ganze, und plötzlich steht ein riesiger Elefant hinter uns und heischt Annas, indem er uns seinen Rüssel entgegenstreckt. In dem Getümmel hatten wir sein Kommen gar nicht bemerkt und fuhren nun doch etwas zurück. — Stundenlang sind wir an diesem Abend im Tempel gewesen und fühlten uns völlig wie verzaubert. Ich hatte nur die heimliche Angst, hier nur ja nicht abgetrieben zu werden von meinen Gefährten, ich hatte das Gefühl, nie wieder hinaus zu finden! — Bei Tage war die Sache dann nicht mehr so beängstigend, aber großartig blieb die Wirkung auch da.

Madura hat außerdem noch einen ganz gewaltigen Königspalast, von demselben Tirumala erbaut, mit einem wunderbaren, weißen großen Säulenhof, der wie ein ins Indische übersetzter Renaissance-Hof wirkt, und unser Führer bestätigte uns auch, daß man sage, italienische Baumeister hätten daran mitgebaut. Und noch ein Kleinod besitzt Madura, das Grabmal eben dieses Tirumala. Mitten in einem großen gemauerten Teich mit schönem Steinzaun und Türmchen an jeder Ecke ist eine kleine Insel, auf der in Grün versteckt ein reich mit Skulpturen verziertes Grabmal in Form eines Turmes steht. Unten in einer luftigen

Säulenhalle stehen die buntbemalten Statuen der Angehörigen des Königs. Es ist ein höchst stimmungsvolles Monument und unwillkürlich freut man sich, daß dieser König, der so Gewaltiges geschaffen hat, eine so schöne letzte Ruhestätte gefunden hat.

Außer diesen Prachtbauten wirkt Madura vollkommen als Dorf, obgleich es über 100 000 Einwohner hat. Nur Hütten und sehr viele schwarzbraune Menschen sieht man. Die Unterkunft ist daher auch ganz primitiv. Für Reisende erster Klasse gibt es die Retiring Rooms auf den Stationen zum Übernachten. Man steigt eine rohe Steintreppe hinauf zum ersten Stock, wo eine Reihe von großen öden Räumen nebeneinander liegt. In diesen Räumen stehen zwei eiserne Betten mit Moskitonetzen, ein Kleidergestell, ein Tisch mit kleinem Spiegel, und wenn's elegant ist, noch ein langer Korbstuhl, sonst ein Holzstuhl. Daneben ist der übliche Waschraum mit Wanne zum Abgießen und Nachtstuhl und einfachstem Waschtisch. Vor den Räumen ist gewöhnlich eine gedeckte Steinterrasse, auf der man sich gegen Abend ausruht, wenn Stühle da sind! Sein Essen nimmt man unten im Restaurationsraum erster Klasse ein. Da eine große Gesellschaft den Speisewagenbetrieb und die guten Hotels, sowie die Bahnhöfe Südindiens bewirtschaftet, so ist das immer durchaus befriedigend. Den sonderbarsten Eindruck bekommt man aber, wenn man nach dem Diner im Dunkeln in sein Zimmer zurückkehren will. Da liegen in jedem Winkel, vor jeder Tür die schwarzen Gestalten, eingewickelt in ihre Gewänder, und schlafen. Es wird sehr viel des Nachts gereist in Indien, was bei der Hitze ja begreiflich ist, und so ist der Bahnhof die reine Karawanserei. Zuerst wirkt das nicht gerade gemütlich, wenn zehn Schritt vor der Zimmertür so ein Haufen vermummter Gestalten liegt, aber man gewöhnt sich daran. Man muß jedesmal telegraphisch vorher sein Zimmer bestellen und möglichst schon nachmittags ankommen, sonst kann es einem passieren, daß man keinen Platz bekommt. Uns ging es in Trichinopoly so, daß wir getrennt wurden — ich mit einer fremden Dame, Heinrich mit Sch. schlafen mußte; aber v. G. hat es erlebt, daß er eine Nacht in einem Wartesaal zweiter Klasse, wo schrecklich viel Ungeziefer war, mit vielen Eingeborenen zubringen mußte; das ist uns zum Glück bisher noch nie passiert.

Nach Madura besuchten wir nun die beiden andern berühmten Tempelstädte, Trichinopoly und Tanjore. In Trichinopoly, oder vielmehr in dem dicht dabei gelegenen S'rirangam, besichtigten wir den berühmten Vishnu-Tempel und einige andere, darunter den herrlichen Jambukes'vara-Tempel. In ihrer Anlage sind sie dem Tempel von

Madura verwandt, doch nicht so übersichtlich wie jener. Einzelheiten waren auch hier wundervoll. Auf der Hinfahrt kamen wir über die Kaveri, einen heiligen Fluß, was man gleich an den zahlreichen Badeplätzen nahe der Brücke erkennen konnte. Stufen führen zum Wasser hinab und eine Menge Männer und Frauen standen im Flusse und badeten sich und wuschen ihre Gewänder oder standen auch nur in ihr Gebet versunken, während das Wasser sie leis umspülte. Jenseits der Brücke aber wurden Elefanten und Büffel gebadet, es war ein buntes Treiben, das sich vom Hintergrund dichter grüner Palmenwälder sehr wirkungsvoll abhob. Trichinopoly selber, ein ziemlich ausgedehnter Ort, wird ganz von einem schroffen Felsen beherrscht, den nicht etwa eine Festung krönt, sondern, wie hier nur natürlich, wieder ein Tempel. Auf überdachter, weiß-rot gestreifter Treppe steigt man hinan, rechts und links stehen Götterbilder. Ein junger schöner Asket, ganz nackt, mit Asche beschmiert, saß zur Seite, bei unserem Anblick warf er sich die Asche händevoll ins Gesicht. An einem großen, uns verschlossenen S'ivatempel, aus dem Tempelmusik ertönte, vorüber, ging es nun einen offenen Treppenweg weiter hinan. Ein Höhlentempel mit vielen Inschriften und schönen Skulpturen ist in die Felswand eingegraben. Schließlich führen dann viele Stufen, in den lebendigen Fels hineingehauen, zum Gipfel. Dort steht noch ein kleiner Tempel mit dem Bildnis des elefantenköpfigen Gottes Ganes'a. Aber stärker als alles Künstlerische wirkt hier wieder einmal die Natur. Ein wundervoller Blick öffnet sich uns hier oben. Das ganze Land breitet sich unter uns aus, der große festungsartige S'ivatempel liegt gerade zu unseren Füßen, hell strahlt seine goldene Kuppel, grün blinkt das Wasser seines stillen Tempelteiches, zu dem viele Treppen hinabführen, schlanke Palmen neigen sich über altersgraue Mauern, Paläste und Tempel, wohin das Auge schaut, und grün, erfrischend grün, dehnt sich ein weites, fruchtbares Land; ein Anblick, den man hier unter der heißen Sonne so selten hat und der uns Westländern doch so unsagbar wohltuend ist.

Tanjore bot dann wieder einen prachtvollen S'ivatempel. Vielleicht meint Ihr, einmal müßte es uns der Tempel zu viel werden — und doch ist es nicht der Fall. Jeder hat seine besondere Eigenart und seinen eigenen Reiz. Dieser ist wieder übersät mit Skulpturen, aber als ganze Anlage außerordentlich klar und einheitlich. In das eigentliche Heiligtum darf man natürlich wieder nicht hinein, äußerlich baut er sich als wundervolle Pagode auf. Die anderen Hallen mit den Götterbildern kann man ruhig durchwandern. S'ivas Symbol, das Lingam, und sein Nandi-Stier kehren hier unendlich oft wieder, so trägt allein die Umfassungs-

mauer dieses Tempelbezirks 1022 solcher Stiere, und über 200 Lingams und S'ivastatuen sonder Zahl stehen in all den schönen Säulenhallen. Eine besonders schöne Säulenhalle enthält einen gewaltigen liegenden Nandi-Stier. Der Sage nach wuchs dieses Bildwerk dem Künstler, der es klein begann, beständig unter den Händen, bis man, in Angst geraten, es mit großen Nägeln an den Felsen pflöckte. Da blieb es denn endlich in respektabler Größe liegen, den dicken Nagel kann man deutlich erkennen. — Hier in Tanjore war es ganz still und einsam im Tempelbezirke, was auch einmal sehr reizvoll war, obgleich ich sagen muß, daß die wildbewegte Menschenmenge, Tempeltiere, Geschrei und betäubender Blumenduft eigentlich doch noch besser zum Hindutempel passen.

Eine andere Sehenswürdigkeit von Tanjore und weit berühmt wie sein Tempel ist seine Bibliothek, die im Palaste der Maharajas ihre Stätte gefunden hat. Sonst ist dieser Palast nur ein trauriger Rest einstiger Größe. Weite Hallen und Höfe, hochragend ein Turm wie aus lauter übereinandergesetzten Hallen gebildet, überall zerbröckelnde Statuen, Ornamentreste, Schutt und Verwahrlosung, wohin man nur blickt! So lag in einer Halle zu ebener Erde etwas wie ein scheußlicher Haufen Lumpen und überall herum Enden von Stricken. Man sagte uns, vor einiger Zeit wäre der Kronprinz von Schweden dagewesen und hätte gern die Netze sehen wollen, mit denen bei den Jagden der Maharajas die Tiger gefangen worden wären. Das seien sie! Augenscheinlich aber sind sie völlig von den Ratten zerfressen und niemand denkt daran, die Reste zu verwahren oder zu beseitigen! Die Maharajas sind völlig verarmt gestorben, ihre letzten Nachkommen, die Senior und Junior Princes, leben wohl noch irgendwo, wenigstens fuhr durch diese zerfallene Pracht eine uraltmodische Kutsche mit Sitzen für die Diener hintendrauf. Die Bibliothek dagegen macht einen sehr schönen Eindruck. Überall saßen Pandits mit untergeschlagenen Beinen und kopierten Handschriften. Man behandelte uns sehr freundlich, zeigte uns die kostbarsten Handschriften, die alle sorglich in Schränken auf luftigen Latten aufbewahrt werden und mit einem Konservierungsmittel aus Hamburg (!) immer wieder bestrichen werden gegen den Insektenfraß. Ein alter Bibliothekar, der sich sehr freute, daß ich Sanskrit verstand, schrieb mir auf ein Palmblatt eine lange Sanskritwidmung. Sie wollten uns gar nicht wieder fortlassen und gingen auf Heinrichs Wünsche wegen Kopierung einer sehr wertvollen alten Handschrift sehr bereitwillig ein.

Von Tanjore aus fuhren wir dann nach Madras. Diese Stadt ist ein

merkwürdiges Gemisch von riesigen modernen Häusern und kleinen Eingeborenenhütten. Sie ist eigentlich häßlich. Unendlich dehnt sie sich aus, man fährt Meilen und Meilen und denkt, man sei längst auf dem Land, und immer noch ist man in Madras. Der eigentlich schöne Teil ist am Meer gelegen, dort sind die öffentlichen Gebäude, die sich aber außer dem High Court, einem mächtigen Bau in hinduistisch-mohammedanischem Mischstil, nur durch ihre Größe auszeichnen. An ihnen entlang führt die Strandpromenade, die Marina, auf der abends das vornehme Madras spazierenfährt und Luft schöpft. Wir liebten es auch, noch abends dorthin zu gehen, besonders, um die Heimkehr der Fischer zu beobachten. Die Brandung ist mächtig stark und nur die flachen, mit Kokosfasern zusammengenähten Boote und Flöße kommen heil hindurch; d. h. hindurchkommen ist eigentlich ein falscher Ausdruck, sie schießen einfach darüber hin. Ich fand es immer wieder ein aufregendes Schauspiel. Von weitem sieht man die Segelboote kommen, plötzlich werden Mast und Segel heruntergeholt, ein paar Ruderschläge noch und schon braust die hohe Welle heran und auf ihr das zerbrechliche Fahrzeug. Die nackten Schiffer stehen sekundenlang mitten im Wasserschwall. Sehr behende müssen sie dann das Boot ganz auf den Strand heraufziehen, damit es nicht von der nächsten Welle noch gepackt und zurückgerissen wird. Der Fang bestand meistens in sehr großen schönen Fischen, die wir auch täglich in unserem Hotel vorgesetzt bekamen. Dies Hotel war wieder einmal sehr gut, weite Terrassen umgaben es, die Räume hatten viele Fenster auf gedeckte Balkone hinaus, so daß die Sonnenstrahlen nie direkt ins Zimmer dringen konnten. Lästig empfand ich nur, daß des möglichst starken Luftzugs wegen auch Fenster, allerdings in ziemlicher Höhe, in die Nebenräume führten, so daß man sich nie völlig allein fühlte, auch jedes Geräusch vom Nachbarn hörte. Der Eßsaal war eine luftige Halle in einem Nebenhause und eine große Terrasse davor ging in den Garten, in dem Palmen und andere tropische Gewächse wuchsen. Dies angenehme Wohnen genossen wir besonders, da Heinrich in den 14 Tagen dort ununterbrochen in Anspruch genommen war. So viel Besuche hat er wohl noch nie in einer so kurzen Spanne Zeit gehabt! Schon morgens um 8 Uhr erschienen die ersten und abends vor dem Diner gingen die letzten. Dabei drehten sich die Unterhaltungen oft um schwierige wissenschaftliche Fragen und vielfach wurden sie in Sanskrit geführt. Zwei Vorlesungen hielt er in Madras, die eine in der Sanskrit Academy und die andere an der Universität. Die Folge war, daß sich auch die Presse sehr lebhaft mit ihm beschäftigte; Reporter und Photographen besuchten ihn fast täglich und

lange Artikel erschienen denn auch in den Zeitungen über ihn. Daß er einmal als „tall, well-built and austere" bezeichnet ist, wird Euch hoffentlich freuen, ebenso, daß ein ganzer Artikel im Bombay Herald über mich erschien, überschrieben: „Mrs. Luders' charming personality". So wißt Ihr wenigstens, was Ihr von uns zu halten habt! Einen sehr angenehmen deutschen Verkehr fanden wir hier durch den Vertreter der Havero, der I. G. Farbwerke. In dem schönen gastfreien Hause von Herrn und Frau H. haben wir manche fröhliche Abendstunde verlebt, die immer noch einen besonders genußreichen Abschluß durch eine köstlich erfrischende nächtliche Autofahrt am Meer hin fand.

Herr H. hat uns auch einen sehr guten neuen Boy verschafft, mit dem das Reisen sich nun allerdings viel einfacher gestaltet als vorher. Die Universität ist in Madras ganz in indischen Händen. Es sind dort ausgezeichnete Gelehrte, aber merkwürdig ist es doch, daß die Engländer hier das Erziehungs- und Bildungswesen so ganz aus der Hand gegeben haben. Alle hohen Stellen sind von Indern eingenommen. Nur am Museum fanden wir als höheren Beamten einen jungen Engländer. Die verschiedenen Colleges gaben uns große Teegesellschaften, Heinrich und ich mußten dabei stets oben an der langen Tafel präsidieren. Es wurden viele Reden, zuweilen auf Sanskrit gehalten oder es wurde ein auf Heinrich in Sanskrit gedichtetes Preislied vorgetragen. Bei einer solchen Gelegenheit, wo sämtliche Würdenträger von Madras erschienen waren, wurden wir alle zusammen photographiert, ein wunderbares Bild, das Ihr später sehen sollt.

Höchst interessant war ein Besuch, den wir in der Adyar Library, der Theosophen-Gründung, machten. Das Ganze hat schon etwas Imponierendes. Ein wundervoll luftiger Bau, weit draußen vor der Stadt, unweit des Meeres an einem Kanal gelegen. Die kostbare Bibliothek, in der wir übrigens als Bibliothekar den bisher einzigen Deutsch sprechenden Inder trafen, ist mit den wunderschönen luftigen Arbeitsräumen zu ebener Erde untergebracht. Oben wohnt die alte Mrs. Annie Besant. Sie war am Tag zuvor erst von ihrer Europareise heimgekehrt und noch zu angegriffen, uns zu sehen, aber am nächsten Tag saßen wir neben ihr im Presidency College, wo wir der endlos langen Aufführung eines alten indischen Dramas, bei der Studenten die Schauspieler waren, beiwohnten. Annie Besant ging nach dem dritten Akt fort, während wir sieben über uns ergehen ließen. Sie war sehr liebenswürdig und vor ihrem Fortgehen hielt sie eine schwungvolle Ansprache an die Studentenschaft voll politischer Beziehungen. Sie sprach die Hoffnung auf die Befreiung Indiens aus und erntete jubelnden Beifall. Dabei ist

sie gerade 80 Jahre geworden, ist eine aufrechte, schöne Greisin und trägt das Haar kurz geschnitten wie fast jede europäische Frau in Indien. Dabei will ich gleich melden, daß auch meine Locken in Madras der Schere zum Opfer fielen. Ich fühle mich seither wie erlöst.

Doch um auf Adyar zurückzukommen: Ein weites Gelände gehört dazu, auf dem kleine Tempel der verschiedenen Religionen stehen; eine christliche Kirche und eine Moschee sollen jetzt gebaut werden. Einen Unterschied der Religionen erkennen die Theosophen nicht an. Gegen ihren schönen Wahlspruch, der in der Halle der Bibliothek an die Wand gemalt ist: „There is no religion higher than truth" kann man ja kaum etwas einwenden. Das dazugehörige College gefiel uns am allerbesten. 200 Schüler sind dort aus allen Teilen Indiens, die in ungefähr 30 Häusern leben, d. h. Häuser! Luftige Laubhütten mit geflochtenem Dach, und drinnen nur die Köfferchen, die die Habe der Jungens enthält. Sie schlafen im Freien! Der Eßsaal ist auch nur solche große Laubhütte mit einer Matte und einem großen Teller für jeden. Auch beim Unterricht sitzen sie auf einer Matte und haben ein niedriges Pult vor sich. Vom 6.—17. Lebensjahre werden sie dort erzogen und können nachher jeden Beruf ergreifen. Die Jungens machten einen sehr angenehmen, freien und fröhlichen Eindruck.

Eine Begegnung haben wir in Madras gehabt, die wir auch nie vergessen werden. Wir waren mit einem jungen Studenten zusammen nach der Vorlesung zum Bahnhof gefahren, wo etwas wegen unserer Abreise zu erfragen war. Ich saß müde im Wagen, auf einmal kam der Student ganz aufgeregt zurück, ich solle kommen, Gandhi sei da und wolle uns sehen. Natürlich war ich gleich hellwach und ging mit ihm. Mitten im ärgsten Gewühl kam Gandhi dann auf uns zu, klein, zart und ältlich aussehend, aber unendlich sympathisch. Er war in das schlichte weiße Nationalgewand gekleidet. Die Stimme ist schwach. Seine Begrüßung war sehr herzlich, und obgleich er nur seine Freude äußerte, daß wir mit Liebe zu Indien hierhergekommen seien und daß Heinrich sein Leben dem Studium Indiens und seiner Sprache gewidmet habe, so ging doch von seinem Wesen ein besonderer Reiz aus, der Reiz, den jede starke Persönlichkeit besitzt, die völlig uneigennützig einer großen Idee hingegeben lebt. Er und wir hoffen, daß wir uns später in seinem Heim bei Ahmedabad wieder begegnen werden.

Von unseren Ausflügen von Madras aus muß ich noch einen der allerschönsten und jedenfalls der originellsten schildern, den nach den sogenannten Sieben Pagoden. Wir drei — Sch., der nun bereits gen Bombay weitergefahren ist, war noch bei uns — hatten ein Auto ge-

nommen und führten unser Mahl im kleinsten Stahluminkoffer mit uns. Es ging ein paar Stunden über Land durch reizlose Gegend bis nahe ans Meer. Dort hielten wir an einem breiten Fluß und sofort versammelte sich eine Schar schnatternder schwarzer Gestalten um uns, die alle etwas für uns zu tun wünschten, — was, blieb einstweilen dunkel. Schließlich drängte sich ein ganz altes Kakelbein als Führer vor — sein Englisch erwies sich allerdings nachher als aus etwa 20 Worten bestehend, und auch die mußte man erraten. Ein anderer dunkler, nackter Jüngling, nur bekleidet mit Turban und Schamschurz, schwang den Stahluminkoffer auf seinen Schädel, und ein dritter bemächtigte sich der photographischen Apparate und Sch.s Fernglases, das wir nachher mit Entzücken immer auf seiner schweißglänzenden Hüfte baumeln sahen. Auf eine vorweltliche Fähre turnten wir dann alle hinauf, noch fünf nackte Eingeborene mit, die sich aber zum Glück im weiteren Verlauf der Expedition verkrümelten. Nun stakten sie mit viel Geschrei über den breiten flachen Fluß. Am andern Ufer zog unsere Karawane los, vornweg der Kofferträger — ich bewundere täglich, was für Lasten diese Menschen auf dem Kopfe tragen — wir im Gänsemarsch hinterher durch tiefen Sand in glühender Sonne zu den Tempeln. Vier kleine Tempel stehen da nebeneinander, alle aus dem lebenden Fels ausgehauen und ganz bedeckt mit Skulpturen, ein fünfter zur Seite, und als Überraschendstes ein lebensgroßer Steinelefant, wunderbar naturgetreu, dann ein Stier, auch sehr gut, und ein Löwe, der mehr stilisiert ist; den Löwen kannten die Künstler eben nicht. In der Düneneinsamkeit wirken diese Bauten und Bildwerke überwältigend großartig. Und weiterhin trifft man auf zahlreiche in den Fels eingehauene Tempel, oft mit prachtvollen Steinpfeilern am Eingang und wundervollen Reliefs im Felsen. Überhaupt, es ist, als hätten diese alten Künstler gar keinen Fels dort mehr sehen können, ohne der Verlockung, ihn zu bearbeiten, zu erliegen. Eine mächtige Wand ist bedeckt mit den schönsten Reliefs, mit Tieren aller Art und Büßern in reicher Landschaft. Sogar Humor haben sie hier gehabt; um einen stehenden büßenden Kater tanzen Ratten und Mäuse. Und als Schönstes wieder Reliefs von großen Elefanten in allen möglichen Stellungen. Etwas weiter fort steht frei eine große Affengruppe, ein Junger, der den Alten laust. Dann Felsen, die in der Bearbeitung nicht fertig wurden, wo man aber die Grundform eines Tempels schon erkennen kann, andere nur mit kunstvollen Treppenstufen bedeckt. Auf einem findet sich eine schöne, tief eingehauene Badewanne. Und all das ist weit in den Dünen verstreut! Schließlich, nach stundenlanger Wanderung — der Kofferträger war schon zum Tiffinplatz ans Meer vor-

ausgewandert — trieb auch uns der Hunger dorthin. Vorbei an einem Tempel mit zierlicher Säulenhalle kamen wir endlich ans Meer. Dort liegt der einzige aus Steinen erbaute Tempel. Auch er ist wundervoll, ganz unsymmetrisch, etwas an ein Gopura erinnernd, überreich mit Skulpturen bedeckt, vom Steinzaun, der von vielen Nandi-Stieren gekrönt ist, umgeben, und direkt über dem Meer — ein großartiger Anblick in dieser Einsamkeit. In einem dünnen Kiefernwäldchen hatten unsere Kulis Steinblöcke zusammengerollt, und dort hielten wir unser Tiffin, zu dem sich noch ein paar schwarze Weiber, ein Mann mit einer Kobra und unsere Träger in Entfernung von 3 m staunend und glotzend gesellten. Zu unserer großen Überraschung bettelten sie nachher um die Reste und aßen nicht nur ein langes Brot und Obst, sondern sogar Fleisch, ein Zeichen, daß sie einer ganz tiefen Kaste angehören mußten. Die Kobra war übrigens sehr schläfrig und mußte mächtig angereizt werden, ihre Haube zu blähen. Ich fand sie aber doch eine unangenehme Nachbarschaft! Um 3 Uhr zogen wir dann zurück zu unserer Fähre und fanden bei dem Auto das halbe Dorf versammelt. Sehr drollig war eine Reihe von etwa 15 nackten Kindern, der Größe nach aufgestellt, die bei unserer Landung „God save the King" anstimmten. Es klang überwältigend komisch und wir bogen uns vor Lachen. Dann stürmte die ganze Gesellschaft das Auto und bettelte, wir verteilten sämtliches Kupfer, das wir hatten, aber immer wieder hielten sie mir noch die nackten Babies in den Wagen, die alle ihr schwarzes Pfötchen ausstreckten. Ich glaube, eine so gute Einnahme hatte das Dorf lange nicht gehabt. Wir lachten noch eine ganze Weile weiter; die ganze Szene hatte so etwas Ursprüngliches an sich, ganz anders wie die Bettelei in den Städten, die einem oft zum Überdruß wird.

Die anderen Touren von Madras aus, die wir stets in Begleitung irgendwelcher Gelehrter machten, galten großen und berühmten Tempeln, denen von Conjeeveram und Chidambaram. Wenn die Tempel noch in Benutzung waren, wiederholte sich immer das gleiche Schauspiel. Am Eingang stand die Priesterschaft, dahinter die Tempelmusiker, und bei unserem Erscheinen ging ein mächtiger Radau los, anders kann ich die Musik nicht beschreiben; der Oberpriester trat vor und hing uns dicke Blumenkränze um den Hals, beschenkte uns dann mit kleinen Zitronen, hielt eine Sanskritansprache und schloß sich unserem Rundgang an. In Mitte des Tempels waren dann immer die Tempeljuwelen für uns aufgebaut — oft prachtvolle Ketten und Edelsteine. Als Dank photographierte ich dann die Priesterschaft mit Heinrich in seinem Blumenschmuck. Zum Teil sind es köstliche Bilder geworden.

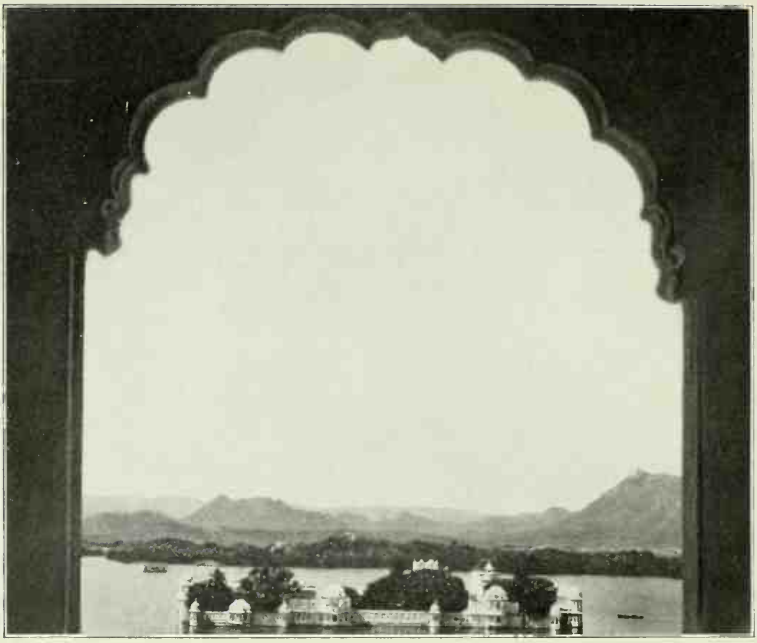
In Conjeeveram führten uns unsere Freunde zuerst in das Haus des Bürgermeisters, eines Brahmanen, der uns in seiner Wohnung mit einem sehr guten Kaffee aus einer silbernen Lota bewirtete. Nachher zeigte er uns sein Haus, die Wohnräume gruppierten sich um einen Innenhof, die kleine zierliche Brahmanin erschien auch und reichte mir verschämt ihr kleines Händchen. In ihrem Wohnraum war als auffallendster Gegenstand eine große Schwingeschaukel, die die Damen an heißen Tagen gern zur Abkühlung benutzen. Leider war mit dieser Frau keine Verständigung möglich, sie sprach nicht Englisch und war auch sehr scheu. Nachdem wir uns vormittags stundenlang dem Studium der Tempel gewidmet hatten, zogen sich die indischen Freunde zu ihrer Mahlzeit zurück, und wir verzehrten allein in einem unbewohnten Haus unser mitgebrachtes Frühstück. Dann kehrten die andern mit dem Oberpriester, der uns schon morgens begleitet hatte, zurück und dieser rezitierte uns nun bereitwilligst vedische Hymnen in der altüberlieferten Weise. Es war ein ganz eigenartiger Genuß; in dem fast leeren Raum saßen wir auf Stühlen, uns gegenüber der Brahmane, der sich seines den Oberkörper verhüllenden Shawls entledigt hatte und nur noch die Priesterkette, die Brahmanenschnur und den tuchartigen Lendenrock trug. Er hatte ein schönes, regelmäßig geschnittenes Gesicht und eine helle Bronzefarbe. Unaufhörlich strömten die Verse hin. Solch ein Mann muß ein fabelhaftes Gedächtnis haben! Nachher erschien ein zweiter, älterer Priester, der den Samaveda vortragen oder vielmehr vorsingen sollte, zwei junge Priester sekundierten. Doch war der alte Mann stockheiser und nach kurzem gingen die Rhythmen in heiserem Gekrächz unter und wir mußten den Genuß abbrechen.

In Chidambaram wurde es uns sogar gestattet, einem Gottesdienst ganz aus der Nähe beizuwohnen. Die ganze Priesterschaft stand aufgebaut im Hintergrund einer alten Halle und sang ihre sonderbaren Gesänge, ein Feuer brannte, vorn saß mit gekreuzten Beinen ein Priester und goß Wasser aus silbernen Krügen auf das Lingam. Nachher setzte er ein zweites Lingam darüber und begoß es ebenso reichlich mit Milch. Uralte Bräuche, die durch die Jahrtausende bewahrt sind. Der Ausflug nach Chidambaram galt aber nicht seinen Tempeln allein, wir sollten vor allem die dabeiliegende moderne Minakshi-Universität kennenlernen, und Heinrich sollte dort eine Vorlesung halten. Der Principal des College, ein sehr unterrichteter und sympathischer junger Inder, kam extra nach Madras herüber, um Heinrich kennenzulernen und uns zu holen. Es war eine etwas anstrengende Angelegenheit! Stellt Euch den Verlauf dieses Ausflugs einmal vor! Abends um 9 Uhr

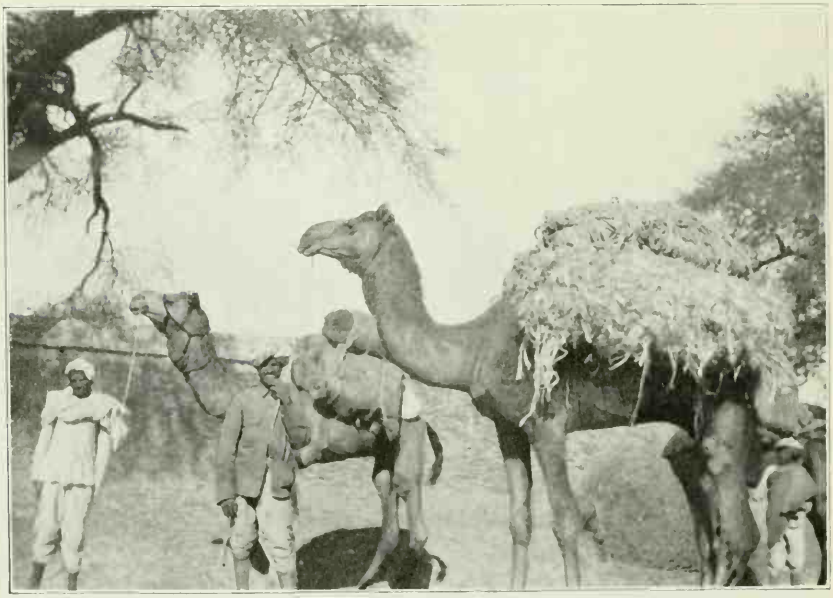
fuhren wir von Madras im Schlafkupee fort, mußten um $^1/_2 4$ Uhr heraus, da wir an unserem Ziel angelangt waren. In stockdunkler Nacht ging's im Auto los; bald hielten wir vor dem Gästehaus des College, in dem wir unser Quartier aufschlagen sollten. Eine Öllampe erhellte einen öden Raum, in dem ein Tisch, zwei Holzstühle und zwei lange Stühle standen, nebenan, im kahlen Gemach, eine Holzpritsche und ein Kleidergestell. Sehr freundlich ersuchte man uns, es uns bequem zu machen bis zum Morgen, und überließ uns unserem Schicksal. Und trotzdem wir greulich übermüdet waren, mußten wir über diese Situation lachen, rollten uns wie die Igel zusammen und versuchten zu schlafen. Aber bald kam der rettende Engel im Ochsenwagen, unser Boy, der unser Bettzeug bei sich hatte und im Handumdrehen mir auf der Pritsche, Heinrich auf den zusammengerückten langen Stühlen ein leidliches Lager zu bereiten verstand, auf dem wir wirklich bis zum Frühtee hart, aber süß schlummerten. Das Bad war auch vorhanden, natürlich nur die übliche Wanne zum Abgießen. Im Mittelraum aber war ein weißgedeckter Tisch mit gutem Porzellan, Silber und einem Blumenstrauß darauf, und dort nahmen wir alle Mahlzeiten dieses Tages ein, die ein mitgenommener Madraser Koch sehr gut bereitete. Sogar Brandy und Zigarren für Heinrich waren nicht vergessen, also hatte man rührend nett für uns gesorgt! Von 8 Uhr an kutschierten wir dann im Auto herum von Schule zu Schule. Wir wohnten dem Tamil-, dem Musik-, dem Sanskritunterricht bei, besichtigten die Schule für körperliche Ertüchtigung und die Zeichen- und Handwerksschule. Es war wie Kultusministerium auf Reisen, nur daß wir stets Kränze umgehängt und Zitronen in die Hand gedrückt bekamen und irgendein Preislied auf Heinrich vorgetragen wurde, worauf er dann auf Englisch oder auf Sanskrit sich bedankte. Dann folgte die Tempelbesichtigung mit dem Gottesdienst, Frühstück im Gästehaus, Rast von einer halben Stunde und abermals Besichtigungen, jetzt aber der modernen Universitätsinstitute. Zum Glück fiel hier die Bekränzung fort, der starke Blumenduft wie auch die Tempelmusik haben etwas Betäubendes; manchmal dachte ich: gleich fall' ich in Trance! Durch chemische Laboratorien und physikalische Experimentierräume und die Bibliothek wanderten wir so stundenlang, sahen die großen Sport- und Spielplätze und die Wohnungen der Studenten, und um 7 Uhr abends kam noch Heinrichs Vorlesung vor brechend vollem Auditorium und unter rauschendem Beifall. Dann aßen wir noch schnell und sanken nach herzlichstem Abschied von unsern freundlichen Wirten um 10 Uhr todmüde im Eisenbahnwagen auf unser Lager. Zum ersten Male wurden wir hier nachts getrennt,

Kanheri, Picknick vor den Höhlen

Todadorf bei Ootacamund



Udaipur, Wasserpalast Jagnivas



Udaipur, Kamele vor den Toren

da der Zug sehr überfüllt war; ich fuhr angenehm im Damenkupee mit nur einer englischen Dame, Heinrich dagegen im Herrenkupee mit drei Personen, einem alten Brahmanen mit seinem Kinde und einem andern Inder. Früh um 7 Uhr kamen wir nach schlechter Nachtruhe wieder in Madras an, wo wir den Tag mit Packen, Schlafen und Besuchempfangen verbrachten. Um $^1/_2$8 Uhr abends ging's dann wieder auf die Bahn und in 18 Stunden bis hier herauf nach Ootacamund. Ihr werdet verstehen, daß wir da Ruhe nötig haben.

Wir brauchten allerdings zwei Tage, um uns an die völlig veränderte Luft und Temperatur hier zu gewöhnen, aber nun ist's einfach herrlich. Dies Gebirge ragt ganz schroff aus der Ebene auf, und man nimmt mit der Zahnradbahn in $3^1/_2$ Stunden diese gewaltige Steigung. Kommt man, wie wir, aus dem heißen Madras, so fängt man schon nach kurzem an zu frieren, wenn man auch die leichte und reine Luft sehr genießt. Alle warmen Sachen, die wir besitzen, hatte ich zum Glück schon herausgesucht, der vorsorgliche Boy mahnte schon in Madras beständig, die Wintermäntel mit in den Holdall, das ist die Plaidhülle, zu tun. Und schon nach der ersten halben Stunde in der Bergbahn zogen wir sie an, und bald knöpften wir sie bis an den Hals hinauf zu. Durch sieben Wochen Hitze sind wir natürlich tüchtig verweichlicht. Um 6 Uhr abends brennt hier in unsern Zimmern schon das Kaminfeuer, und das finden wir einfach urbehaglich. Von morgens 9 Uhr ab dagegen brennt die Sonne so heiß, daß man den Tropenhut braucht; um Mittag kann man gemütlich braten, und erst mit Sonnenuntergang tritt die empfindliche Kühle ein. Allerdings ist mir das Strickkleid auch um Mittag noch nicht zu warm geworden, und Heinrich steigt auch sehr befriedigt im heimischen Berganzug herum. Diese sonderbaren klimatischen Verhältnisse haben zur Folge, daß hier eine wunderbare Vegetation gedeiht. In der Hauptsache sind es eingeführte fremde Gewächse, die sich aber zu einer fabelhaften Üppigkeit unter dieser Sonne entwickeln. Die herrlichen Wälder bestehen aus Eukalyptus- und Chininbäumen untermischt mit wundervollen Koniferen. Gebüsche von rot, gelb und weiß blühenden Sträuchern, mannshohe Hecken von Heliotrop, die schon von weitem süß duften, wuchernde Geranien und hohe Verbenen, leuchtend bunte Kapuzinerkresse, alles wächst durcheinander; es ist eine Farbenpracht, daß ich am ersten Morgen ganz berauscht durch unsern Garten wanderte und immerfort neue Herrlichkeiten entdeckte. Ganz tropisch wirken dann wieder die hohen Daturabüsche mit ihren riesigen weißen Trichterblüten, mir schon seit meiner Kindheit bekannt aus der Göttinger Aufführung der „Afrikanerin", wo sich das arme Weib unter

einem solchen Baum vom Blütenduft vergiften läßt. Ich weiß aber nicht, ob die Datura das wirklich zustandebringen könnte, werde mich auch hüten, mich in Indien je unter einen Baum zu legen, von wegen der Schlangen! Große Fuchsienbäume, ja selbst Rosen gibt es hier, aber die verblühen sehr schnell. Von den hohen Bäumen hängen weißblühende Schlinggewächse lang herunter, und in jedem feuchten Winkel leuchten die weißen Blüten der Callas, ganze Felder davon gibt es am Ufer des kleinen Sees, den wir hier oben haben. Oft entdeckte ich auch Gewächse, die mir aus unseren heimischen Gärten bekannt sind, aber hier wild wachsen. Ihren Namen freilich habe ich aber auch zuhause nicht gekannt. Es ist, seit ich in Indien bin, mein steter Kummer, daß man immer wieder so vielen Dingen gegenüber ganz dumm dasteht; bei der Pflanzenwelt kommt einem das in Ootacamund auf Schritt und Tritt zum Bewußtsein. Einiges habe ich mir nun schon eingeprägt, aber bei jedem Spaziergang ist neues Wunderbares da.

Der ganze Ort Ootacamund liegt auf Hügeln und in Tälern verstreut, nur ein kleines Eingeborenenviertel ist am Bahnhof. Alles andere besteht aus reizenden Bungalows in herrlichen Gärten. Vier solche Bungalows bilden unser Hotel, das mit großer Platzverschwendung angelegt ist. Alle Zimmer, mit Veranden davor, befinden sich zu ebener Erde. Wir nennen unser Eigen: ein Wohn-, ein Schlafzimmer und zwei Wasch- und Toiletteräume. In indischen Hotels gibt man sich stets in volle Pension. Die Verpflegung war eigentlich immer gut, hier in Ootacamund wird ganz Englisch gekocht, was uns lieb ist, da die stark gewürzten Speisen in Südindien entschieden dem europäischen Magen gefährlich sind. Vom Hotelgarten hat man einen herrlichen Blick über üppige Gärten in ein Tälchen hinab und auf die nahen Berge. Sehr hoch wirken sie von hier aus nicht mehr, der höchste, der Dodabetta, ist eben auch nur noch 500 m höher, als wir hier sind. Aber wunderschön ist ihre Farbe, besonders am Morgen und gegen Abend, wo sie ihren Namen Nilgiris, die blauen Berge, mit vollem Recht tragen. Jede Tönung vom lichten Graublau bis zum tiefen Blauviolett nehmen sie an, und selbst unter der Mittagssonne erscheinen sie noch blaugrün. Und blau und wolkenlos wölbt sich der Himmel über dies gesegnete Erdenfleckchen, und bläulich sind sogar die Morgennebel, die in den grünen Tälern hängen und sich langsam vor der Sonne zurückziehen. Alle Wege um Ootacamund sind sehr gepflegt, es wird in der Saison von April bis Oktober viel Auto gefahren, jetzt trifft man eher einmal Reiter. Im allgemeinen herrscht aber jetzt noch völlige Winterstille, auch im Hotel waren wir zuerst

zu sechs Ehepaaren, aber heut Mittag waren alle bis auf eins außer uns abgereist. Wir gehen natürlich sehr viel und mit großem Genuß spazieren und freuen uns der schönen einsamen Wälder, wo sich immer wieder prachtvolle Fernsichten öffnen. Eine sehr interessante Niederlassung von Todas, den Ureinwohnern, ist nur 10 Minuten hinter unserem Hotel. Von diesen Todas gibt es nur noch etwa 800, die sich auf verschiedene kleine Ansiedelungen in den Nilgiris verteilen. Sie vermischen sich nicht mit anderen Stämmen, und sind also dem sicheren Untergang geweiht. Sie leben in Polyandrie, mehrere Brüder haben gemeinsam eine Frau. In der Niederlassung, die wir besuchten, sahen wir allerdings mehrere Frauen mit Kindern und nur einem Mann, so daß man eigentlich auf ein umgekehrtes Verhältnis hätte schließen mögen. Im Typus sind sie sehr verschieden von dem übrigen Südinder. Sie haben eine Menge lockiges schwarzes Haar, das sie freiwallend tragen, die Männer haben Bärte; Adlernasen geben den Gesichtern etwas Kühnes. Die Hautfarbe ist fast schwarz, und sie sind groß und gut gewachsen. Eine Art Wolldecke ist ihre Kleidung, die sie sich sehr malerisch umwerfen. Ihr kleines Dorf bestand aus sechs halbtonnenförmigen Holzhütten mit Flechtwerk gedeckt, jede von einem Steinwall umgeben. Die ganze Gesellschaft kam schnell hervor, als sie uns sah, und stellte sich sehr bereitwillig zum Photographieren hin, die Kinder mit viel Natürlichkeit und Anmut. Sie sind hier natürlich ganz an Fremdenbesuch gewöhnt und wissen, daß sie dabei ein Bakhschisch verdienen.

Wir besuchten in Ootacamund auch den Regierungs-Epigraphisten, einen sehr klugen Inder, der sein Büro in einem hochgelegenen Bungalow in schönster Lage aufgeschlagen hat. Er ist der Nachfolger von Hultzsch, der jahrelang hier lebte, und wir selber hofften auf diese Stelle, als wir verlobt waren. Ein merkwürdiges Gefühl, dies alles, womit sich unsere Phantasie einst so viel beschäftigte, nun mit eigenen Augen zu sehen. Arbeitsruhe hätte man hier, und doch — dauernd hier leben, das möchten wir jetzt nicht mehr. Man ist hier so völlig abgeschnitten von der Heimat.

Poona, 26. Dez. 1927 (2. Weihnachtsfeiertag)

Da sitze ich nun am 2. Weihnachtsfeiertag im weißen Sommerkleide auf der schattigen Seite der Terrasse, — in der Sonne hätte ich wohl bald einen Hitzschlag! — denke heim und male mir aus, wie es bei Euch

wohl aussieht. Ganz, ganz anders wie bei uns, denn all Eure Weihnachtsbriefe berichteten von scharfem Ostwind und strenger Kälte, leider auch von schlechter Heizung im Hause Sybelstr. 19! Weihnachtlich sah's in der Natur hier in diesen Tagen wahrhaftig nicht aus, und doch haben wir ein richtiges deutsches Weihnachtsfest gefeiert. Wie wir das angefangen haben, will ich Euch als erstes im heutigen Briefe schildern. Wir kamen nachts am 23. hier an, d. h. eigentlich am frühesten Morgen des 24., $^1/_2$2 Uhr. Bei den riesigen Entfernungen hier muß stets die Nacht herhalten zum Reisen, und mit einem guten, umsichtigen Boy bietet das auch keine besondere Schwierigkeit. An der letzten Station vor dem Aussteigen weckt er, packt das Bettzeug zusammen, und man hat dann nur auszusteigen. Als wir dann noch verschlafen an der Kupeetür standen, erscholl vom Bahnsteig ein deutsches „Guten Abend, Herr Professor". Da wurde es uns schon ganz vergnügt zumute. Heinrichs alter lieber Schüler S., heute ein anerkannter Gelehrter am Bhandarkar-Institut in Poona, holte uns ab und brachte uns in unser Hotel, das wieder einmal viel Komfort, sogar eine eigene richtige Badewanne aufweist! Dann haben wir noch ein paar Stunden geschlafen, und um 9 Uhr stand Freund Sch., von dem wir uns ja in Madras getrennt hatten, vor der Tür. Nun war's gleich ganz heimatlich. Das Weihnachtliche wollte sich zwar noch nicht gleich einstellen, dazu schien die Sonne zu heiß. Von der breiten Terrasse unseres Zimmers sahen wir auf grüne Baumwipfel, in denen kleine grüne Papageien aufgeregt kreischten, der Rasen war gelb verbrannt, aber in Hunderten von großen Blumentöpfen blühte es bunt und lustig. Wie ich jetzt gelernt habe, ist es eine Eigentümlichkeit von Poona, daß man der großen Trockenheit wegen die Blumen alle in Töpfen hält. Und ein wundervolles rot-lila Schlinggewächs — die Bougainvillia — blüht auch hier als ein leuchtender lila Mantel, der einen großen Baum einhüllt. Ursprünglich wollten wir ja Weihnachten in Bombay feiern, aber Sch. schrieb, es sei dort so voll, geräuschvoll und teuer, Poona sei für die Weihnachtsfeier viel geeigneter. Das haben wir nicht bereut — es ist entzückend, hier auszuruhen, und viel behaglicher. So fahren wir erst zu Neujahr nach Bombay.

Also, der Weihnachtsabend. Wir machten am Vormittag Weihnachtseinkäufe. So einfach war das nicht! Es gibt drei englische Warenhäuser mit nützlichen Sachen und allerhand Kitsch und dann den Bazar. Wir erstanden erst für Heinrich einen Stock, für mich ein Sonnenschirmchen, woraus ihr entnehmen könnt, daß uns Stöcke und Schirme samt Futteral auf einer der vielen Fahrten gestohlen sind. Dann allerhand nette Kleinigkeiten im Bazar. Nun kam das Schwierigste, der Baum!

Sch. wurde nach Hause geschickt, weil er überrascht werden sollte, und S. führte uns dann in eine Gärtnerei. Da haben wir lange unter Palmen und fremdartigen Gewächsen herumgesucht, bis wir eine hübsche kleine Araucarie fanden. Die führten wir im Triumph nach Haus. Am Nachmittag fuhren wir in der Tonga, dem landesüblichen Gefährt, spazieren. Es ist ein Karren mit zwei hohen Rädern und Verdeck und zwei Bänken Rücken an Rücken. Vorn sitzt der Kutscher, rückwärts die Fahrgäste. Zuerst machte es allerdings Schwierigkeit, das richtige Gleichgewicht herzustellen. Wir gewichtigen Leute hoben das Pferdchen in der Deichsel fast in die Höhe. Aber der kluge Kutscher fand einen Ausweg, indem er sich selber vom Vordersitz auf die Deichsel schwang, und nun trabte der Gaul sehr brav, und wir schaukelten wie in einer Wiege. Wir bestiegen den Parvati-Hill, von dem man einen herrlichen Rundblick hat. Oben steht das kleine Heiligtum der Göttin Parvati, bunt und phantastisch anzusehen, als Hinduheiligtum von uns nicht zu betreten. Dahinter ist ein altes Gemäuer, das wir erkletterten, und von da sahen wir die Sonne untergehen über den Ghats, den fernen Bergen. Rotgelb färbte sich der Himmel, glühend versank die Sonne und tief lila bis zart grau in allen Tönen spielend zeichneten sich die Berge ab. Es war zauberhaft schön — nicht unbedingt indisch —, auch eine nordische Berglandschaft sieht zuweilen so aus; nur durchaus indisch war's, daß eine halbe Stunde später schon dunkle Nacht war. Die größte Freude aber hatten wir beim Nachhausekommen. Da lag ein so dicker Haufen Briefe da, daß wir laut gejubelt haben. All ihr Lieben habt an uns gedacht und dafür danken wir Euch heut erst einmal inniglich. Es war einfach herrlich, das alles zu lesen, und wenn wir auch etwas bewegt dabei waren, das war gerade recht und paßte zum Weihnachtsabend in der Fremde!

Sch. hatten wir zum Diner eingeladen. Beim Kaffee stahl ich mich leise hinweg und zündete mein Bäumchen oben in unserm Zimmer an. Halter hatte ich nicht bekommen können, wohl aber schon in Ootacamund bunte Weihnachtskerzen. Die pflanzte ich in die Erde um mein Bäumchen und auf die Spitze des Stockes, der es hielt, eine schöne rote Kerze. Darum herum baute ich unsere kleinen Gaben. Auf ein Nebentischchen kamen meine englischen Süßigkeiten und Ingwer und der Christmas-Cake. Dann zündete ich an und rief meine beiden Männer, und dann haben wir zusammen beim Lichterschein gesessen und haben heimgedacht über all die vielen tausend Meilen zu Euch Lieben hin, und es war uns drei deutschen Kindern in der Fremde schließlich doch heimatlich und weihnachtlich ums Herz. Heinrich stiftete eine Flasche Sekt, ein wärmliches Getränk, aber wir tranken es aufs Wohl

aller derer, die wir lieben, und hatten dabei das Gefühl, daß auch zu uns manch lieber Gedanke von fernher geflogen kam! — Daß aber auch Indien ein wenig in unsere Weihnachtsfeier hineindufte, dafür sorgte unser Boy Paul Ratnam (ratnam bedeutet „das Juwel" und das ist er wirklich). Wir hatten ihm ein Geldgeschenk gemacht, nun brachte er uns vier der stark duftenden Kränze und hing sie uns um den Hals und sagte dazu: „God bless you, Master, God bless you, Madam", ein Gruß, der mich stets freut. Er ist römisch-katholisch. Nachher haben wir ihm den ganzen Christmas-Cake geschenkt, der für unsere Mägen zu kompakt war! — So, seht Ihr, war auch bei uns Weihnachten im fernen Indien.

Aber nun sollt Ihr noch von unseren Erlebnissen seit Ootacamund hören. Sie sind wieder sehr, sehr mannigfach. Die Woche dort oben war herrlich, trotzdem wir uns natürlich erkälteten. In der Wärme unten ging's aber erstaunlich schnell vorüber. Die wunderbare Lage, die Blumen und die üppige Vegetation hab ich Euch schon letztes Mal geschildert. Es tat uns ordentlich leid, dies Paradies wieder zu verlassen! Wir machten die Reise im Auto und fuhren in $4^1/_2$ Stunden nach Mysore zu Tal. Eine ganz großartige Fahrt! 2000 m geht's hinab in riesigen Kehren mit herrlichsten Blicken erst auf wildes Bergland, dann auf prachtvolle Hügellandschaft und schließlich auf endlosen Dschungel. Dabei wurde es natürlich immer wärmer. Erst zogen wir die Wintermäntel aus, dann die Strickwesten, schließlich setzten wir uns nur noch auf die Reisedecke! Die letzte Stunde ging's dann durch lange Alleen, wo die Affen wieder fröhlich in den Bäumen herumkletterten, zahllose Büffelherden und Eselkarawanen uns entgegenkamen und wir notgedrungen ein mäßigeres Tempo einschlagen mußten. Mysore liegt in heißer, sonnverbrannter Ebene. Der Maharaja, ein sehr fortschrittlicher Mann, hat seine Freude am Bauen. Lauter riesige, schneeweiße Gebäude mit großen Säulenhallen, in weiter Entfernung voneinander gelegen, hat er aufführen lassen. Wenige Bäume und völlig verbrannte Rasenflächen unter einer glühenden Sonne — im ganzen für mein vegetationsliebendes Auge ein niederdrückendes Bild. Über der Stadt liegt der Chamundi-Hügel, ein langgestreckter Felsenrücken, auf dem ein Heiligtum von S'ivas Gemahlin, der grausamen Todesgöttin Kali, steht. Den ganzen Rücken dieses Berges hat der Maharaja mit elektrischen Lampen bepflanzen lassen, so daß allnächtlich wie in feenhafter Festbeleuchtung die schöne Linie des Berges erstrahlt. Eine Spazierfahrt gegen Abend dort hinauf ist auch ein Genuß, denn der Blick auf die Stadt ist wunderschön. Wir logierten in Mysore als Gäste

des Maharaja im Hotel, einem großen, schneeweißen Gebäude, parterre, nur eine Steinterrasse vor der Tür, was ich zu beachten bitte! Die Einrichtung des Gemaches war sehr dürftig, das ist schließlich aber der vielen Ameisen wegen nur praktisch. Auch der Kollege O. aus Marburg wohnte dort, mit dem wir manche Stunde des Abends behaglich verschwatzt haben. Die Hauptsehenswürdigkeit von Mysore ist das große Fort, in dem auch der neue Palast liegt. Es imponiert durch seine Größe, hat blendend weiße mohammedanische Tore, der Palast selber einen leichten Turmbau mit vielen Kuppeln. Die Gesamtansicht wird leider sehr gestört durch riesige Sonnenjalousien, die die ganze Architektur verdecken. Seine Hoheit hatte uns zur freien Verfügung einen Wagen und ein Auto überweisen lassen, so fuhren wir stets sehr vornehm, im Wagen mit dem hinten daraufstehenden Diener, im Auto mit einem bildschönen dunklen Chauffeur in Schneeweiß, der den Turban wie eine Krone höchst raffiniert gewickelt trug. Wir sahen so den Zoologischen Garten mit prachtvollen Löwen und Tigern, merkwürdigerweise alle im Zustand von Wut oder Aufregung, was sich ja aber hinter sicheren Gittern sehr hübsch ansieht. Der schönste Tiger, ein gewaltiges Tier, war im Bezirke von Mysore selbst gefangen. Die Eisbären, die mir bei der Bärenhitze von Herzen leid taten, wirkten ganz apathisch. Der Kutscher, der kein Wort Englisch verstand, ersparte uns nichts von den königlichen Sehenswürdigkeiten, fuhr uns zu den Rossen, den Kutschen — nur bei den Autos widerstanden wir so kräftig, daß wir verständlich wurden! — und brachte uns schließlich zu den Elefanten. Letztere waren das Interessanteste. Etwa 20 im Freien unter großen Palmen an einem Bein angekettet. Nur drei Frischgefangene waren an allen vier Beinen gefesselt; zwei davon, noch junge, waren schon ganz friedlich und fraßen ihr Heu, aber eine alte Dame war sehr unglücklich und unwirsch, ließ sich nicht vom Wärter streicheln und stieß ganz klägliche Grunztöne aus. Sie tat uns wirklich leid!

Das schöne Auto benutzten wir am nächsten Tage zu einem sehr genußreichen Ausflug nach Seringapatam. Zuerst besichtigten wir den Stolz Mysores, den großen Damm, den der Maharaja aufführen läßt, um aus dem Kaveri-Flusse einen großen Stausee zu machen. Es ist allerdings ein mächtiges Werk, der Damm ist wohl 2 km lang und nach modernsten Plänen gebaut. Ein indischer Ingenieur fuhr mit uns auf einem kleinen, von Kulis geschobenen Karren ein tüchtiges Stück hinaus und erklärte alles. Unterhalb dieses Sees sollen sich herrliche Gartenterrassen erheben, Zaubergärten gleich denen der Semiramis mit Wasserfällen und wunderbaren Gewächsen. Wie schön muß das werden

in diesem sonst so trockenen Lande! Wir stiegen hinunter, wo die Wasser heraussprudeln und fanden in der Dammwand ein Götterbild „unsere heilige Mutter Kaveri", wie sich der junge, sehr gebildete Ingenieur ausdrückte. Hier wird es einem so recht klar, wie das Religiöse in Indien doch der Untergrund alles Denkens ist und selbst in der Technik zum Ausdruck kommt.

Seringapatam, die ehemalige Hauptstadt Mysores, eine einst starke Festung, wurde im Jahre 1799 von den Engländern erobert und liegt nun, da sie wegen des Fiebers, das dort herrscht, bald wieder aufgegeben wurde, völlig in Ruinen. Die Außenmauern des Forts sind noch gut erhalten, aber alles übrige ist bis auf geringe Reste und viele Gräber vom Erdboden verschwunden, und weite öde Trümmerflächen dehnen sich unter einer glühenden Sonne. Eine wahre Oase darinnen ist Darya Daulat Bagh, der Lieblingssitz des letzten tapfern Königs Tipu, ein wundervoller Garten, in dem es grünt und blüht, und drinnen ein kleiner Palast, in mohammedanischem Stil völlig bunt bemalt, mit reizenden kleinen Zimmern und in der Mitte einem Saal, der einige Divans enthält. Dort gibt der Maharaja noch heut manchmal ein Frühstück. Alles ist dämmrig und kühl, und man meint, die Geister der Vergangenheit zu spüren, wenn man so allein durch die Räume wandelt. Uns brachte unser schöner Fahrer den Tiffinkorb hinein und wir tafelten, wie es sich für Gäste des Maharajas gebührt, in einem köstlichen geschnitzten Erker, der auf die kühle Terrasse hinausging. Dann besuchten wir das Grabmal Tipus und seines Vaters. Es ist in einem stillen, verwilderten Garten gelegen, ein wundervolles, schneeweißes Marmorkuppelhaus mit den schlichten mohammedanischen Sarkophagen darin. Es machte uns auch als Kunstwerk durch die wundervolle Ornamentik einen tiefen Eindruck, vielleicht weil es das erste dieser mohammedanischen Gräber war, die wir seither noch oft sahen. Und schließlich sahen wir noch ein eindrucksvolles Monument aus vergangenen Zeiten, ein schlichtes Bungalow mit wenigen alten Empiremöbeln eingerichtet, verstaubt, verödet. Ein englischer Offizier lebte mit Frau und Kind darin. Einst verreiste er, und als er zurückkam, fand er Frau und Kind an der Cholera gestorben, worauf er fortging und nie wiederkehrte. Das Schicksal dieses unglücklichen Mannes machte solchen Eindruck, daß ein pietätvoller Maharaja alles so, wie er es verlassen hatte, erhalten ließ. Ein melancholischer Ort, wie schließlich ganz Seringapatam heut nur eine Stätte des Todes ist.

Auch ein Nachterlebnis muß ich Euch erzählen. Aus tiefem Schlaf weckte uns ein wütendes Hundegebell vor unserer Tür auf der Ter-

rasse, und als Antwort ein böses Knurren und Fauchen, ganz dicht, wohl 10 Schritt entfernt, genau wie wir es am Tag zuvor am Tigerkäfig gehört hatten. Das ging wohl 10 Minuten so fort, zu sehen war aber nichts in der dunklen Nacht, aber es war ein merkwürdiges Gefühl, irgend etwas Wildem so nahe zu sein! Am nächsten Morgen waren die Spuren im Sand zu sehen, es muß ein Panther gewesen sein. „Palmström schreibt in seine Wochenchronik: Wieder ein Erlebnis voll von Honig."

Natürlich wurde Heinrich auch in Mysore gebeten wieder eine Vorlesung zu halten. Das Publikum ist immer rührend aufmerksam und dankbar. Ein alter Gelehrter, mit einem gelben Tuch um die mageren Schultern, weißem, rockartigem Gewand, nackten Füßen und großem Stock flehte hinterher dringend um unseren Besuch, da er uns Bücher schenken wollte. Er hatte einen guten Kopf, zwar ein wenig wie ein alter Geier, aber klug und gutherzig sah er aus und nicht sehr dunkel. Ich hielt ihn für hoch in die Siebzig. In seinem Auto fuhren wir im Dunkeln nach seinem Hause, das mitten in einem großen Garten gelegen war. Erst mußten wir seinen üppigen „Nachwuchs" bewundern. In einem leeren Gemach waren eine Menge alter und junger Frauen versammelt. Beinahe jede hatte ein wenig bekleidetes Kind auf dem Arm, der kleinste Säugling, sein Urenkel, war sicher erst wenige Wochen alt, und auf dem Boden wimmelte es von kleinen und größeren Kindern. Hier herrscht eben noch wie überall unter den Hindus das System der ungeteilten Familie. Die Söhne bringen nach der Heirat die Frauen ins elterliche Haus, der Verdienst des Einzelnen fließt ganz selbstverständlich dem ganzen großen Haushalt zu, und daher ist es nichts ungewöhnliches, ein so mit Frauen und Kindern angefülltes Haus zu treffen wie hier. All dieses dunkle Gekrabbel guckte uns aus großen schwarzen Augen neugierig an, geredet wurde nichts, da sie nicht, wie ihr Urvater, Englisch verstanden. Ich machte ihm ein paar Komplimente über seinen Nachwuchs, den Frauen eine bewundernde Geste, und wir zogen in den andern Teil des Hauses. Dort war in einem höhlenartigen Gemach die Studierstube des Alten. Ich bin ja an Unordnung auf Schreibtischen einiges gewöhnt, aber so etwas hab ich doch nicht für möglich gehalten. Bergehoch türmten sich dort Bücher und Schriften, und unsere Bewunderung erregte nur, daß dieser ganze Aufbau nicht plötzlich abzurutschen begann. Der Gelehrte muß seine zahlreichen Bücher wohl alle auf den Knien schreiben! Er beschenkte uns dann mit einem ganzen Haufen seiner Werke, schrieb in jedes einzelne eine zärtliche Widmung und zitierte uns lange Sanskritdichtungen. Als wir endlich aufbrechen

mußten, beschwor er des Himmels reichsten Segen auf unser Haupt herab, hoffte auf ein Wiedersehen in einer künftigen Geburt und überreichte uns noch eine schöne Kokosnuß und einige Bananen. So fuhren wir reich beschenkt heim. Daß wir sämtliche Universitätsinstitute besichtigen mußten, ist selbstverständlich. Interessant war mir ein Frauen-College mit etwa 30 Hörerinnen. Noch ist der Unterricht geteilt unter Männer und Frauen, doch hoffen sie, bald genug weibliche Lehrkräfte herangebildet zu haben, um die Männer beim Unterricht ausschalten zu können. Die Leiterin, die verheiratet war, machte einen sehr guten Eindruck. Auch ihre Tochter besuchte schon das College. Die Mädchen machen erst die Mittel-, dann die höhere Schule durch und kommen mit 17 bis 18 Jahren auf das College. In ihrem Unterrichtsraum wurden sie uns nachher vorgestellt, auch drei Sanskritstudentinnen waren darunter. Sie betrachteten uns aus ihren großen schwarzen Augen mit dem größten Interesse, wie auch ich mit Vergnügen die intelligenten Gesichter betrachtete. Die Unterhaltung blieb ziemlich einsilbig, da sie sehr schüchtern waren.

Von Mysore ging's in 6 Stunden nach Bangalore, das ziemlich enttäuschend war. Die Luft war ja gut — es liegt 1000 m hoch — aber so von Staub erfüllt, daß man nicht zu ihrem vollen Genuß kam. Bangalore liegt auf schrecklich sonniger, öder Hochebene und hat, wie viele indische Städte, eine riesige Ausdehnung. Ohne Wagen verkommt man! Nur das Hotel war neu und ausgezeichnet.

So fuhren wir dann nach einem Tage weiter in 18 Stunden nach Haiderabad im Staate des Nizams. Wir wohnten wohl eine Stunde außerhalb in Secunderabad, der eigentlichen englischen Militärstation, wo das einzige erträgliche Hotel ist. Der sehr liebenswürdige Archäologe Herr Y. fuhr uns in seinem Auto herum, uns die Stadt zu zeigen. Dieser höchst gebildete Inder, der viel feines künstlerisches Verständnis und Sinn für Naturschönheit besaß, war ein höchst angenehmer Gefährte. Das alte Haiderabad ist wundervoll, die Bazarstraßen mit ihren bunten, geschnitzten Häusern, ihrem wimmelnden Leben, den mannigfachsten Typen und Trachten sind das Malerischste, was man sich nur denken kann. Im Mittelpunkt der Stadt ist ein Platz, auf dem vier Straßen zusammenlaufen, und auf diesem Platz steht ein prachtvolles Bauwerk, der Char Minar. Ein großer, hallenartiger Unterbau mit schöner spitzbogiger Durchfahrt nach den vier Seiten, darauf ein Obergeschoß mit doppelter Bogengallerie, und als schönstes an den Ecken vier feingegliederte, hohe Türme. Das Bauwerk ist recht ein Wahrzeichen Haiderabads. Auch eine schöne Moschee ist vorhanden, die aber die hier

sehr strenggläubigen Mohammedaner nicht zu betreten gestatten. Viele malerische Straßen sahen wir noch beim Durchfahren. Es herrschte die Pest, weshalb eine Menge Häuser geschlossen waren; so hatten wir auch keine Neigung, herumzugehen. Ängstigt Euch aber ja nicht, der Europäer bekommt sie nicht! Dazu gehört enges Zusammenwohnen und Schmutz. Unser liebenswürdiger Führer hatte aber das Bedürfnis, uns den Spitzen Haiderabads vorzustellen. So lernten wir im High Court einige hohe Richter kennen, besuchten später einen Minister, einen höchst eleganten, schönen Mohammedaner in einheimischer Tracht, aber mit ganz europäischer Bildung, und schließlich einen andern hohen Beamten des Finanzwesens. Dieser sehr kunstliebende, feingebildete Mohammedaner, Herr H., hat eine wundervolle Sammlung von Bildern der Moghulzeit, die er, soweit sie in seinem Hause waren, gern und mit Stolz zeigte. Der bedeutendste Teil war zur Zeit in Bombay im Museum ausgestellt. Er läßt von einem Maler die Fresken in den Ajanta-Höhlen kopieren, ist also ein indischer Mäzen im wahrsten Sinne des Wortes. Der Nizam von Haiderabad hat augenscheinlich die gleiche Liebhaberei für das Bauen wie sein Kollege in Mysore. Im neumohammedanischen Stil hat er eine Reihe großer Gebäude am Flusse errichten lassen, ein Hospital mit 1000 Betten, den High Court und Schulen. Moderne Gartenanlagen am Flußufer entlang sollen folgen. Man will Haiderabad zu einer modernen Prachtstadt umgestalten.

Am Nachmittag machten wir einen sehr schönen Ausflug nach Golkonda, der alten Hauptstadt. Unweit davon liegen die Fürsten von Golkonda, die Kutb Shahis, begraben. Wohl ein Dutzend herrlicher weißer Grabdome erheben sich in einem Hain von Limonen. Ein sehr stimmungsvoller Ort ist's. Auch die Lieblingsfrauen der Herrscher ruhen dort und jedes Grab hat seine eigene kleine Moschee. Vor uns lag Golkonda hoch auf dem Hügel; irgend etwas erinnerte mich an die Akropolis. Wir fuhren dann hin und nun verlor sich die Ähnlichkeit völlig, eine trotzige Festung, mit hohen Mauern und gewaltigen Toren, die alle mit langen Eisenspitzen zur Abwehr gegen Elefantenangriffe gespickt sind. Die innere Festung ist wieder mit einem mächtigen Tor verschlossen, das auch heute noch — warum ist mir nicht recht klar — streng von des Nizams Soldaten bewacht wurde. Nur nach Vorzeigen des Erlaubnisscheins gestatteten sie uns den Eintritt. Viele Treppen ging's dann hinan, von Zeit zu Zeit waren Steinruhebetten zur Seite. Schließlich ganz oben ist der Palast der Kutb Shahis. Nur noch ein paar Mauern und Treppen stehen davon, oben ist eine Plattform, und eine Steintreppe führt zum Sitz des Königs. Dort haben auch wir gesessen

und den wunderbaren Blick genossen, erst hinab in die mächtigen Ruinen der Festung und dann weit, weit ins Land. Die Sonne sank wieder golden, und hell erstrahlten die weißen Kuppelgräber und weithin dehnte sich ein wüstenähnliches Land, öde Hügel, wilde Felsen, von denen die Sage erzählt, daß die Götter sie einst im Spiel auftürmten.

Nun ging's wieder weiter in 12stündiger Bahnfahrt gen Westen, da kamen wir am Abend an einen kleinen Knotenpunkt, wo es nach dem berühmten Bijapur abgeht. Schon vorher hatte uns das Problem beschäftigt: wo bleiben wir über Nacht? Hotgi hat kein Hotel, kein Dak Bungalow, aber unser Boy sagte: „Waiting-room, make it quite nicely". So spricht ein guter Boy englisch. Na, wir überließen ihm dann das Weitere. Erst unterhandelte er lange mit dem dunklen Stationsvorsteher, dann riegelte er die Türen des großen, öden Raumes ab. Das Mobiliar, aus drei Bänken, vier Stühlen und einem Holztisch bestehend, rückte er „nicely" zurecht, d. h. in gebührender Entfernung von den schmutzigen Wänden je eine Bank. Darauf kam unser Bettzeug, die Stühle wurden darum herumgruppiert, an die Wand hing er eine stinkende Ölfunzel, und dann legte der treue Wächter sich selber vor die Tür. „Hier könnte niemand uns stören." Na — — Wir aßen im kleinen Erfrischungsraum erster Klasse zu Abend und zogen uns bald zurück, da draußen schon die übliche Karawanserei sich aufgetan hatte, noch pfeifende Personenzüge mit Schwärmen von Menschen mit höllischem Geschrei kamen und abfuhren, und ich immer noch fürchtete, irgendeine Familie könnte mit Kind und Kegel bei uns eindringen. So legten wir uns halb angezogen auf unser hartes Lager, löschten die Lampe der Moskitos wegen, worauf sofort eine Grille über unserm Haupte wie ein Kanarienvogel losschmetterte. Doch — was war das gegen die übrigen Laute dieser Nacht? Überall hustete und spuckte es, schimpfte oder kreischte es, arme Hühner wurden verladen und schrieen in ihren Körben als würden sie abgeschlachtet. Jede Stunde rangierte ein anderer Güterzug mit schrillem Pfeifen vorbei, die schweren eisernen Güterwagen krachten gegeneinander, Ketten rasselten dazu, ein wahrer Hexensabbath! Ich sagte mir nur, einmal muß es ja Tag werden, und drehte mich vorsichtig auf die andere Seite, damit einmal ein anderes Glied einschlafen sollte! Im Stockdunkeln erhoben wir uns dann, machten die Toilette bei der elektrischen Taschenlampe, gossen einen heißen Tee herunter und hoben uns im Morgengrauen gern von hinnen, gen Bijapur! Ein solch Bummelzüglein fährt langsam, hat aber einen Wagen I. Klasse. Den beherrschten wir, streckten uns glücklich auf unsere Lederbank und dusselten so die Fahrt hin. Bijapur mit Miniaturbahn-

höfchen, eben solchem Erfrischungsraum, bot uns erst einmal ein Frühstück, dann ging's mit Tonga zum Dak Bungalow. Erster Eindruck von Bijapur: total verbrannt, grandiose Öde, riesige Kuppelgebäude, grau auf gelbem Boden. Eben so grau, wie eine Festung im dürren, großen Garten, einem ehemaligen mohammedanischen Friedhof, wie noch einige Gräber bewiesen, lag das Bungalow. Zuerst war's sehr schmutzig, aber geräumig. Dann aber ergriff unser Boy das Szepter, alle dienstbaren Geister wurden herbeigeholt und in einer halben Stunde war unser hohes, weißgetünchtes Gemach sauber gefegt, eine leidlich saubere Tischdecke erobert, eine Matte lag auf dem Fußboden, die Waschgelegenheit war gesäubert, Wasser in der Wanne, kurz, alles war behaglich! Während wir uns wuschen, packte das ideale Wesen reine Wäsche aus, bezog schon das Bett, sorgte für Moskitonetze und verlud uns dann in eine Tonga mit der Versicherung, um 1 Uhr würde er für ein Tiffin gesorgt haben. Diese Dak Bungalows haben nämlich nur zum Teil Verpflegung, aber der Verwalter kochte in diesem Falle gut, und die Materialien wurden herbeigeholt. Schließlich fühlten wir uns den Tag und die Nacht, die wir da hausten, direkt behaglich. Die Mahlzeiten bekamen wir im größten Raum des Hauses, und unser Boy servierte sie uns sehr gewandt. Abends erschien die bekannte Ölfunzel, bei der man gerade noch ein bißchen Tagebuch schreiben konnte. Dann sanken wir auch todmüde ins Bett. Und nachts heulten in unsere Träume hinein die Schakale. Und nun Bijapur selber: auch ein Ort, der, jetzt klein, von ehemaligem Glanz und Größe zeugt. Gebaut ist alles aus einem grauen, harten Stein, der den Stürmen der Zeit widerstanden hat. Er wirkt ernst und etwas schwer, paßt aber gut in das wüstenartige Land, wo wenig Bäume sind. Hoch ragen über alles hinweg die riesigen Grabmonumente der Adil Shahs, die bis ins 17. Jahrhundert dort herrschten. Viele dieser Fürsten bauten sich schon zu Lebzeiten ihr Grabmal, und zwar hatte jeder den merkwürdigen Ehrgeiz, seinen Vorgänger zu übertrumpfen. So sind ganz wunderbare Dinge entstanden. Die ältesten Bauten sind schlicht und bescheiden, Ibrahim II. aber errichtete schon ein Wunderwerk von Hallenbau, den Ibrahim-Rauza, mit prachtvoller Kuppel und Minarets, die Türen und Fenster entzückend mit Ornamenten und mit der schönen arabischen Schrift verziert; gegenüber liegt ähnlich elegant und in den Verhältnissen harmonisch die Moschee, dazwischen ein stilles Wasserbecken. Sein Nachfolger Mohammed, wohl im Gefühl, dieses Kleinod nur durch Größe überbieten zu können, baute ein riesenhaftes Monument, den Gol Gumbaz, mit schwerem quadratischen Unterbau, einer wundervollen Kuppel und vier schweren, durch

viele Bogenfenster hallenartig sich aufbauenden Minarets. Weit ins Land hinein ragt dies Grabmal und wirkt so ernst und mächtig, daß man im Zweifel ist, wem man den Vorzug geben soll, Ibrahim oder Mohammed. Der Innenraum ist größer als das Pantheon in Rom, um einen Vergleich zu geben, und in der Kuppel ist eine der berühmten Wispergalerien. Der Fürst, der nun kam, Ali II., wollte wiederum seinen Vorgänger übertrumpfen und baute eine ungeheure Säulenhalle, auf die sich wohl ein zweites Stockwerk und die Kuppel aufbauen sollten, aber er starb vorher; so liegt er und seine Familie in der offenen Halle begraben, die auch unvollendet einen großen Eindruck macht. Das sind nur ein paar der Hauptmonumente. Zahlreiche kleinere stehen überall herum, oft aus mannshohen wuchernden Opuntienkaktussen herausragend, entzückende Grabdome, sonderbare Türme, halb in Ruinen, zwei prachtvolle Zisternenanlagen mit kühnem Spitzbogen darüber, eine wunderbare, großzügig gedachte Moschee, in deren riesenhafter Säulenhalle es einem ganz feierlich zumute wird. Man denkt unwillkürlich zurück an die wildbewegten, phantastischen Hindutempel und fühlt sich hier doch tiefer berührt. Geräuschlos schreiten hier die Gläubigen einher und verrichten schweigend ihre Andacht, die niemand zu stören wagt, während dort das tägliche Leben unbekümmert um die Andachtsübungen einzelner lebhaft hin und her wogt. Bijapur war natürlich in alten Zeiten eine starke Festung, und auch diese Reste sind gut erhalten. Überall ragen die grauen Türme und Mauern, die Tore und Palastreste auf. Ich mußte von einem Turme aus angesichts dieses wunderbaren Stadtbildes an S. Gimignano denken. Ich möchte es Euch genauer schildern, aber es geht nicht. Man muß es gesehen haben, sonst reicht die Phantasie nicht aus. Bedrückend wirkt es doch nicht, wie die tote Festungsstadt Seringapatam. Und neue Bazarstraßen ziehen sich überall durch das alte Bijapur. Viele der kleineren Moscheen sind einfach wieder bewohnt, und es macht einen ganz freundlichen Eindruck, wenn solch nackter, dunkler, kleiner Bengel vor der Tür einer halbverfallenen Moschee steht, die nun sein Vaterhaus ist. Die Kinder waren sehr zutunlich in Bijapur, lachten uns mit blitzenden schwarzen Augen und weißen Zähnen an und folgten uns in mächtigen Sprüngen über Trümmer und Kaktusse hinweg. Wollte ich sie aber photographieren, so stoben sie auseinander, zwei kleine brüllten sogar wie am Spieße. Sie dachten wohl, daß irgendein Teufelswerk in dem kleinen Kasten steckte! Fremde kommen scheinbar nicht oft nach Bijapur. Für uns aber war es einer der stärksten Eindrücke, die wir bisher empfangen haben. Ich werde diese Tage im Leben nicht wieder vergessen.

Kalkutta, den 6. Februar 1928

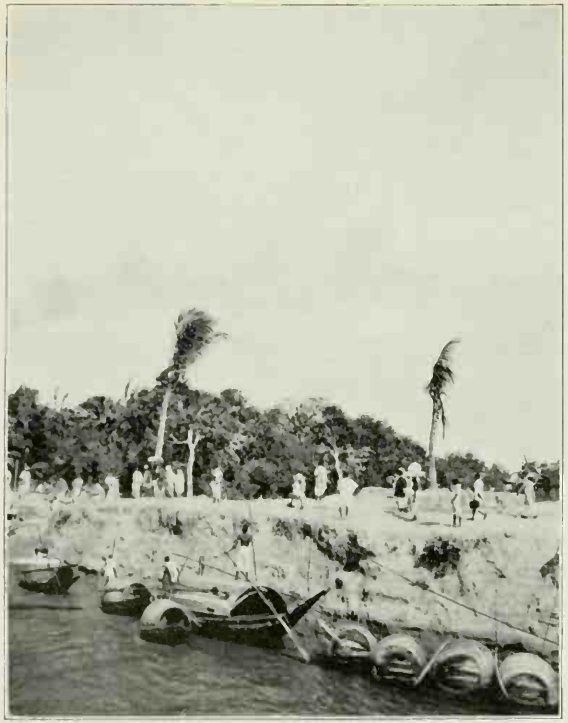
Es ist lange her, daß ich Euch einen Rundbrief schrieb, der letzte kam von Poona und war in der Weihnachtswoche geschrieben. Es folgten darauf vierzehn arg bewegte Tage in Bombay und dann eine Reisezeit von fast drei Wochen, in denen wir nie länger als zwei Nächte im selben Bette schliefen und auch die Tage immer unterwegs waren. Was wir dabei noch an Bahnfahrten hinter uns gebracht haben, könnt Ihr ermessen, wenn ich berichte, daß wir in diesen drei Wochen 99 Stunden in der Bahn gefahren sind und etwa noch 50 Stunden im Auto! Ihr sagt nun vielleicht, warum konnte diese faule Person da nicht während dieser endlosen Eisenbahnfahrten schreiben? Aber das ist nicht gut möglich, so angenehm das Reisen in diesen indischen Zügen sonst ist, sie wackeln so, daß man nicht ordentlich schreiben kann. So betrachteten wir die Fahrten einfach als Erholung. Wir haben fast immer ein Abteil für uns mit zwei langen Lederbänken an den Seiten, auf denen Nachts die Betten aufgemacht werden. Anstatt der Glasfenster können Holzjalousien oder Gazefenster heruntergelassen werden, je nachdem man sich vor Sonne oder Staub schützen will. Zwischen den Bänken ist ein Klapptisch und an ihrem Ende steht gewöhnlich ein Klubsessel. An der Schmalwand ist die Tür zum privaten Waschraum und noch ein Klapptisch. Eigentlich können nachts vier Personen I. Klasse unterkommen, da noch zwei Lager heruntergelassen werden können, am Tage sogar sechs Personen sitzen, aber bisher sind wir immer allein geblieben. So machen wir es uns mächtig bequem, sitzen oder liegen längelang auf dem Ruhebett — soweit sind wir schon Orientalen — und ruhen aus. Wir lieben beide diese langen Fahrten direkt. Zum Speisewagen muß man immer herausklettern, durchgehende Wagen kennt man hier nicht, da sitzt dann Paul Ratnam als Wache bei unserer Habe, sonst fährt er nebenan im Dienerabteil und ist an jeder größeren Station zur Stelle und fragt nach unseren Wünschen. Denkt aber nicht, daß wir entsetzlich verwöhnt durch dies Leben werden. Es ist einfach nötig, daß man diese Erleichterungen hat, es bleibt trotzdem noch reichlich für einen selber zu tun, und vor allem zu denken. Und so tätig wie zu Haus kann man hier nicht sein, das hielte niemand aus! So habe ich nur mein Tagebuch zur Hand und fülle das auf jeder Station, wo der Zug hält, nach, und das ist ja schließlich auch die Grundlage für meine Briefe.

Und nun sind wir also in Kalkutta, wieder einmal in einem Riesenhotel, in dem auch jetzt über den palmenbepflanzten Hof herüber die Tanz-

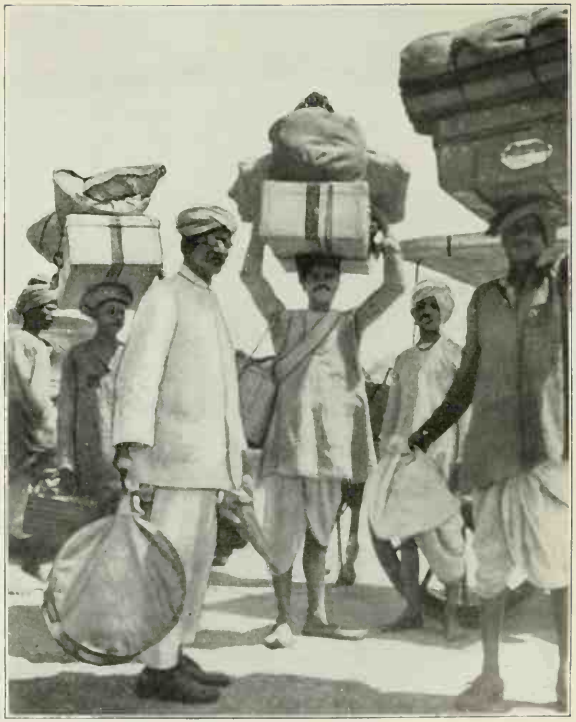
musik in unser behagliches Zimmer dringt. Wir bewohnen wieder eine Flucht von vier Zimmern, Schlafzimmer, Badezimmer, Durchgangs- oder Schrankzimmer und ein nettes kleines Wohnzimmer und genießen diesen Komfort, nachdem wir vorher oft arg primitiv gehaust haben. Doch das sollt Ihr im Verlauf meiner Schilderung von mir hören! Indien ist in jeder Weise das Land der Gegensätze, heute eine „Räuberhöhle", morgen ein Palast. Das Wundern muß man sich abgewöhnen, und alles als gegeben hinnehmen! Heinrich lobt mich übrigens, daß ich jetzt schon die merkwürdigsten nächtlichen Situationen gelassen ertrage und nicht mehr schreckensblaß werde!

Die Woche in Poona war uns auf das Angenehmste vergangen. Das tägliche Zusammensein mit dem alten Freunde brachte viel Anregung. Wir sahen mit ihm das Bhandarkar Research Institute, das in Erinnerung an den großen Sanskritforscher Bhandarkar gegründet ist, und in dem streng wissenschaftliche Arbeit geleistet wird. So wird jetzt dort unter Dr. S.s Leitung die kritische Ausgabe des Mahabharata, des indischen Riesenepos, vorbereitet. Mehrere Pandits saßen mit der Kollationierung von Handschriften beschäftigt im großen, kühlen Raume. Das Institut liegt weit draußen vor der Stadt, eine Stätte der Wissenschaft, die fern vom Getriebe der Welt gedeiht. Heinrich hielt auch dort eine Vorlesung. — Das Decan-College besuchten wir natürlich auch, an dem Heinrichs Lehrer Kielhorn so viele Jahre gelehrt hat.

Sehr interessant war es uns, in Poona ein Institut kennenzulernen, das dem Studium und der Wiederbelebung des vedischen Opfers dient. Wir traten durch ein Pförtchen in einer hohen Planke in einen kleinen Hof, in dem viele Kugeln aus Kuhmist in der Sonne trockneten. Ein junger Brahmane erklärte uns, daß sie als Feuerungsmaterial beim Opfer dienten und die Glut sich besonders lange in ihrem Innern hielte. Seitlich stand die Opferkuh angebunden, deren Milch zum täglichen Opfer gebraucht wird, mit ihrem Kalbe. Auf langen Beeten wuchs das Kus'agras, das auch für das Opfer notwendig ist. Ein kleines Museum, das eine Sammlung aller, aus Holz geschnitzten Opfergeräte enthält, und eine dazugehörige Bibliothek befand sich auf der anderen Seite. Die dritte Seite aber nahm die Agnis'ala, das Feuerhaus, ein, in dem das tägliche Opfer bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang vollzogen wird. An einem Abend durften wir, allerdings nur aus einiger Entfernung durch die Tür, dieses Opfer mit ansehen. Der junge Brahmane in nur hierzu getragenem roten Unter- und weißem Obergewand entfachte nacheinander mit einem Blasrohr auf vier Opferstellen die Feuer zur hellen Flamme, nährte sie mit zerlassener Butter und murmelte dazu

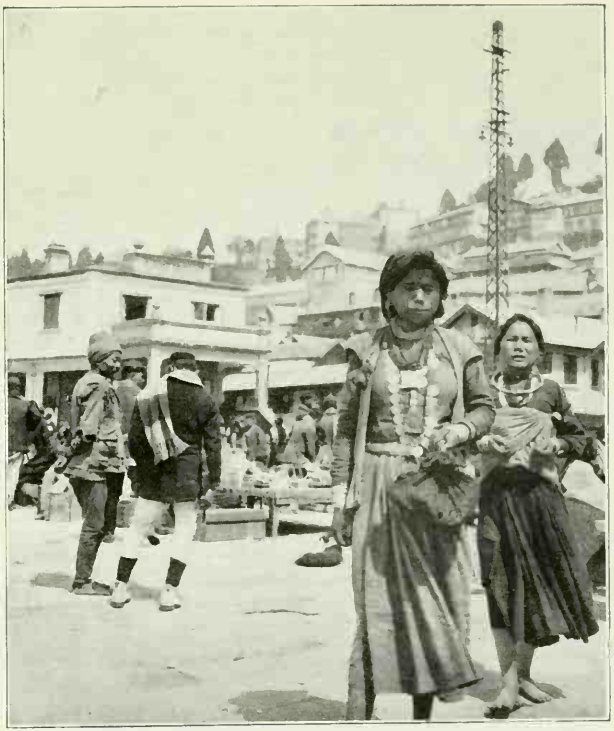


Anlegestelle am Ganges



Unser Boy und Kulis mit dem Handgepäck

Darjeeling, Lama auf dem Sonntagsmarkt



Darjeeling, Sonntagsmarkt

die alten Mantras. Seine junge Frau trug schweigend das Holz dazu herbei. Jede Hantierung geschah genau nach den vedischen Vorschriften. Mit Wasser wurde der Rand der Opferstelle bestrichen, und als schließlich alle Feuer herabgebrannt waren, wurde eines sorglich mit einem Korbe bedeckt, damit die Flamme nicht ganz erlösche und am nächsten Morgen aus ihr wieder aufs neue die Feuer entzündet werden könnten. Es war für uns ein eigenartig eindrucksvolles Erlebnis, dies alles nun mit Augen zu sehen. Um 3000 Jahre fühlte man sich zurückversetzt.

In die lebendige Gegenwart führte uns dann der Besuch eines anderen Instituts, das mich auf das lebhafteste fesselte. Es ist eine wohltätige Stiftung, die Poona Seva-Sadan Society, eine Gesellschaft zur Besserung des Loses der indischen Frau. Frauen und Mädchen jeder Kaste und jeden Glaubens werden dort erzogen, zu Lehrerinnen, Kranken- und Säuglingsschwestern und Hebammen herangebildet, lernen Weben und Nähen und allerlei praktische Berufe. Dieses Institut hat sich in den letzten 15 Jahren aus kleinen Anfängen entwickelt und besitzt heute über 270 Zöglinge und eigene Häuser, in denen diese wohnen und unterrichtet werden. Die Einrichtungen machten einen sehr guten Eindruck. Vor allem berührte mich die weitgehende Toleranz, was die Glaubens- und Kastenunterschiede betrifft, sympathisch. So dürfen hier auch die „Untouchables" an den Unterrichtsstunden teilnehmen. Sie sitzen allerdings abgesondert von den anderen, ebenso wie sie für sich wohnen und essen. Ganz besonders segensreich muß sich ein solches Institut aber für die Hinduwitwen auswirken, denen Erziehung und Ausbildung zu einem Beruf die Möglichkeit gibt, selbständig zu werden und nicht mehr gezwungen zu sein, in der Familie des Mannes zu niedrigen Arbeiten verwendet zu werden und in bedrückender Abhängigkeit leben zu müssen.

Eine sehr interessante Tour muß ich Euch noch schildern, die wir von Poona aus machten. Sie ging zu den buddhistischen Höhlen von Karle und Bhaja. Um $^1/_2$6 Uhr in der Frühe fuhren wir mit unserem Freunde S. und einem Professor des Bhandarkar-Instituts und seinem Famulus im Auto ab. Noch war es völlig Nacht, erst nach 6 Uhr ging prachtvoll die Sonne auf, und damit hörte die empfindliche Kühle auf, die während der ersten Stunde der Fahrt geherrscht hatte. Die Landschaft wurde immer hübscher, schon die Straßen um Poona sind erfreulich durch die mächtigen Bäume, die sie einrahmen. Die Ficus indica, deren lange Luftwurzeln da, wo sie den Weg versperren würden, einfach abgeschnitten werden, sieht phantastisch aus und gibt

sehr schönen Schatten. Jetzt erschienen immer mehr Berge, wir kamen allmählich schon in das Gebiet der Ghats, die den Westrand des Deccanplateaus bilden. Gegen 8 Uhr waren wir an Ort und Stelle. Sofort fanden sich einige Kulis als Träger für unsere Sachen oder uns selbst, aber wir lehnten den Tragstuhl natürlich stolz ab und stiegen gern den bequemen Treppenweg zu den Höhlen hinauf, die in mehr als 100 m Höhe in die Felswand eingehauen sind. Es sind die ältesten buddhistischen Höhlen in Indien. Die Chaityahöhle — soviel wie Tempelhöhle — stammt aus dem 1. Jahrhundert v. Chr. Und dabei ist sie wundervoll erhalten und machte einen großen Eindruck auf uns. Ihr müßt sie Euch vorstellen als eine Höhle, in Form und Anlage ähnlich einer frühchristlichen Basilika, nur daß das Licht durch die Vorhalle und drei Tore allein einfällt. Neben einem breiten Mittelschiff sind zwei durch Pfeiler abgetrennte schmale Seitenschiffe. Die Apsis ist halbrund und enthält einen Stupa, den Dagoba Südindiens, eine Art Reliquienmonument, auf dem noch ein hölzerner Schirm erhalten ist. Die Decke, ein Tonnengewölbe, hat starke Rippen aus schwarzem Teakholz. Die Pfeiler, vom umgekehrten Lotuskapitell gekrönt, tragen sehr merkwürdige Skulpturen, stets zwei kniende Elefanten, auf denen Liebespaare, zuweilen auch weibliche Figuren, sitzen. Die Arbeit ist künstlerisch hochstehend. Einige Pfeiler tragen außerdem noch Weihinschriften in Brahmischrift. Welche Freude für uns Epigraphikerleute! Die Vorhalle hat wieder reiche Reliefarbeit, Szenen aus dem Buddhaleben und Liebespaare. Wie gerade die häufige Darstellung von Liebespaaren an buddhistischen Heiligtümern frappiert, könnt Ihr Euch denken. Man kann es sich wohl nur so erklären, daß ein Hauptmotiv der Bildhauerarbeit eben das Liebespaar war, und die Künstler und Handwerker es auch beim Schmuck der Höhlen nicht entbehren mochten, daß es schließlich so zum Altgewohnten gehörte, daß auch die Mönche keinen Anstoß daran nahmen. Ein mächtiger Pfeiler mit vier Löwen auf dem Kapitell steht außerhalb der Höhle. Höchst interessant sind die Mönchszellen, wohl hundert an der Zahl, die sich in drei Stockwerken an der ganzen Felswand verteilen. Oft ist eine Gruppe durch eine gemeinsame Veranda zusammengefaßt. Vielfach sind sie ganz leer, zuweilen ist das steinerne Ruhebett des Mönches und eine kleine Nische für Geräte oder Handschriften darin. Auch eine Zisterne für die Wasserversorgung fehlt nicht. Die ganze Anlage ist schön sauber gehalten, sie untersteht ja dem Archaeological Survey, dessen sorgende Hand man sofort auch an den kiesbestreuten ordentlichen Zugangswegen erkennt. Wir fuhren dann über das Tal hinüber nach Bhaja, wo sich ganz ähnliche Höhlen und

eine Chaityahalle, sogar aus dem 2. Jahrhundert v. Chr., befinden. Hier sind auch die Außenwände mit guter Reliefarbeit geschmückt. Ganz wundervoll ist die Lage beider Höhlengruppen. Man hat einen weiten Blick in ein einsames Tal, und so recht lebendig konnte ich es mir vorstellen, wie solch ein buddhistischer Mönch einst wohl, wenn abends die Sonne sank, still an seiner Felswand gesessen und ins weite, friedvolle Land hinausschauend in seinem Geiste die vier heiligen Wahrheiten bewegt haben mag, die Wahrheiten vom Leiden, vom Ursprung des Leidens, von der Vernichtung des Leidens und vom Weg zur Vernichtung des Leidens. So wie es in den Liedern der Mönche heißt:

Fern abgeschieden aller Welt
weilt selig unbewußt entrückt
in heil'ges Schweigen eingehüllt
der Jünger des erwachten Herrn.

Übrigens lebt das Streben nach stiller Versenkung auch heute noch im modernen Inder. Unser junger Begleiter zeigte uns in Bhaja die Zelle in der Felswand, in der er monatlich einmal der Meditation hingegeben, die Nacht verbrächte.

Am Neujahrstag verließen wir unser liebes stilles Poona und fanden uns im lauten Bombay erst gar nicht zurecht. Das Hotel Taj Mahal ist ein Riesenkasten mit einem Kuppelbau durch vier Etagen hindurch, der weit ins Land hinein sichtbar ist. Dieses architektonische Wunder enthält das Treppenhaus und ist der beste Schalleiter der Welt. Keins der 400 Zimmer, in dem man die Jazzmusik nicht so hört, als spielte sie vor der Tür! Da jeden Nachmittag und Abend getanzt wurde, nur mit der Abwechslung „non-stop" oder „stop-dance", so lernten wir auch dabei einschlafen! Es sammelt sich in Bombay eben das vergnügungssüchtige Publikum der ganzen Welt. Alle großen Schiffe legen dort an. Wer nach Indien kommt, bleibt sicher erst mal ein paar Tage da, und wer es verläßt, wartet dort auf den Abgang seines Schiffes. Und außerdem sind auch die dort lebenden Europäer von dieser Tanzwut befallen. Nach einer Gesellschaft schnell im Auto ins Taj und getanzt. Ich gebe ja zu, das Klima hat etwas Entnervendes, die feuchte Hitze ist geistiger Beschäftigung nicht förderlich. Eine deutsche Dame sagte mir, man verlöre alle Energie, könnte sich nicht einmal mehr aufraffen zu musizieren oder ein Buch zu lesen, die Kinder seien immer unfrisch, fiebrig und reizbar. Die Engländer schicken darum die Kinder auch schon mit fünf Jahren nach Hause. Und alle Europäer sind blaß, das fiel mir auch auf. Dabei waren wir ja zur kalten Jahreszeit da und trotzdem — die geringste körperliche

Anstrengung versetzte einen in Schweiß. Am angenehmsten war es abends auf den riesigen offenen Restaurations-Balkonen des Taj zu sitzen, die nach dem Meere und in den großen Hof hinaus gehen, dort fing man wenigstens jeden Luftzug. Abgesehen vom Klima ist Bombay eine sehr schöne Stadt und hat eine ganz herrliche Umgebung. Das Eigentümliche seiner Anlage, die Enge, die es von anderen indischen Städten unterscheidet, ist dadurch bedingt, daß es auf einer Insel liegt und daher eine verhältnismäßig geringe Ausdehnungsmöglichkeit besitzt. Die beiden Spitzen dieser Insel rahmen die wunderschöne Back Bay ein; auf der einen, der Halbinsel Kolaba, sind die militärischen Stützpunkte und Kasernen, die andere trägt den berühmten Malabar Hill. Und seinen Ruhm hat er wahrlich mit Recht. Dort sind die Villen und Paläste des vornehmen Bombay. Einheimische und Europäer haben sich dies herrliche Fleckchen Erde als Wohnsitz gewählt und wunderbare Gärten mit allen tropischen Gewächsen dort angelegt. Nichts schöner als gegen Abend dort hinauf zu fahren und von den sogenannten hängenden Gärten den Sonnenuntergang über dem Meer zu beobachten. Am ersten Abend, wo wir allerdings den Fehler gemacht hatten, zu Fuß vom Hotel aus hinauszugehen — immerhin eine Wanderung von zwei Stunden durch heiße, staubige Straßen —, ergriff mich der Anblick, als die Sonne purpurn ins Meer versank und der Himmel und das Wasser echt indisch so zauberhaft nachglühten, derart, daß ich völlig die Fassung verlor. So stark hat es nicht wieder auf mich gewirkt, aber herrlich ist der Anblick immer von neuem. Geht man dann wenige Schritte auf die andere Seite des Hügels hinüber, so hat man ganz Bombay zu Füßen, besonders bei Abend, wenn die Lichter aufflammen, ein feenhafter Anblick. An der Back Bay liegen auch die schönen öffentlichen Gebäude Bombays, alle in einem eigenartigen Stil, einer Art venezianisch-orientalischer Gotik erbaut, der aber hierher gut paßt und nirgends stört, wie sonst so oft in Indien die großen europäischen Gebäude. Die Innenstadt mit einem sehr lebhaften engen Eingeborenenbazar und schönen europäischen Geschäftsstraßen ist aus Platzmangel sehr gedrängt angelegt. Die Häuser haben vielfach vier und fünf Stockwerke. Man konnte nicht in die Weite bauen, wie in Madras, man mußte sich in die Höhe ausbreiten. Die Menschen waren wieder überaus freundlich und wißbegierig. Genau wie in Madras stürmten sie förmlich Heinrichs Zimmer und flehten um Vorträge, wohin er nur kam. So hat er außer seinen sechs Universitätsvorlesungen noch bei den Parsis im Cama-Institut, in der Bombayer Asiatic Society und in St. Xavier's College bei den Jesuiten gesprochen. St. Xavier's, mir be-

sonders lieb durch seine Patres, von denen einer, Pater Z., Heinrichs lieber alter Schüler ist, macht als Lehranstalt einen vorzüglichen Eindruck. Unter den Patres sind ausgezeichnete Gelehrte. Sie nehmen ohne Unterschied des Glaubens jeden Zögling auf, eine Toleranz, die ihren großen Einfluß begreiflich macht, und die Erziehung, die die jungen Inder dort bekommen, ist die gründlichste, die man sich wünschen kann. Wir fanden durch ganz Indien Mohammedaner, Hindus und Jains, die dort erzogen sind und die alle mit Liebe, ja Begeisterung, von ihren Patres sprachen.

Daß wir außerdem die ganze gelehrte Welt Bombays kennenlernten, ist selbstverständlich. Nach jeder Vorlesung erfolgten noch lange Aussprachen mit Einzelnen der Hörer und am folgenden Morgen noch stundenlang Besuche. Ganz auffällig war dabei, wie groß der Prozentsatz von Juristen unter den Hörern war. Eine ganze Reihe von Advokaten und Richtern gehörten zu den allerinteressiertesten, die stets eingehende und verständnisvolle Fragen vorbrachten. Wir haben in Bombay auch vielfach in indischen Familien verkehrt und dort sehr anregende Stunden verlebt. Die Bombayer Asiatic Society veranstaltete nach Heinrichs Vorlesung einen Tee in den Räumen der Gesellschaft, wobei eine junge schöne Parsi-Dame mit großer Liebenswürdigkeit die Hausfrau machte. Aber auch in mohammedanischen Häusern und bei Jains waren wir zu Gast und haben überall viel Interessantes und Freundliches erfahren. Am häufigsten kamen wir mit der Familie von Heinrichs Schüler und Freund S. aus Poona zusammen, der für die ganze Zeit unserer Anwesenheit nach Bombay herüberkam und täglich bei uns war. Sein Bruder, auch ein Advokat, der eine hochgebildete Frau, Dr. med., hat, ist strenger Hindu — ein außerordentlich kluger und liebenswürdiger Mann. Wir machten mit der ganzen Familie, dem Ehepaar, unserem Freund und noch einem Bruder der Frau eine ganz originelle Tour nach den Höhlentempeln von Kanheri. Von der letzten Bahnstation mußten wir mit Ochsenkarren als dem einzig möglichen Vehikel, das solche Wege gehen kann, den Dschungel durchqueren. Aber wenn ich von Wegen rede, so ist das eigentlich Euphemismus. Man kann ebensogut einen Fußpfad in den Alpen mit einem Wagen fahren! Halbmeterhohe Blöcke, kreuz und quer verstreut, tiefe Bäche und tiefer Sand, in dem heimtückisch spitze Felsen vergraben liegen. Darüber ging's nun in gutem Trab. Der Karren ist breit und stark gebaut und läuft auf zwei hohen Rädern, hat ein tonnenartiges Dach und einen strohbedeckten Boden. Immer zwei Personen sitzen in einem Karren. Die junge Frau und ich saßen in einem, sie natürlich mit ge-

kreuzten Beinen, ich dagegen auf Kissen und die Füße auf ein Trittbrett gestützt. Die Stöße waren gewaltig, man mußte sich halten, um nicht hinausgeschleudert zu werden. Und doch war's schön, denn der Dschungel war großartig und oft schier undurchdringlich. Unsere „Rennochsen", sehr eifrige, schnelle Tiere, trabten fast die ganze Zeit, der Fahrer hockte auf der Deichsel. $1^1/_2$ Stunden dauerte das Vergnügen, dann hatte man aber auch genug. Nun ging's noch eine halbe Stunde zu Fuß aufwärts zum Felsen. Der Dschungel war dunkel wie ein richtiger Märchenwald und der Pfad wie ein rechter Indianerpfad. In den Felsen hinein haben buddhistische Mönche im Lauf der Jahrhunderte mehr als 100 Höhlen gegraben. Eine der frühesten, wohl noch aus dem zweiten Jahrhundert n. Chr. stammend, ist die Chaityahalle mit schönen skulptierten Säulen und dem Stupa im Hintergrund. Sehr schöne Reliefs — neben rein buddhistischen Darstellungen auch hier immer wieder Liebespaare — zieren den Eingang. Ferner sind große Versammlungshallen ausgehauen, um die sich Mönchszellen gruppieren und dann, den ganzen Fels hinauf sich ziehend, immer wieder Mönchszellen. Auf Felsstufen klettert man bis zum Gipfel, wo man einen herrlichen Blick auf den endlosen, schweigenden Dschungel hat. Die Zellen enthalten nichts als das steinerne Ruhebett und vor der Zelle eine Art Veranda. Diese hat wieder reichen Skulpturenschmuck, Reliefs und freisitzende Buddhas, alles aus dem lebenden Fels gehauen. Der Stein ist weich, daher oft stark verwittert, so daß nur noch die großen Darstellungen ganz wirkungsvoll sind. Vor dem offenen Zugang einer Zelle hielten wir unser Frühstück; ein wundervoll kühler Platz war es, und die Ruhepause zur heißen Mittagszeit war sehr erquickend. Die Höhlen von Kanheri sind Privateigentum eines reichen Besitzers, der nichts für ihre Sauberhaltung und Pflege tun läßt. So ist es ja eigentlich unerhört, daß man da ein Picknick hält, wenn *wir* natürlich auch alles schön sauber nachher machten. Aber in den andern Höhlen, die an diesem Sonntag von den Dorfbewohnern bezogen waren, sah es toll aus, übrigens auch vorher schon. Uns war es sehr interessant, diese Leute zu beobachten. Sie wuschen ihre Kleider in den alten Badeplätzen, stiegen auch wohl selbst ins Wasser, kochten sich ihre merkwürdigen Mahlzeiten und lagen nachher schlafend in den Höhlen; alles ging still und freundlich zu, und vielleicht hätten die alten Mönche diese Entweihung ihres stillen Felsenjochs nicht einmal gemißbilligt. Wir haben ja schon von Poona aus die berühmten Höhlen von Bhaja und Karle besucht, von Bombay aus die Höhlentempel von Elephanta, die alle dem Archaeological

Survey unterstehen, ebenso wie die schönsten aller Höhlen die von Ellora und Ajanta, und da herrscht eine musterhafte Ordnung und tadellose Sauberkeit. Alle Zugänge sind geebnet und schön mit Kies bestreut, höchstens sitzt der fatale Fledermausmist mit seinem durchdringenden Geruch noch in den Ritzen und Rillen.

Ein peinliches Erlebnis brachte mir die Kanheri-Tour. Mein Kleid aus leichter Seide löste sich einfach in Fetzen von mir, nachdem ich morgens heil und ganz ausgezogen war. Glücklicherweise hatte ich den Mantel mit, ich hätte sonst nur noch als Asketin durchgehen können, wenn ich so nach Bombay zurückgekehrt wäre! Es ist übrigens nicht so ganz überraschend für mich gewesen, indem jede Europäerin, die ich hier sprach, mir schon versichert hatte, unsere Seide könne den Monsun nicht vertragen und zerfiele. Nun hatten wir ja in Ceylon und Madras noch richtigen Monsun und auf einmal sind alle Crêpe de Chine-Sachen, die ich dort trug, mürbe wie Zunder. Ja, das sind Erlebnisse besonderer Art!

Einen sehr genußreichen Vormittag verbrachten wir mit unserem Freund, dem Pater, auf der berühmten Felseninsel Elephanta. Beim Gateway of India, dem mächtigen Triumphtor, das gerade hinter unserem Hotel auf einer ins Meer hinausgebauten Estrade steht, fuhren wir ab, und schnell schoß unser Motorboot über die blaue, leicht bewegte Bucht dahin; einige Inseln ließen wir seitlich liegen und landeten nach einer Stunde am langen Steg von Elephanta, der aber nur aus einzelnen Steinblöcken besteht, über die man, von einem zum andern springend, das Ufer erreicht. Dann geht's auf einem Treppenweg zwischen grünen Bäumen aufwärts zum Eingang der Höhlen. Hier sind sie brahmanisch und speziell dem S'iva gewidmet. Innen ist der Eindruck wieder ganz verblüffend. Massige Pfeiler mit eckigem Schaft und dem charakteristischen Kissen-Kapitell, ein reich skulptierter Schrein mit dem Linga-Symbol, bewacht von zwei gewaltigen Torhütern, zur Seite riesige Reliefs, S'iva als Schöpfer und Zerstörer darstellend, als großartigstes von allem aber die berühmte Trimurti. Stellt euch vor: in einer engen Nische eine gewaltige dreiköpfige Büste, jeder Kopf über einen Meter hoch. Der nach vorn gerichtete stellt Gott S'iva als Brahma, den Schöpfer, dar, der linke S'iva als Rudra, den Zerstörer, der rechte S'iva als Vishnu, den Erhalter. Die wunderbaren Köpfe, deren Mund besonders ausdrucksvoll durch die stark betonte Unterlippe ist, haben eine Würde und Unnahbarkeit, die jeden Beschauer in ihren Bann schlagen. Keine Photographie kann dies Bildwerk richtig wiedergeben, immer wirkt es eingeengt durch die Nische,

aber in Wirklichkeit ist der Eindruck einfach überwältigend. Es ist wieder wie bei dem vielarmigen tanzenden S'iva dem Künstler gelungen, ein Unmögliches als etwas Naturgewolltes, Überzeugendes darzustellen. Jeder andere Eindruck verschwand hier vor diesem Wunderwerk. Aber ein anderes wirkte auch ganz hinreißend auf uns, als wir aus der Höhle ins Freie traten — der Blick über die wundervollen, immergrünen Gewächse hinweg auf das weite blaue Meer. Aegina — so trat es uns beiden auf die Lippen. Heiß brannte die Sonne schon hernieder, aber unter den dichten Bäumen war es erquickend kühl, kein Laut störte den tiefen Frieden dieses Göttereilands, und während wir ruhend saßen, zogen vor unserem Geiste die Scharen derer vorüber, die einst hier um Erhörung ihrer Wünsche gefleht und demütigen Herzens ihre Opfer gebracht. Generationen haben gewechselt, aber ewig unverändert rauscht das Meer um die Felseninsel, und im Dämmerschein der Höhle träumt unbewegt Trimurti heut wie vor tausend Jahren.

Oft war uns nach den Vorlesungen noch ein besonderer Genuß zugedacht. Einmal waren wir in das Atelier eines Bildhauers eingeladen und bekamen einen der wenigen noch existierenden Vinaspieler Indiens zu hören. Die Vina ist ein Zupfinstrument mit sympathetischen Saiten und klingt für unser Ohr dünn und etwas aufreizend. Große Leidenschaften konnten wir aus dem Spiel nicht heraushören, und wenn der Spieler uns versicherte, nun spiele er die Bhairava-, die ‚Furchtbare' Weise, so hatte das Getön für mich wohl etwas quälend Hypnotisierendes, aber nichts Schreckhaftes. Aber die ganze Situation war wieder einmal reizend: für uns beide standen zwei Sessel da, davor auf dem Teppich hockte der Spieler, hinter ihm ein zweiter, der aber nur einmal leise sekundierte, dann die ganze Familie, fünf Mann hoch, und ein niedliches dreijähriges Mädelchen, das mit großen dunklen Augen eifrig dem Spiel zuhörte. Auch dies kleine Wesen im weißen Röckchen mit abstehenden schwarzen Zöpfchen saß mit untergeschlagenen Beinen zwischen den Knien seines Vaters und pickte wie ein Vögelchen Süßigkeiten aus einer Papiertüte auf. Der Vinaspieler selber verschlang uns beim Spiel mit seinen großen, dunklen Augen, als wollte er uns die Begeisterung, die ihn beseelte, damit einimpfen. Schließlich beschenkte er uns mit Rosensträußen und hatte auch wieder ein schönes Sanskrit-Preislied gedichtet. Sein Wunsch ist, in Berlin ein Konzert zu geben, dazu kann man ihn aber nicht ermutigen. Dies Instrument kommt überhaupt nur im kleinen Raum zur Geltung und könnte nie einen großen Saal füllen.

Natürlich haben wir uns in Bombay die Türme des Schweigens angesehen, auf denen die Toten der Parsis den Geiern zum Fraße ausgesetzt werden. Es ist aber insofern eine Enttäuschung, daß man zu weit entfernt ist, um mehr als niedrige Rundgebäude zu erkennen. Geier sahen wir überhaupt nicht. Allerdings war gerade vorher eine Bestattung, so daß sie wohl noch innerhalb der Türme beschäftigt waren. Die ganze Anlage des Gartens ist aber würdig und schön. Er liegt hoch auf Malabar Hill. Breite, weiße Treppen führen hinauf zu den weißen Tempeln, die man aber auch nicht betreten darf. Einen herrlichen Blick auf Bombay und das Meer hat man von dort oben. Der wird einem ausführlich erklärt! Dann kommt man in einen schönen stillen Garten mit vielen Blumen, in dem die Leidtragenden sich stiller Betrachtung hingeben, und sehr weit entfernt sieht man die Türme. Eigentlich eindrucksvoller war uns der Hindu-Bestattungsplatz, wo in einer Reihe fünf Holzstöße brannten. Der Leichnam ruht in der Mitte und ist in drei Stunden aufgezehrt. An der Wand sitzen schweigend die Leidtragenden, weiß gekleidet. Sie nehmen die Asche dann mit und werfen sie ins Meer.

Etwas Hübsches muß ich euch nun noch schildern, den Besuch bei dem Sadhu Vijaya Indra Suri. Das ist ein großer Jainaheiliger. Aber wahrscheinlich habt ihr gar keine Ahnung, wer die Jains eigentlich sind. Es ist eine Sekte, ähnlich der der Buddhisten und auch fast gleichzeitig mit dieser von ihrem Stifter, dem Mahavira, gegründet. Auch ihr Glaubensbekenntnis hat viel Ähnlichkeit, doch ist der Askese bedeutend größeres Gewicht beigelegt als bei den Buddhisten. Während der Buddhismus im eigentlichen Indien so gut wie ausgestorben ist, blüht die Jaina-Religion noch heut besonders im Westen des Landes, wo sie unter den reichen Kaufleuten zahlreiche Anhänger hat. Dieser große Sadhu zieht lehrend im Lande umher und weilt nie länger als sechs Wochen am gleichen Ort. Sonst wandert er barhaupt, in ein gelbliches Gewand gekleidet, unter dem Arm den Yakwedel, mit dem er die Tierchen aus seinem Wege fegt, damit er kein Leben — auch nicht durch Zufall — vernichte. Die selbst gedrechselte, bunt bemalte Almosenschale gehört mit zur Ausrüstung. Er nimmt die Nahrung, wo man sie ihm reicht, schläft dort, wo man ihm ein Nachtlager bietet. Geschieht das nicht, legt er sich unter einen Baum und bleibt dort bis Sonnenaufgang, vorher darf er nicht wandern, wie auch nicht nach Sonnenuntergang. Die Haare reißt er sich einzeln aus — wie oft, weiß ich nicht genau. Nun also, dieser große Sadhu sandte einen Boten zu uns, wir möchten ihn besuchen. Ein Auto kam eines morgens mit seinem

Schüler, der gut englisch sprach und führte uns über eine Stunde von Bombay fort in einen Vorort. Dort, im Hause eines reichen Diamantenhändlers, war dem Sadhu eine Art Gästehaus angewiesen, wo er uns empfing. Wir mußten uns vorher, wie im Tempel, der Schuhe entledigen. In einem großen, leeren Raum stand ein Tischchen und sechs Stühle herum, das war die ganze Einrichtung. Der große Sadhu stand, von zwei anderen, gleichgekleideten eingerahmt, ein freundlicher, gar nicht asketisch, eher wie ein deutscher Professor aussehender Mann, der äußerst lebhaft seine Freude äußerte, uns zu sehen. Das ausgerupfte Haar wuchs schon wieder kräftig. Heinrich schüttelte er lebhaft die Hand, ich, durch ähnliche Ereignisse schon vorgebildet, hob nur die Hand zum Gruß, worauf er dasselbe tat, aber noch einen langen Schritt zurücktrat. Vor dem weiblichen Fluidum muß er sich mächtig hüten! Dann setzten wir uns um den Tisch, und er schenkte uns seine sämtlichen Werke, eine stattliche Reihe von Bänden. Er erzählte uns von seinen Predigtreisen, erwähnte lobend die deutsche Privatdozentin Frl. K., die im vergangenen Jahr eine Pilgerreise mitgemacht hat. Er zeigte uns dann seine Ausrüstungsgegenstände. Die hübsch bunt bemalte Almosenschale erregte mein besonderes Interesse, doch als ich harmlos die Hand danach ausstreckte, trat er schnell zur Seite und reichte sie einem weniger heiligen Schüler, der sie an mich weitergab. Alles von wegen des Fluidums! Nun bot er sich an, uns für den Jainatempel auf Mount Abu einen Empfehlungsbrief zu schreiben. So schlüpften wir in unsere Schuhe und wanderten inzwischen den Hügel hinauf in das palastartige Haus des Diamantenhändlers, das zwar europäisch eingerichtet ist, dessen Insassen aber noch echt und unverfälscht indisch waren. So lag auf dem Teppich im Wohnzimmer ein splitternacktes braunes Baby, das uns die junge, schweigsame Mutter nachher verschämt präsentierte. Der Diamantenhändler, ihr Schwiegervater, kam herein, worauf sie sofort den Schleier vors Gesicht zog, aus schuldiger, großer Ehrfurcht! Dieser Diamantenhändler, dessen großer Besitz Millionen gekostet hatte, wie man uns erzählte, konnte kein Wort Englisch, schaute uns aber aus klugen schwarzen Augen freundlich an. Er setzte uns ein sehr echtes Jainamahl vor. Sie verwenden natürlich weder Fleisch noch Eier, wohl aber Gewürze, die unseren Mägen sehr fremdartig vorkommen! — Zum Abschied stand dann der Heilige wieder vor der Tür seiner Halle, überreichte den Brief und äußerte den Wunsch, mit Heinrich Shake-hands zu machen. Ich stand daneben, und mein Arm berührte wohl den Heinrichs, da bat er ausdrücklich, ich möchte doch ein paar Schritt zurücktreten. Wie gräßlich, wenn das Fluidum durch

Heinrich hindurch ihn getroffen hätte! Ich habe nicht geahnt, was für eine gefährliche Person ich bin! Aber sein Bild, schön auf Emaille photographiert, hat er mir überreichen lassen, und ihr sollt den heiligen Mann alle sehen und könnt Puja vor ihm machen!

Nun soll's für heute genug sein. Unser herrliches Reiseleben in den nächsten Wochen schildere ich im nächsten Brief. Hier habe ich ja mehr Ruhe zum Schreiben, als irgendwo anders.

Daß es uns sehr gut geht, sollte ich wohl auch noch erwähnen. Wir sind weder reisemüde noch überanstrengt, dagegen braun wie vornehme Inder. Und unsere Stimmung ist sehr gut, wie ihr wohl merkt.

Kalkutta, 14. Februar 1928.

Das letztemal hab ich Euch von der Bombayer Zeit erzählt und beschloß gleich mit der nächsten Post wieder zu schreiben, um nicht zu sehr hinter den Ereignissen zurück zu bleiben. Es liegt eine Welt von Erlebnissen zwischen damals und heute. In die Bombayer Zeit hinein gehört ja noch unsere große Autotour nach Nasik, Ellora und Ajanta, denn wir kehrten nach ihr noch für zwei Tage nach Bombay zurück. Dieser Ausflug war so herrlich und in jeder Weise gelungen, obgleich vorher sich viele Stimmen gegen die Art der Ausführung erhoben. Man behauptete, es sei zu weit für eine Autotour, auch sei die Fahrt nach Überwindung der Ghats zu eintönig. Aber rückblickend muß ich sagen, daß sie nicht bequemer mit der Eisenbahn gewesen wäre, da man doch stets Autos für die letzten Strecken gebraucht hätte, und jedenfalls bedeutend interessanter. Mit dem Auto war man völlig unabhängig und ernstere Pannen erlebten wir glücklicherweise nicht. Wir fuhren in zwei Wagen. Im ersten wir beide, vor uns der Fahrer, ein schöner, stattlicher Sikh mit Vollbart, sein Gehilfe und unser Boy, im zweiten unser Freund, der Pater, ein Bombayer Professor der Nationalökonomie und dessen 16jähriger Sohn und ebenfalls Fahrer und Gehilfe. Die Fahrt die Ghats hinauf war herrlich. Es sind sehr stattliche Berge von phantastischen Formen, zuweilen gekrönt von den Ruinen eines Forts oder Wachtturms. Tief hineingerissen sind wilde Felsschluchten, aus denen absonderlich barocke Felsgebilde aufragen. Die Straße hinauf in vielen, oft steilen Kehren, ist wundervoll gehalten, und man genießt besonders um Mittag dies mühelose In-die-Höhe-kommen. Unser erster Aufenthalt war Nasik, wo wir nach sechsstündiger

Fahrt anlangten. Es ist der zweitheiligste Ort Indiens und kommt gleich nach Benares, und am Ufer der heiligen Godavari spielt sich das Leben wohl ganz in denselben Formen ab, wie dort. Wohin man blickt, stehen Tempel und Schreine, einer phantastischer als der andere. Bunt bemalte Häuser bilden den Hintergrund, vorn an der Straße sind nur die Hütten der Messinghändler, und diese Ware blitzt und blinkt in solchen Massen aus dem Dunkel der Lädchen, daß es einen ganz besonderen Ton in dem bunten Bilde gibt. Direkt am Flusse sitzen die Marktleute auf der Erde mit bunten Früchten, buntem Zuckerwerk und noch bunteren Opfergegenständen, alles säuberlich geschichtet. Die Menge drängt sich dort, aber völlig unbeteiligt sitzen dazwischen Asketen, mit Asche beschmiert, nackt, und starren in die Luft oder auf den Boden. Andere ziehen bettelnd mit der Almosenschale von Stand zu Stand oder einer kommt gelaufen, stößt alle zehn Schritt den Ruf „Ram, Ram" aus und rast so unbekümmert um die lärmende Umwelt, die auch keine Notiz von ihm nimmt, einem unbekannten Ziele zu. Majestätisch wandelt dann eine heilige Kuh mitten durch das Volk oder legt sich quer über die enge Durchfahrt zum gemütlichen Wiederkäuen nieder. Im Flusse aber wimmelt es von Badenden, sie waschen natürlich die Gewänder gleich mit, gurgeln dann kräftig mit dem heiligen Wasser und nehmen zum Schluß noch einen tüchtigen Schluck. Hygienisch ist das nicht, aber diese Mägen müssen eben anders konstruiert sein als unsre. Wir konnten uns nicht sattsehen an all diesen Bildern. Es lebt ja hier noch alles wie vor Tausenden vor Jahren. Diese Religionen sind nicht tot, und ihre uralten Bräuche haben heute wie einst ihre tiefe Bedeutung. Ihr könnt Euch nicht vorstellen, wie tief uns das Alles berührt, und wie unendlich Vieles, so lang durch die Texte uns vertraut, nun plötzlich lebendig vor uns steht.

Die andere Sehenswürdigkeit von Nasik sind buddhistische Höhlen, die Pandu-Lenas genannt, eine halbe Stunde vor der Stadt. Wieder eine hohe Felswand und aus ihr herausgehauen eine Menge von Höhlen mit Tempeln, Mönchszellen und Buddhastatuen, bis ins 1. Jahrhundert v. Chr. zurückreichend. Am Fuße dieser Felswand aber saß wieder ein nackter Asket, ein junger Mensch noch, ganz mit Asche beschmiert, der aber auf Heinrichs Anrede in Sanskrit auf Englisch antwortete, Sanskrit verstand er überhaupt nicht.

Am frühen nächsten Morgen ging die Fahrt weiter, jetzt oft durch wüstenartiges Land, wo die Dörfer Festungen aus Lehm glichen. Manchmal — die Straßen wurden schlechter — gings durch Flüsse, in denen zur Zeit zwar nicht viel Wasser war, aber ziemlich breit waren sie stets.

Gewöhnlich rastete am Ufer eine Karawane, oft 20 bis 30 Ochsengespanne, oder sie fuhr gerade mit viel Geschrei vor uns durch die Furt. Gelegentlich verloren wir unseren zweiten Wagen aus den Augen; dann wurde Halt gemacht, der Gehilfe stieg, genau wie es in den Indianergeschichten geschieht, auf den nächsten hohen Baum und spähte mit seinen Falkenaugen nach der ersehnten Staubwolke, die, während wir aus dem Frühstückskorb speisten, schließlich immer wieder auftauchte. Durchlöcherte Reifen hatten die andern mehr als wir, dafür hatten wir dann einmal einen verschmutzten Motor, weil unsere Sikhs das Benzin nicht durchgesiebt hatten. Diese Leute sind überhaupt wie die Kinder, es fehlt ihnen — wie der Lübecker so schön sagt — gänzlich an Nachgedanken. War der Weg nicht ganz sicher, so sausten sie einfach los über jeden Wegweiser und Meilenstein hinaus, bis wir schließlich schrieen: „Halt, das ist sicher der falsche Weg!" Dann erst wurde gehalten, und die Sache überlegt. Endlich merkten wir, daß unsere Fahrer überhaupt nicht lesen konnten, da mußte dann der Boy und der Gehilfe aufpassen, und wir natürlich mit, so verirrten wir uns wenigstens nicht mehr. Gegen Abend endlich wandten wir uns dann den kahlen Bergen zu, die unsern Weg schon eine ganze Weile begleitet hatten. Vorbei an Resten mohammedanischer Gräber und Moscheen geht es in großer Kurve aufwärts, zur Seite in der schroffen Felswand erscheinen die regelmäßigen schwarzen Löcher, die unser nun schon geübtes Auge als künstliche Höhlen erkennt. Abermals geht's um einige Ecken, wir sind nun schon beträchtlich hoch und mitten in der öden Felslandschaft, dann erscheinen ein paar weiße Gebäude, eine letzte Steigung; wir fahren durch ein hohes weißes Tor und halten vor dem stattlichen Staats-Gästehaus des Nizams von Haiderabad. Wir sind glücklich in Ellora. Müde nach der langen Fahrt freuen wir uns gerade auf ein Bad und behagliches Ausruhen, aber der Wächter will uns nicht einlassen. Er hat keine Nachricht über unser Kommen aus Haiderabad erhalten. Bestürzt guckt einer den andern an, da fällt unserm Pater die Rettung ein, er hat das Telegramm des Ministers, das uns als des Nizams Gäste ausweist, in der Tasche und damit ist das „Sesam, tu dich auf" gesprochen. Vorbereitet war natürlich nichts, aber unser Boy nahm sofort die Ordnung des Ganzen in die Hand. Sein alter Satz „make it nicely" ließ sich hier leichter als oft sonst verwirklichen. Wir bezogen die Zimmer, die zuletzt der Vizekönig bewohnt hatte, und saßen nach einer Stunde schon am schön gedeckten Tisch im großen Speisezimmer, wo wie durch Zauberei ein annehmbares Mahl, aus dem Nichts geschaffen, aufgetragen wurde. Das ganze Staats-Gästehaus zeichnet sich durch einen gewissen Komfort und

Geräumigkeit aus. Mehrere große Wohnräume mit bequemen Stühlen sind vorhanden, und da wir die einzigen Gäste waren, konnten wir uns stolz als Alleinherrscher fühlen. Der prachtvollen Lage wurden wir uns so recht erst am nächsten Morgen bewußt, als wir von der großen Terrasse weit ins Land hinabsahen. Nahebei dehnte sich eine großartig öde Felslandschaft, und plötzlich rief uns unser Boy aufgeregt herzu, in etwa hundert Meter Entfernung trottete ein großer Panther über die Felsen und verschwand gemächlich in der tief eingerissenen Schlucht. Es war ein eigenartiges Gefühl, dies schöne wilde Tier so ganz von Nahem in seinem eigenen Reiche zu sehen. —

Wir verlebten den ganzen Tag dann in den Höhlen, die das Großartigste sind, was es an Höhlenbauten gibt. Sie stammen aus den verschiedensten Zeiten, sind 34 an der Zahl und drei große Religionen sind vertreten. Die ältesten sind die buddhistischen, dann folgen die brahmanischen und schließlich die Jainahöhlen. Den überwältigendsten Eindruck macht der brahmanische Kailasa-Tempel. Stellt Euch vor, aus dem lebenden Fels herausgehauen ein 33 m hoher großer Tempel mit Torbau, Vorhalle und dem eigentlichen Heiligtum. Wundervolle große Steinelefanten tragen den Haupttempel, der über und über mit Skulpturen bedeckt ist. Wohl ist es eine Überfülle der Motive und doch erscheint das Ganze wie aus einem Guß, wie ich es ja stets bei alten Hindutempeln gefunden habe. Ringsherum ist ein großer Hof, in dem zwei lebensgroße Steinelefanten und zwei Flaggenmasten stehen, auf drei Seiten erhebt sich dann die mächtige, senkrechte Felswand, in die nur noch unten reich skulptierte Galerien eingehauen sind. Die vierte Seite nach dem Felsabhang zu bildet den Torbau und ist wieder mit Reliefs und Standbildern Vishnus und S'ivas geschmückt, ein kleiner Torturm, den südindischen Gopuras ähnlich, ist über dem Eingang. Ob Ihr Euch vorstellen könnt, wie überwältigend das Ganze ist? Denkt Euch den gelbgrauen Stein, hoch darüber den tiefblauen Himmel, und eine grelle Sonne, die scharfe, dunkle Schatten wirft. Es sind Farben und Lichteffekte, die bezaubernd sind, und mir zur besonderen Freude hatte sich in halber Höhe an der schroffen Felswand ein großer, grüner Papagei angekrallt, wohl verflogen — vielleicht auch gefiel ihm der schöne Schatten! — jedenfalls gab er solch fröhlichen Farbenfleck, und er saß da brav die zwei Stunden, die wir uns im Tempel aufhielten. Die übrigen Höhlen ziehen sich dann mehr als zwei Kilometer an der Felswand hin. Bei weitem am zahlreichsten sind die brahmanischen Höhlen mit stattlichen Säulenhallen und freistehenden Schreinen, die das Lingasymbol oder den Nandi-Stier tragen, oft stehen kleinere Schreine noch

um den Hauptschrein herum. Auch hier ist der plastische Schmuck, zumeist in Reliefs bestehend, bedeutend. Szenen aus der S'iva- und Vishnumythologie schmücken die Wände. S'iva in seiner furchtbaren Gestalt mit dem Schädelkranz um den Hals oder die Dämonen erschlagend; dann wieder der Tänzer S'iva, eine in der brahmanischen Kunst beliebte Darstellung, an der ich immer wieder die Leichtigkeit bewundern muß, mit der die Künstler die stark bewegte Gestalt des vielarmigen Gottes als etwas Überzeugendes zum Ausdruck gebracht haben; dann wieder derselbe S'iva friedlich mit seiner Gattin Parvati beim Schachspiel sitzend. In einer anderen Höhle finden wir den Gott Vishnu in seinen zahlreichen Verwandlungen, als Eber, als Zwerg oder als Mannlöwe, oder er ruht auf einer fünfköpfigen Schlange. Auch seine Gattin Lakshmi ist vorhanden; sie steht zwischen zwei Elefanten, die aus ihren Rüsseln Wasser auf sie ausgießen. Dann wieder begegnen uns in einer Höhle die großen sitzenden Gestalten der sieben göttlichen Mütter. Jede hat ein Kind auf dem Schoße oder neben sich, das ihr zugehörende Tier zu Füßen. Auch Dämonengerippe finden sich in einem äußeren Gang, der elefantenköpfige Gott Ganes'a, der Sonnengott Surya auf seinem von sieben Rossen gezogenen Wagen, die großen Torhüter; das ganze vielgestaltige Pantheon des Brahmanismus zieht an uns vorüber.

Sehr andersartig stellen sich die buddhistischen Höhlen dar. Die älteren, entstanden um 350 n. Chr., sind noch sehr einfach, die späteren wurden immer reicher und schöner ausgestaltet. In den meisten Fällen ist eine Anzahl von Mönchszellen um eine Pfeilerhalle gruppiert, davor ist eine offene Veranda, durch die alles Licht einfällt. Das Ganze bildet den sogenannten Vihara, das Kloster. Die Zellen sind fast dunkel. Ihre Einrichtung ist denkbar einfach, sie besteht wieder nur aus dem steinernen Ruhebett und bisweilen einer Nische in der Wand. Da der Mönch beim Eintritt in den Orden allem Besitz entsagte, so wird seine Almosenschale, sein Sieb und die Nähnadel, vielleicht noch eine Handschrift der heiligen Texte, wohl das einzige gewesen sein, was in dieser Nische ruhte. Viel mehr hat auch nicht Raum darin. Die Pfeilerhalle ist mit Skulpturen geschmückt, auch sie ist dämmrig und kühl. In der Rückwand ist ein Schrein mit einer großen sitzenden Buddhafigur, feierlich ernst und im Ausdruck oft bis zur erhabensten Ruhe gesteigert. Auch die Veranden tragen Reliefs und freistehende Buddhastatuen, zuweilen stehen seitlich noch die überlebensgroßen Gestalten der Torhüter.

Die späteren Höhlen sind sogar in mehreren Etagen übereinander in den Fels gehauen und gruppieren sich um einen weiten offenen Hof. Hier sind die Hallen und Säulen so reich mit Skulpturen verziert, daß

es schon an die Kunst des Brahmanismus gemahnt, die sich nie genug tun kann in Fülle und Überfülle der Motive. Aber die Wirkung ist auch hier großartig und auch das Handwerksmäßige steht auf einer erstaunlich hohen Stufe. Sogar eine Art Refektorium ist in den Höhlen vorhanden, wo zwischen zwei Pfeilerreihen zwei lange niedrige Steinbänke sich in den Grund der Höhle ziehen. Dort haben vielleicht auch Religions-Disputationen stattgefunden. Die Chaitya-Halle, die für den eigentlichen Gottesdienst bestimmt war, in der Form unserer Basiliken, hat ein Tonnengewölbe, dessen schwere Steinrippen auf einer dichten Pfeilerreihe mit wunderbar kunstreichen Kapitellen ruht. Um die Wände zieht sich ein breiter Relieffries mit Buddhadarstellungen, der in seiner Aufteilung fast an italienische Renaissanceanordnung gemahnt. Im Grunde der Halle, gewissermaßen in der Apsis, steht ein hoher Stupa, davor eine sitzende Buddhafigur.

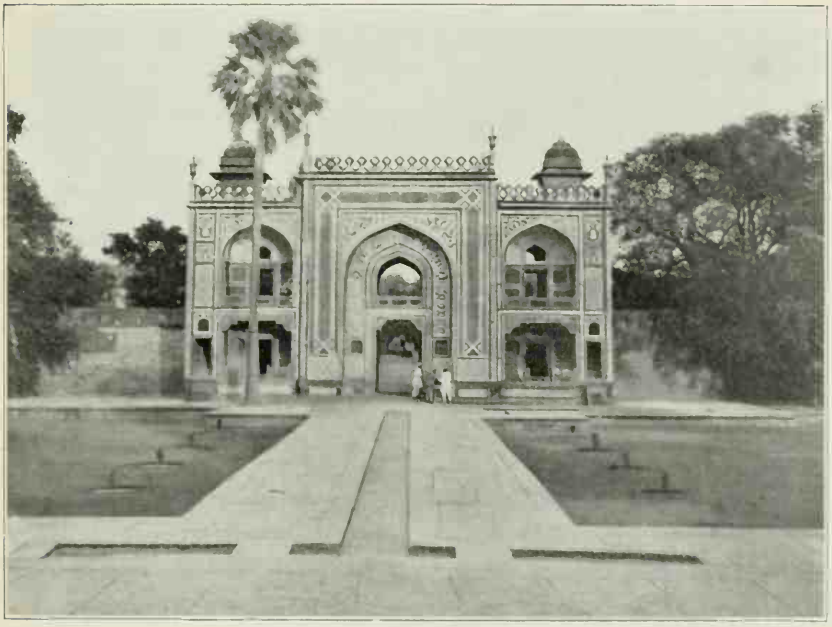
Als letzte Gruppe sahen wir dann noch die Jainahöhlen, obgleich die Aufnahmefähigkeit nach allem, was uns dieser überreiche Tag schon gebracht hatte, anfing nachzulassen. Sie sind zeitlich die spätesten, aus dem 8. bis 13. Jahrhundert n. Chr., und haben keine Mönchszellen, nur wieder die schönen Pfeilerhallen. In Nischen rings herum sitzen die nackten Statuen der Tirthankaras, der Jainaheiligen. Ein Schrein enthält die Statue des Mahavira. Hier ist der plastische Schmuck geradezu überwältigend. Blumen und Schlinggewächse und Bäume sind aus dem Stein geschnitten, die Fülle der Motive bedrückt. Mir machten diese Tempel und Hallen nicht den gleichen tiefen Eindruck, wie die brahmanischen und buddhistischen Höhlen. Man verwöhnt das Auge durch die strengere alte Kunst.

Bis gegen sechs Uhr, wo die letzten Strahlen der Sonne die Felswand trafen, betrachteten wir noch, dann aber sank die Dunkelheit schnell herab, alle diese Wunderwerke von Menschenhand verhüllend mit ihrem schwarzen Mantel. Tot und verlassen lagen nun die Höhlen und Tempel für die Nacht, nur noch besucht vom einsam schweifenden Panther oder anderem wilden Getier. Wir aber saßen müde im Auto, das uns den traulichen Lichtern des Gästehauses zuführte, erfüllt von den ungeheuren Eindrücken und glücklich, diesen herrlichen Tag erlebt zu haben.

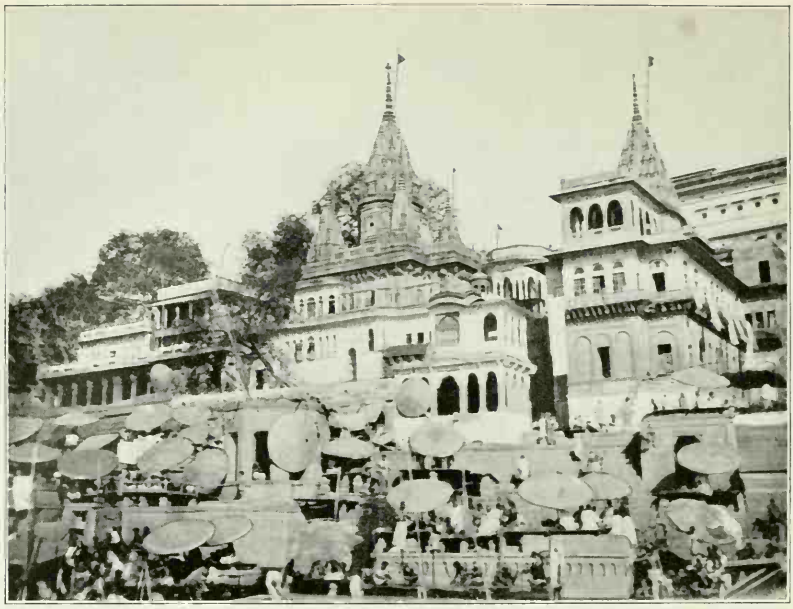
So tief hat sich mir Ellora eingeprägt, daß ich auch heute noch nur die Augen zu schließen brauche, um alle Einzelheiten wieder deutlich vor mir zu sehen. Denselben Abend aber, so muß ich gestehen, schlief ich sanft-selig nach dem Essen über einem sehr interessanten Gespräch im Sessel ein, sehr zur Erheiterung meiner vier Gefährten.

Am nächsten Tag ging es früh los nach Ajanta. Die Fahrt, zuerst

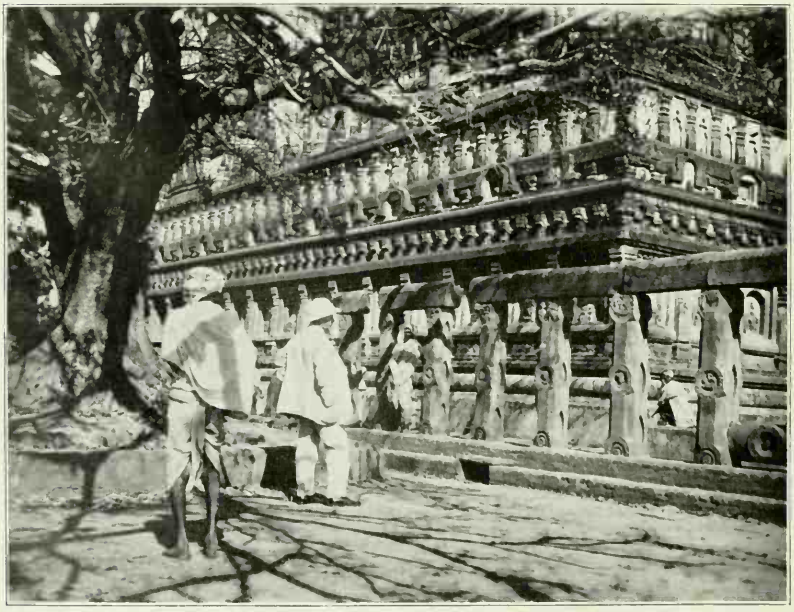
Benares vom Ganges aus



Agra, Tor zum Grabe des Itimad-ud-daula



Benares, Ghat und Nepalesischer Tempel



Buddhagaya, Tempel mit altem Steinzaun

noch durch bergiges Land, war schön und bot viel Abwechselung. Unterwegs besichtigten wir die prachtvolle Felsenfestung Daulatabad. Erst geht's durch fünf Tore, von denen zwei wieder die spitzen Stacheln gegen Elefantenangriffe tragen. Die eigentliche Festung ersteigt man im Innern des Felsens, der Führer trägt eine Fackel, was ein etwas peinliches Gefühl erweckt bei dem Gedanken, daß uns unten, beim ersten Tor, sogar die Streichhölzer abgefordert wurden, weil noch Munition in der Festung lagert. Der sich stark verengernde Tunnel wird schließlich durch einen eisernen Deckel abgeschlossen. Durch einen sinnreichen Luftschacht konnte dieser ehemals rot glühend gemacht werden und bildete, wenn der Feind wirklich bis hierher vordrang, ein unüberwindliches Hindernis. Endlich steigt man wieder im Tageslicht weiter und nahe der höchsten Spitze des Felsens trifft man auf einen graziösen kleinen Palast, der Pavillon der Hinduprinzessin genannt. Hier soll der Lieblingsplatz des großen Moghulkaisers Shah Jehan gewesen sein, und zu verstehen wäre das schon. Aus den Erkern und dem offenen Umgang hat man einen ganz köstlichen Blick über die trotzige Festung hinweg weit ins Land hinaus. Weiter ging's durch des Nizams Reich, die Landschaft wurde grüner, Reisfelder und viel Vieh waren überall zu sehen; die Männer sahen kriegerischer aus, alle trugen Gewehre und Dolche in den Gürteln. Oft waren sie beritten auf flinken kleinen Pferden. In Aurangabad, einem kleinen lebhaften Städtchen, hatten wir eine Reparatur und sahen unterdessen die herrliche Grabmoschee der Gattin des Aurangzeb. Ein kleiner Taj Mahal ist es, in schönen Gartenanlagen gelegen, aus schneeweißem Marmor, der aufs Köstlichste geschnitten ist. Ein entzückender weißer Torbau, dann ein schmaler Wasserlauf mit Blumen umpflanzt, führt auf das Monument zu. Tiefe Mittagseinsamkeit, der Duft von verblühenden Rosen; man meint sie in der flimmernden Sonne wandeln zu sehen, die schöne Rabia Daurani, die nun so still in ihrem prächtigen letzten Hause schläft.

Tiefer ging's nun, frisch geflickt, ins Land hinein. Öde Berge, baumlos mit niedrigem Dschungel bedeckt, recht ein Versteck für Tiger und Panther. Um fünf ein längerer Aufenthalt im Städtchen Ajanta, kurz vor dem Ziel. Wir hielten auf einem großen freien Platz mit einem Brunnen, an dem ein Junge seinen Büffeln die Wassersäcke füllte. An der Seite des Platzes, in zwei offenen, nebeneinanderliegenden Räumen, wurde Schule gehalten. Wir hörten dem Unterricht ein Weilchen zu. In dem einen Raum wurden die Hindukinder in Marathi, im anderen die Mohammedanerkinder in Hindustani und Arabisch unterrichtet. Diese letzteren lasen den Koran. Die kleinen Kerle saßen auf ihren gekreuzten

Beinen und schrieen aus vollem Halse ihre Lektion her. Der Lehrer, ein würdiger, alter Herr, saß mit gekreuzten Beinen davor. Vor dem Raum der Hindukinder, die ebenfalls laut einen Marathitext lasen, saßen in der Sonne zwei weißgekleidete arme, kleine Wesen, die ganz allein Buchstaben auf ihre Schreibtafel malten, Kinder aus der Kaste der Mehtars, der Kehrer, die zu den „Untouchables" gehören, und daher sogar vom Lernen mit den anderen Kindern ausgeschlossen waren. Nie ist mir die Ungerechtigkeit und Grausamkeit des Kastenwesens klarer zum Bewußtsein gekommen, als hier. Ob sie freilich selber unter diesem Gefühl litten, wage ich nicht zu entscheiden.

Bei Dunkelwerden langten wir im Staats-Gästehaus an, wo uns der Kurator der Höhlen und Maler Syed Ahmed sehr freundlich empfing. Dieser Mann lebt nun schon zehn Jahre bei den Höhlen von Ajanta, die Fresken kopierend und studierend. Er war am nächsten Morgen unser sehr liebenswürdiger Führer und Genosse für den ganzen Tag. Die Höhlen haben eine prachtvolle Lage. In einer sehr versteckten, mit Wald bedeckten Bergschlucht, die durch einen Wasserfall abgeschlossen und von einem klaren Bergwasser durchflossen ist, haben sich in einer Höhe von wohl 20 m die alten Buddhisten diese Höhlen ausgehauen. Eine lange Reihe ist bis jetzt erschlossen, aber die Ausgrabungen dauern noch an. Man gelangt jetzt auf bequemen Treppen hinauf, und an ihnen entlang ist ein sicherer Weg angelegt, früher waren sie wohl nur auf schwindelnden Pfaden und Treppen zu erreichen, deren Reste heute noch vorhanden sind. Sie sind in der Anlage denen in Ellora ähnlich, nur daß hier einige Versammlungshallen über und über mit Fresken bedeckt sind. Fresken von 200 v. Chr. bis 600 n. Chr., und wie wundervoll sind viele in Komposition und Zeichnung! Sie stellen Szenen aus dem Leben Buddhas dar, auch Jatakadarstellungen, Festzüge und häusliche Szenen sind vertreten. Die Farben sind oft leuchtend und gut erhalten. Es sind natürlich nur die wenigen Farben, wie wir sie auch bei den Turfanfresken finden, einige an Ort und Stelle gewonnen. Ein Grün z. B. ist in der Felswand streifig enthalten und liegt in großen Haufen in der Ecke einer Höhle. Wie diese Fresken in den z. T. sehr dunklen Höhlen gemalt sein mögen, ist natürlich nicht sicher. Vielleicht haben die Maler dasselbe System gehabt, nach dem der Archaeological Survey sie heute für geehrte Gäste — das waren wir — erleuchtet. Wenn die Sonne um die Felswand herum kommt, fängt ein Mann außen die Strahlen in einem großen Spiegel auf, innen hält ein anderer eine weiße Tafel, und der beste Reflektor ist vorhanden. Sie waren damit viel besser zu sehen, als mit elektrischen oder

Karbidlampen, die wir zuerst benutzten. Auch die Buddhastatuen sind in diesen Höhlen farbig, die Säulen und die Decken, diese in kleine Quadrate geteilt, sind bemalt. Auch humoristische Darstellungen kommen vor und merkwürdige Fabeltiere. Der Grundriß der Versammlungshöhlen ist immer derselbe; hinten im Schrein das sitzende Buddhabild, dann die Halle mit den Pfeilern, von der wieder die schlichten Mönchszellen ausgehen, davor eine Veranda mit Pfeilern. Die Eingangswand ist oft auf das Prachtvollste mit Reliefs geschmückt. Das Ganze ist wieder ein Wunderwerk. Reich mit Fresken versehen sind nur drei Höhlen, die zahlreichen andern haben plastischen Schmuck wie die von Ellora. Wir saßen nachher noch lange unten in der Schlucht am Wasser und warteten auf unsere Wagen. Die ganzen Hänge und die Höhe des Berges sind hier mit Wald bedeckt, ein sehr erquickender und in Indien ungewohnter Anblick, vor allem, weil es nicht der verfilzte Dschungel ist.

Am nächsten Morgen machten wir uns noch im Finstern fertig, um mit dem ersten Tagesschein abfahren zu können. Das Kreuz des Südens stand noch hell am Himmel; man sieht es so selten, da es erst gegen 3 Uhr morgens erscheint. Und dann sind wir von 6 Uhr an gefahren bis 1 Uhr nachts, mit zwei ungewollten Pausen von je einer Stunde, wo Reparaturen nötig waren. Es war eigentlich eine tolle Tour, aber wir mußten Bombay erreichen und haben es erreicht. Spannend war die die Sache wie die Reise um die Erde in achtzig Tagen, vor allem, da wir vor Nacht die Ghats erreichen mußten. Es ging das Gerücht, daß sie um 7 Uhr wegen der Gefährlichkeit der steilen Straße geschlossen würden. Nachher hörten wir, daß das nur bei den Poona-Ghats der Fall ist. Immerhin, wir erreichten die Höhe im Stockdunkeln und mußten den Abstieg sehr vorsichtig und langsam machen. Ein wenig aufregend war es bei den zahllosen Kurven, aber unsere Fahrer waren musterhaft, und um 11 Uhr waren wir glücklich unten. Dann gab's in einem kleinen Ort noch eine kurze Rast und dann ging's in zwei Stunden nach Bombay. Merkwürdigerweise verloren wir nun zum Schluß noch das zweite Auto und hatten große Schwierigkeiten, den Weg zu finden, so daß wohl 30 mal Boy und Gehilfe mit Streichhölzern die Wegweiser ableuchteten, und oft dunkle Nachtgestalten, mit denen aber nur selten eine Verständigung möglich war, nach dem Weg gefragt wurden. Wir waren doch froh, als die erste elektrische Laterne von Bombay die abenteuerliche Fahrt in eine normale verwandelte. Und so todmüde sanken wir selten ins Bett, wie in dieser Nacht im Taj Mahal. — Ich bin wohl doch zu ausführlich geworden, der Brief wird wieder ein förmliches Buch, aber ich weiß wirklich nicht, wo ich meine Schilderung hätte kürzen können!

Kalkutta, 25. Februar 1928.

Nach dem langen Aufenthalt in Bombay fuhren wir am 22. Januar nach Baroda, dem freundlich in Grün gebetteten Residenzstädtchen seiner Hoheit des Gaikwar. Die Sehenswürdigkeiten beschränken sich dort auf die schöne Bibliothek, ein hübsches Museum, die Kronjuwelen, die phänomenal sind, und die modernen Paläste, nicht zu vergessen den Elefantenpark! Die wohl dreißig Elefanten sind alle im Gesicht und am Rüssel bunt bemalt, was ihnen ein sehr putziges Aussehen gibt. Ein Riesenexemplar machte allerlei Kunststücke, blies Flöte, überreichte mir einen Blumenstrauß und hing mir einen Kranz um den Hals und wedelte mich mit einem Fächer. Da ich mich für diese Künste direkt unter das massige Haupt zu stellen hatte, konnte ich mir die Gefühle des Damokles unter dem Schwert gut vorstellen!

Nach einem Tage ging's weiter nach dem wunderschönen Ahmedabad. Wir kamen abends um 9 Uhr an und wurden vom Hotelleiter mit der Nachricht empfangen, daß das Grand Hotel voll sei, aber ein „nice tent" für uns da sei. Was blieb uns übrig? Wir gingen ins Zelt und haben dort drei Nächte geschlafen. Es war ein großes Offizierszelt mit drei Nebengelassen, also Raum genug; es lag sogar ein Teppich auf der Erde. Mich störten auch nur die vielen Nachtgeräusche und das Gefühl, daß man nicht nur zu jeder Tür, sondern auch an jeder Naht eintreten konnte. Schließlich waren wir nicht im Urwald, sondern mitten in einer Stadt, und Menschen sind mir unheimlicher als Tiger und Panther. Auch daß die Schlangen zu ebener Erde leichter eindringen können, als einen Meter darüber, war mir ein unsympathischer Gedanke! Früh am Morgen hatten wir stets Besuch von großen grauen Geiern, die sich unter die Menge großer Krähen und schwarzer Mainas mischten, um sich auf dem weiten sandigen Platz um unser Zelt einträchtig zu vergnügen und nach Küchenabfällen zu suchen. Das ganze Grand Hotel entpuppte sich bei Tage als kleines schmuddeliges Ställchen von etwa acht Zimmern, die zwei kleinen Bungalows mit eingerechnet, so daß uns unser Zelt immer lieber wurde. Die Stadt Ahmedabad mit engen, sehr bunten Straßen, hat ein riesiges Leben. Viele alte Häuser gibt es mit prachtvollen Holzschnitzereien, die ganzen Obergeschosse bestehen aus Holz, kragen vor und die Träger sind phantastische Geschöpfe, echt hinduistischen Ursprungs. Die ersten Kamelkarawanen, zwar nur aus 4 bis 5 Tieren bestehend, begegneten uns hier. Sie schauten hochnäsig auf uns herab. Sie machen sich so im Leben der orientalischen Stadt ausgezeichnet, viel besser als im Zoo, wo sie stets so gelangweilt aus-

sehen. Kein Wunder, sie sind anderes gewöhnt! Auch die Eselskarawanen, meist 20 bis 30 Tiere mit großen Säcken beladen, geben ein reizendes Bild, wenn sie so eifrig daher getrippelt kommen. Aber das eigentlich Schöne an Ahmedabad sind seine zahlreichen wundervollen mohammedanischen Bauten, die Moscheen und Gräber. Meist ist beides verbunden, denn zu jedem Grab gehört eine eigene Moschee. Und diese Moscheen sind von den allerreizvollsten Formen. Es hat sich hier ein ganz besonderer Stil herausgebildet, da sich Hinduelemente mit den mohammedanischen Formen mischen. Die Minarets z. B. sind in ihrer Aufteilung und den vorkragenden Geschossen noch stark hinduistisch, ebenso findet man bei den Säulen sehr häufig das sehr charakteristische Hindukapitell, aber die Kuppel, die ganze Anlage der Moschee sind rein mohammedanisch. So zeigen die Grabgebäude fast nur mohammedanische Züge. Gewöhnlich bestehen sie aus einem quadratischen Innenraum mit Kuppel und einem Säulenumgang. Die ganzen Außenwände aber zeigen die bezauberndste Marmorschnitzerei. Man staunt stets wieder über die Fülle der Motive, die sich nie genau wiederholen. Im dämmernden Innenraum, wo nur die schlichten Kenotaphe stehen — der Sarg befindet sich im verschlossenen Raum darunter — blickt man durch diese durchbrochenen Wände hinaus ins helle Sonnenlicht. Der Gegensatz tritt da so recht in die Augen, die einfache Würde des Kenotaphes selbst und seine prächtige Umrahmung. Meistens gibt es dann dabei noch einen weiten Hof mit Badeplatz für die rituellen Waschungen. Alles ist still, nur selten liegt ein Gläubiger in sein Gebet verloren auf dem Boden der Moschee. Peinlich für den Fremden ist nur, daß man stets schon im Hof die Schuhe ausziehen muß, ganz selten sind Überschuhe vorhanden, und so kosten diese Besuche viele Strümpfe! Doch das trägt man schon für das Herrliche, das man zu sehen bekommt.

Die Marmorschnitzerei ist in Ahmedabad zu einer besonderen Höhe entwickelt. Ganz kleine zierliche Moscheen haben das entzückendste Schnitzwerk, das man sich vorstellen kann. Ich erinnere mich der kleinen Sidi-Saiyad-Moschee, deren Rückwand von spitzbogigen Halbfenstern unterbrochen ist. In ihnen wachsen marmorne Palmbäume, deren Stamm das stärker betonte Hauptmotiv bildet, während die zahlreichen Verästelungen ein wahres Wunderwerk an raumfüllenden Blättern, Blumen und Zweiglein schaffen. Es wird einem hier so recht klar, wie die Höherentwicklung in der Schnitzerei durch das Material bedingt gewesen ist. In Bijapur, wo uns die ersten mohammedanischen Bauten mit solcher Bewunderung erfüllten, ist alles noch einfach und

wuchtig. Der schwere graue Stein ließ sich nicht so bearbeiten wie der weiße Marmor, in den Messer und Feile jede Linie einschneiden und ausmeißeln kann.

Auch außerhalb Ahmedabads sind Moscheen und Gräber und kunstvolle unterirdische Wasseranlagen überall über das Land verstreut. Eine wahre Prachtanlage aber war einst Sarkhej, das sich Sultane im 15. Jahrhundert erbauten. Um einen künstlichen See liegen verlassene Paläste und Moscheen und Mausoleen, deren Kuppeln und Pfeiler sich im stillen Wasser spiegeln. Heut spielen nur noch die Affen auf den zerbröckelnden Treppen, die zu den Badeplätzen hinab führen, und grüne Papageienschwärme ziehen kreischend von Baum zu Baum. Der Mensch ist hier verschwunden.

Und Affenherden trifft man auch sonst überall außerhalb der Mauern Ahmedabads. Bei einer Autofahrt bemerkten wir am Straßenrand ein großes Tier, das uns grimmig die Zähne fletschte, und plötzlich spürten wir einen heftigen Stoß hinter uns, der Affe hatte versucht, auf den Wagen zu springen. Wir fuhren ein gutes Tempo und doch wiederholte das gereizte Tier noch zweimal den Versuch. Ich muß gestehen, daß es sehr peinlich gewesen wäre, wenn es ihm gelungen wäre, in den Wagen hinein zu kommen. Wahrscheinlich war es ein von der Herde ausgestoßenes Tier, und diese sind sehr bösartig, und unsere einzige Waffe wäre mein schwacher Sonnenschirm und Heinrichs nicht viel kräftigerer Spazierstock gewesen. Von derartigen Möglichkeiten habt ihr euch, wenn ihr euch manchmal um uns sorgtet, sicher nichts träumen lassen!

Sonst waren diese Affenherden stets sehr vergnüglich zu beobachten. Vor einer der Moscheen weit draußen lockte sie der Fahrer mit „Hauhau"-Rufen, und wir fütterten sie mit Nüssen, wobei sie allerdings nicht wagten, uns etwas aus der Hand zu nehmen, was sie bei dem Inder ungeniert taten.

Am zweiten Tage — den ersten genossen wir für uns und sahen eine Menge — gaben wir uns einem Jaina-Rechtsanwalt zu erkennen, der sofort mit seinem Auto ankam und unsere weitere Führung auf das Freundlichste in die Hand nahm. Durch ihn hatten wir allerlei menschlich interessante Erlebnisse. Ich sagte ihm, daß ich gern etwas einheimisches Hübsches an Stickereien oder Stoff kaufen möchte, da führte er uns zu einem befreundeten Händler. Eine wahre Hühnerstiege ging's hinauf, so steil, daß von oben eine Eisenkette herabhing, an der man sich hinaufzog. Oben im luftigen kleinen Raum hockten fünf Männer, die nur Gujarati sprachen und in Windeseile eine solche Farbenpracht

vor uns ausbreiteten, daß es mir förmlich schwindelte. Die meisten Stoffe waren für mich unbrauchbar, da sie wie geleimt waren und wie Wachstuch wirkten. Die Leute verstanden nicht, daß ich das häßlich fand; die Frauen trügen sie so, weil sie die Formen so schön hervortreten ließen! Na! — Schließlich brachten sie dann wundervoll farbige Brokate, die mir für Kissen verwendbar schienen. Als der Handel abgeschlossen war, überreichte uns der Händler je ein Buch über den Atman zum Geschenk, das von seinem Bruder verfaßt war, eine Zugabe, wie man sie in der ganzen Welt wohl nur bei einem indischen Händler bekommt.

Wir fuhren mit unserem Freunde auch hinaus vor die Stadt zur Gandhi-Universität, die nationalistisch eingestellt ist, und von den Engländern nicht anerkannt wird. Die Studenten treiben alle wissenschaftlichen Fächer, sind aber verpflichtet auch zu weben. Wir waren kaum eingetreten, als man Heinrich schon um eine Vorlesung bat. Er war etwas überrascht, aber sie hatten schon einen Extragottesdienst anberaumt. So wurden wir denn schleunigst in einen möbellosen Raum geleitet, wo wohl dreißig Studenten mit den Professoren auf der Erde saßen. Natürlich mußten wir wieder die Schuhe ausziehen und uns seitlich niederlassen, auch mit gekreuzten Beinen. Angenehm ist das nicht, besonders wenn man wie ich ein rheumatisches Knie hat, und die Sache sich in die Länge zieht. Auf einem Podium saß ein Student mit einer Geige im Arm und zu seinem sanften Geigengetön sangen sie nun unter Führung eines Vorsängers ein langes Gebet. Dann sprach der Principal in Gujarati und Heinrich hielt auf Englisch seine Ansprache über die Methoden und Ziele unserer deutschen Wissenschaft. Nachher kam eine Aussprache, in der die Studenten erstaunlicherweise nur über die Entwicklung der deutschen Jugendbewegung Neues zu erfahren wünschten. Später hörten wir wieder, was schon ein paarmal gerüchtweise zu uns gedrungen war, daß eine Schar von deutschen Wandervögeln, darunter drei Studenten, zur Zeit durch Indien zieht. Sie führen den Totentanz auf und sammeln Gelder für ein Haus, das sie bauen wollen. Das war auch offenbar der Grund, daß die Ahmedabader Studenten so begierig waren, etwas über die deutsche Jugendbewegung zu hören. Ob sie nun gerade durch diese Wandervögel eine richtige Vorstellung davon, wie überhaupt von dem jungen Deutschland bekommen haben, bezweifle ich. Doch um auf die Gandhi-Universität zurückzukommen, das Gebäude ist noch sehr neu, die Vorlesungsräume sind klein, die Bibliothek aber sehr stattlich mit einer schönen Handschriftensammlung. Ein blinder Pandit wurde uns dort vorgestellt, der alle Texte auswendig weiß und

daher in der Zusammenarbeit mit Schülern trotz seines Gebrechens Treffliches leistet. Ein kleines Museum mit Gandhi-Bildern und Statuen und Gegenständen, die er benutzt und die dadurch für seine Anhänger geweiht sind, darunter natürlich eins seiner Spinnräder, wurde uns auch gezeigt. Dann fuhren wir zu seiner Webschule. Man bekommt hier einen Begriff, was der Reformator des modernen Indiens für sein geliebtes Volk erstrebt. Neben der wissenschaftlichen Ausbildung, die wir soeben in seiner Universität kennengelernt hatten, legt er den größten Wert darauf, ihm auch eine praktische Schulung zu geben, sie so zu erziehen, daß sie nicht mehr in der tiefen Armut wie bisher zu leben brauchen. Ein Hauptgrundsatz von ihm ist, wieder im eigenen Lande herzustellen, was nur irgend möglich ist. So erstrebt er vor allem, daß keine Stoffe mehr aus dem Ausland eingeführt zu werden brauchen, daß Indien seinen Bedarf an Kleidung selbst herstellen kann. Jeder Inder muß wieder spinnen lernen, er selber geht mit gutem Beispiel voran, und in seiner Webschule wird von Beginn der Baumwollverarbeitung an bis zum Weben der Stoffe jeder Handgriff gelehrt. Kinder und Erwachsene sieht man da fleißig bei der Arbeit. Die Frucht dieser Bestrebungen tritt einem überall entgegen. Viele, besonders junge Männer tragen heute wieder Khaddar, den eigengewebten Stoff; der gelbliche Baumwollrock ist häufig zu sehen. Auf Gandhi geht es aber auch zurück, daß die indische Frau, auch die vornehme Dame, sich heute wieder bewußt in ihre Sari, die schöne einheimische Tracht, kleidet. Das Nationalgefühl hat er wieder geweckt, und das ist wohl sein allergrößtes Verdienst.

In dieser Schule werden aber auch noch andere praktische Arbeiten gelehrt. So werden auch Schuhe angefertigt, bezeichnenderweise aber nur aus der Haut von Tieren, die an Krankheiten oder Altersschwäche gestorben sind. Jeder Hindu betrachtet ja das Töten eines Tieres als Sünde. In weiten Gärten werden alle Zweige der Landwirtschaft gelehrt. Gandhi nimmt Lernbegierige auf Monate und auf Jahre in seine Institute auf. Es ist ein guter Geist in allen seinen Bestrebungen. Leider war er selber zur Zeit unseres Besuches auf Reisen. Doch sprachen wir ihn ja schon in Madras. Aber in seinem eigenen Reiche wäre die Begegnung wohl noch eindrucksvoller gewesen. Sein Haus ist äußerst schlicht und bescheiden, sein Wohnraum enthält nur das Spinnrad. Die Bibliothek, in der der junge Sohn und eine Sekretärin kramten, ist klein. Im Garten ist sein Andachtsplatz, wo er mit seinen hundert Leuten, die um ihn herum in den verschiedenen Schulen beschäftigt sind, zweimal täglich seine Andachtsübungen abhält.

Bei unseren Einkäufen in der Stadt führte uns unser Jainafreund auch zu einem Freunde, einem Börsenmakler. Es ging wieder eine Hühnerstiege mit Kette hinauf auf eine Art schmale Veranda, die mit Kissen belegt war. Die ganze Straße entlang zogen sich diese Veranden und alle waren sie besetzt mit ruhenden Männern. Wir hockten uns dazu, genossen das lustige Drängen und Feilschen unter uns, und es entspann sich im besten Englisch eine Unterhaltung. Der noch jüngere Mann erzählte, er kenne Deutschland: Frankfurt, Wiesbaden, Homburg. Auf unsere Frage „Wieso?", berichtete er, er habe eine schwere Operation vornehmen lassen müssen und sei deshalb zu Professor Schmieden nach Frankfurt gegangen. Er war ganz begeistert von Schmieden. Der hatte ihn dann zur Nachkur nach Homburg und Wiesbaden geschickt. „Now I am allright", schloß er — und spuckte kräftig auf die Straße. Da hatten wir wieder Indien!

Unser nächstes Ziel war Mount Abu, der berühmte heilige Berg der Jainas. Man fährt von Abu Road in zwei Stunden mit dem Auto hinauf. Wieder war's das überraschende Erlebnis, sich aus völliger Ebene in kurzer Zeit auf 1000 m Höhe hinauf versetzt zu sehen. Ganz plötzlich beginnt ein wildes, mit viel Dschungel durchsetztes Bergland. Die Fahrt ist großartig. Bald kommen wilde, zerrissene Felsen, eine Herde wilder Pfauen verschwindet eiligst unter immergrünen Büschen, und zusehends wird die Luft frischer und kühler. Die Vorstellung, die wir von Mount Abu hatten, ist grundfalsch, es ist kein einzelner hoher Berg, sondern ein ganzer Gebirgsstock. Auf wundervoller Straße winden wir uns höher und höher, wilde Schluchten gähnen zur Seite, schroffe Felsen türmen sich vor uns. Wieder geht's um eine Ecke und vor uns liegt das Dorf Mount Abu und darüber auf einem Felsen das sehr behagliche Hotel, das wohltuend gut geführt ist, und in dem man gern ein wenig länger, als wir Zeit hatten, hätte bleiben mögen. Das ganze Plateau des Berges ist mit Felsen übersät, einige von höchst bizarren Formen. Zwischen ihnen schlängeln sich die Wege hindurch, bei jeder Windung gibt's eine Überraschung — so liegt auch der klare stille See ganz plötzlich vor unseren Blicken. Viele der Felsen um ihn herum tragen weiße Paläste von Maharajas, die sich dies entzückende Fleckchen Erde, oder besser solch malerischen Fels, zu ihrem Sommersitz gewählt haben. Ein Spaziergang führte uns um diesen kleinen See. Ein Palmeninselchen schwamm verträumt auf dem dunklen Wasserspiegel und wurde gerade noch von den Strahlen der tiefstehenden Sonne getroffen. Da stiegen wir einen Felsenweg aufwärts immer höher hinauf bis an eine Stelle, wo der Blick weit hinausschweifen kann in die Ebene

von Rajputana. Fast senkrecht geht's dort die 1000 m hinunter, und die Glut, in die sich nun der Himmel tauchte, das unabsehbare, wüstenartige Land zu unsern Füßen, das allmählich völlig in dieser Farbenpracht versank, es hatte etwas phantastisch Ungeheuerliches und Unwirkliches.

Unterwegs hatten wir noch ein hübsches Erlebnis. Wir waren beim Aufstieg zweifelhaft über den Weg, als ein junger Inder in blendend weißem indischem Gewand mit sehr gepflegten langen Haaren und eleganten englischen Halbschuhen uns anredete und uns anbot, uns zu führen. Als er hörte, daß Heinrich Sanskritprofessor sei, gab er sich als Yogi zu erkennen, und lud uns ein, seine Einsiedelei zu besichtigen. Sie lag abseits vom Weg auf einem waldigen Hügel, eine kleine Hütte mit einem Blumengärtchen, aber die eigentliche Einsiedelei bestand aus mehreren natürlichen Felshöhlen. Wir krochen durch eine Art Tunnel in die erste hinein, in der eine Quelle entsprang. Hoch in der Wand war eine halbmannshohe Nische, dort hat ein früherer Yogi in Andachtsübungen sein Leben verbracht. Unser Yogi hatte sich aber für seine Übungen eine andere Höhle gewählt, diese sei zu feucht, und dort verbringt er seine Tage mit Rajyoga und Hathyoga, das sind geistige Übungen, welche die Loslösung des Geistes von der Materie bewirken. Mit diesen geistigen Übungen gehen aber auch allerlei körperliche Hand in Hand. Atemübungen und die Art des Sitzens spielen dabei eine Rolle, u. a. wird empfohlen, einen festen und bequemen Sitz dabei einzunehmen. Ob dazu wohl auch der Korbsessel diente, den wir in dieser Höhle mit Erstaunen bemerkten? In einer dritten Höhle befand sich das primitive Lager des Yogi. In der kleinen Hütte aber saß auf einem Bett ein anderer Yogi, der gerade an diesem Tage das Gelübde des Schweigens auf sich genommen hatte und in tiefer Versunkenheit vor sich hinstarrte. Von unserer Anwesenheit nahm er natürlich nicht die geringste Notiz. Unser Yogi aber sagte, als wir uns verabschiedeten: „Hier ist der ideale Ort für mich, Wasser ist da, ein Gärtchen ist da und eine schöne Aussicht ist da. Diese drei Dinge gebraucht der Yogi, um sich zu versenken." Ich muß zugeben, dieser Mann hatte etwas so Harmonisches in seinem Wesen, sein schönes Gesicht zeigte eine solche Klarheit und Zufriedenheit, wie ich sie sonst nie bei den Asketen und Yogis in den Städten gefunden habe. Es mag wohl sein, daß der Einklang mit der ihn umgebenden Natur dies innere Glück in ihm erweckt hatte.

Am nächsten Morgen machten wir eine richtige Fußtour, ein ganz seltener Genuß in Indien. Wir wanderten wohl vier Stunden zum Achil-

garh-Tempel und waren ganz begeistert von der wirklichen Gebirgslandschaft, die urplötzlich wieder ins Tropische umschlägt. Der Tempel selbst ist mehr durch den herrlichen Blick von dort bemerkenswert, als durch seine Architektur. Es ist natürlich wie die anderen berühmten Tempel von Mount Abu ein Jainatempel. Er liegt so ziemlich auf dem höchsten Punkt des Gebirges, ihm zu Füßen aber sind Reste von Hindutempeln und zwischen ihnen stehen Palmen und wieder Palmen. Den ganzen Hang ziehen sie sich hinauf. Einsam war es hier, wie wir auch auf dem ganzen Weg keinem Menschen begegnet waren. Dafür erfreute uns das verschiedenartigste wilde Getier, spielende Mungos huschten über unsern Weg, Pfauen breiteten ihr leuchtendes Gefieder in der Sonne aus und Geier saßen wenig unterhalb unseres Weges in ihren Horsten. Der Kopf mit dem nackten Halse hat für mich etwas unheimlich schlangenhaftes.

Die berühmten Dilwara-Tempel sind näher dem Ort. Es ist eigentlich ein ganzer Tempelbezirk, in dem vier große Jainatempel dicht zusammen, ein fünfter etwas abseits, liegen. Äußerlich präsentieren sie sich nicht. Ein großes Rasthaus für die Pilger verdeckt die eigentlichen Tempel. Die beiden bedeutendsten sind den Heiligen Adinatha und Neminatha geweiht. Alle Schönheit und Pracht sind hier auf das Innere konzentriert. Schneeweißer Marmor, wohin das Auge blickt, ein Überreichtum an Skulpturen, der einen schwindeln machen kann. Die eigentliche Anlage des Tempels ist einfach, inmitten der Schrein mit dem Bild des Heiligen, dem der Tempel gewidmet ist, davor eine kuppelüberwölbte Säulenhalle, außen herum an den Wänden die lange Reihe der Tirthankaras, der Jainaheiligen, jeder in seinem besonderen Schrein. Die Figuren absolut gleichförmig gebildet, sitzen völlig nackt mit gekreuzten Beinen und starren in die Luft. Nur durch ihr Emblem, das jedem zu Füßen angebracht ist, kann man die einzelnen unterscheiden. Den Hauptheiligen im Mittelschrein darf der Fremde nur ganz von ferne sehen, ein Tempeldiener, das Tuch vor den Mund gebunden, damit sein Atem ihn nicht berühre, zündet kleine Lichtchen neben ihm an; trotzdem bleibt das Bild durchaus schattenhaft und undeutlich. Aber diese Statuen der Jainaheiligen sind für den künstlerischen Eindruck gänzlich unwesentlich. Das Fabelhafte, ja Unerhörte dieser Tempel sind die Marmorschnitzereien, die die Wände, die Kuppeln, die Säulen und Nischenrahmen bedecken. Da ist auch nicht der kleinste Raum, der ungeschmückt geblieben wäre. Ein Netzwerk von Ornamentik und figürlichen Darstellungen ist über die Marmorfläche gesponnen — ich konnte mich bei dieser Feinheit der Arbeit des Gedankens an ein künstliches Gespinst

nicht erwehren, — daß Meißel und Feile dabei mitgewirkt haben, will einem kaum in den Sinn. Alle diese Menschen- und Tierfiguren sind künstlerisch hochstehend, haben Leben und Bewegung, und wieder wie vor den südindischen Gopuras erfaßte mich die Bewunderung, wie die Fülle der Darstellungen sich einordnet in ein großes Ganzes, wie bei aller Vielfältigkeit ein Gesamteindruck von höchster Harmonie erzielt ist. Wohl das Schönste aber ist die gekuppelte Säulenhalle vor dem Hauptschrein, hier schwingen sich Bogen von Säule zu Säule, deren Leichtigkeit und Eleganz ganz einzig dastehen. Man könnte Wochen auf das Studium dieser Marmorschnitzereien verwenden. Ganz ungestört würde man dabei sein, der einzige Laut, der die tiefe Stille hier unterbrach, war das Gurren der Tauben, die im Marmorgebälk nisten. Andächtige Beter trafen wir nicht. Und gestehen muß ich — so vollkommen das Werk als Ganzes ist, ich blieb doch innerlich kühl. Bewunderung und Ergriffenheit brauchen nicht stets Hand in Hand zu gehen, das wurde mir hier so recht klar. Heinrich ging es auch nicht anders. Vielleicht waren uns die ernsten, schlichten Moscheen und die köstlichen Grabbauten von Ahmedabad noch zu frisch in der Erinnerung.

Damit muß es für heute genug sein. Die europäische Post wird in einer Stunde geschlossen, und ich glaube auch, ihr habt wieder so viel von unseren wechselvollen Erlebnissen in Euch aufnehmen müssen, daß ihr ganz froh sein werdet, wenn die geschwätzige Freundin für heute die Feder aus der Hand legt.

Kalkutta, 3. März 1928.

Ich habe in meinem letzten Brief mit der Schilderung von Mount Abu aufgehört und nicht, wie ich es eigentlich beabsichtigte, die ganze Reise durch Rajputana auf einmal beschrieben. Die Fülle des Stoffes bedrängt mich stets, und allzuviel mag ich Euch, meine Lieben daheim, doch auch nicht zumuten. So sollt Ihr mir denn heut erst ins Reich des Maharana von Udaipur folgen. In einer Nachtfahrt gelangten wir von Abu Road nach Ajmer, für das wir gerade 12 Stunden Zeit hatten, um Abends nach Udaipur weiter zu fahren. Der Fremdenverkehr hört hier allmählich auf, ein Hotel gibt es in Ajmer nicht. So benutzten wir das Retiring Room auf dem Bahnhof, um eine mittägliche Ruhepause zu halten und nahmen die Mahlzeiten im Erfrischungsraum auf dem Bahnhof, wo es wie fast immer gut und sauber war.

Die Stadtbesichtigung unternahmen wir mit Tonga, was nicht be-

sonders bequem ist, weil man sich immer so weit hinausbeugen muß, um unter dem Verdeck hervor etwas sehen zu können. Viel Leben herrschte in den Straßen von Ajmer, die Häuser zeigen viel hübsche geschnitzte Erker mit Haremsfenstern und flache Dächer. Ein echt orientalisches Gedränge war überall, Kamele und Eselskarawanen mischten sich unter die Menge, beständig wurde man angebettelt und der Lärm war ohrenbetäubend. Im alten massigen Palast Akbars befindet sich im Innenhof ein ausgezeichnetes kleines Museum, in einem zierlichen Gebäude aufgestellt. Lauter archäologische Funde enthält es, Statuen S'ivas, Vishnus und Jainastatuen, eigentlich nur gute Sachen. Wir als spezielle Epigraphiker ließen uns auch zu den Inschriften führen und entdeckten gleich neugefundene Steine mit Brahmischrift, die für Heinrichs Inschriftenband in Betracht kommen. Wir fragten nach dem Kurator. Es erschien ein richtiger alter Gelehrter, so wie man sich den alten deutschen Professor vorstellt, das Original, ins Indische übersetzt. Im Laufschritt stolperte er heran und geriet einfach außer sich vor Entzücken, als Heinrich sich zu erkennen gab. Er versicherte, daß er das erlebt hätte, ihn mit Augen zu sehen, das wäre die Freude seiner alten Tage. Die Freude war aber durchaus gegenseitig, denn der alte Herr ist ein ganz bedeutender Gelehrter und Epigraphist. Er wollte uns gar nicht fortlassen, versprach, sofort Abklatsche der Inschriften machen zu lassen und beschenkte uns mit Büchern und hatte tausend Fragen. Schließlich rissen wir uns los und fuhren zu der berühmten Dargah. Dort liegt ein großer Heiliger begraben. Eine ganze Reihe von Höfen umgeben das Grab. Im Vorhof der großen Moschee, die selber einfach, aber durch große bunte Glasuren wirkungsvoll ist, wurde Schule gehalten, ebenso in der Moschee selber, wohl fünf Schulen zugleich. Da alle laut lasen, war es ein mächtiges Geschrei. Im Kreise hockten die Jungen, der Lehrer ging auf und ab und gebrauchte eifrig sein Stöckchen, wenn einer nichts wußte. Die ganze Sache wirkte sehr erheiternd auf uns. Aber die fromme Ruhe anderer Moscheen fehlte gänzlich. Schlimmer noch war es im nächsten Hof, wo alle Armen und Bresthaften der Stadt aus riesigen eisernen Kesseln gespeist wurden. Man bot auch uns aus einem großen eisernen Schöpflöffel zum Versuchen an, aber Ihr werdet verstehen, daß wir höflich dankend ablehnten. Es war eine furchtbare Versammlung alles Elends! Schmutz und Bettelei ringsum, so daß man nicht wußte, wohin man sich wenden sollte. Die schönen Bauten konnte man vor diesem Getümmel nicht ordentlich sehen. Das Grab des Heiligen und die Marmormoschee Shah Jehans durften wir auch nicht betreten. In einem andern Hof, mit schö-

nen Bäumen und einer Brunnenanlage, die zierliche Säulen umgeben, lagen auch überall die Kranken und Elenden und ließen sich von der Sonne bescheinen. Es war hier der Orient in seinen krassen und schrecklichen Bildern, wie er uns noch nicht oft vor die Augen gekommen ist. Schaute man über die Brüstung hinüber, so sah man tief hinab in eine mit Wasser gefüllte Schlucht, dahinter stiegen gleich die schroffen Felsen auf. Ajmer hat überhaupt landschaftlich viel Schönes, sehr wilde öde Berge ganz nahe der Stadt, die den Hintergrund für eine andere wundervolle, ganz stille Moschee, Arhai-din-ka-jhonpra, bilden. Die Bettler verfolgten uns laufend straßenlang und verschwanden erst vor dieser Moschee, als jeder sein Bakhschisch empfangen hatte. Hier ist die eigentliche Halle des Tempels völlig hinduistisch und gehört wahrscheinlich überhaupt einem alten Jainatempel an, der in eine Moschee umgewandelt ist. Der Sage nach soll das in zweieinhalb Tagen geschehen sein, woraus sich auch der Name der Moschee erklärt, der „das Haus von zweieinhalb Tagen" bedeutet. Die prachtvolle Fassade ist um 1200 vorgebaut und ist mit höchst dekorativen kufischen Inschriften ganz bedeckt. Während wir standen und staunten, erschien ein schöner Greis mit riesigem grünen Turban und goldgesticktem Gewand, der sich den Hohenpriester nannte, im Grunde aber nur seine Schönheit bewundern lassen wollte; er brachte ein mächtiges Buch herbei, in dem er seine viele Male von den Fremden aufgenommenen Photographien eingeklebt hatte. Auch ich mußte eine Aufnahme von ihm machen, und ihn bezahlen dafür, daß er es gestattete; eher war er nicht zufrieden.

Das Schönste von Ajmer ist ein großer See und daran ein Lustgarten von dem kunstliebenden Shah Jehan mit herrlichen Marmorpromenaden und Tempelchen und Balkonen über dem See geschmückt. Diese Gebäude lagen lange in Trümmern und wurden erst wieder vom Archaeological Survey neu aufgebaut. Jetzt ist es ein zauberhaft schöner Garten. Uralte Bäume, der blaue See, die einsame Berglandschaft, das alles gibt ein Bild des Friedens, eine Verlockung zum Träumen, der man sich nach dem wilden Treiben in der Stadt nur zu gerne hingibt.

Nachmittags fuhren wir in einem klapprigen Einspänner zu den Hindutempeln von Pushkara, die weißleuchtend in langer Reihe um einen stillen See liegen, der als der heiligste in Indien gilt. Hier darf kein Tier getötet werden, und so ist dieser See in einer Weise voll von Fischen, wie wir es noch nie gesehen hatten. Wir fütterten sie und es war ein Gezappel und Gewimmel ohnegleichen. Der Gedanke hineinzufallen ist ordentlich unheimlich. Ich glaube, die schwarze Brut würde

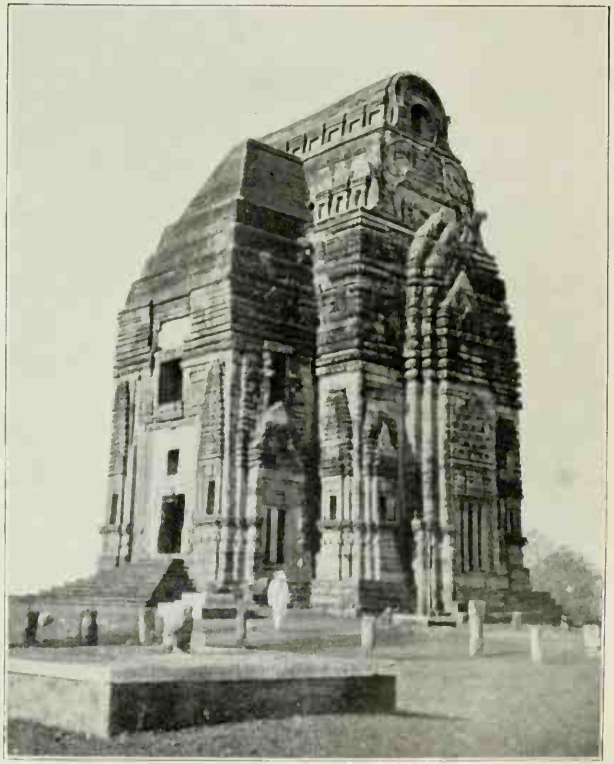
sich auch auf den Menschen stürzen! Die ganze Anlage von Pushkara ist höchst malerisch. Betreten durften wir die Tempel, die übrigens nicht alt sind, nicht. Auf dem Rückweg sahen wir eine Gazellenherde ganz nah im Felde grasen; die sonst so scheuen Tiere kannten hier keine Furcht vor dem Menschen.

Die Nacht und den nächsten halben Tag fuhren wir nun weiter nach Udaipur, der Haupt- und Residenzstadt des Maharana. Ja, Udaipur! Das ist für uns das Bezauberndste gewesen, was wir bisher in Indien sahen. Hier ist man nämlich mitten im tiefsten, von Europa unberührtesten Teile Indiens. Leider entdecken es jetzt auch gerade die Amerikaner; eine Reisegesellschaft, die sich aus älteren Damen zusammensetzte, war mit uns im Hotel. Doch fürs erste hat das noch keinen Einfluß auf das Ganze. Das Hotel, eigentlich mehr ein Dak Bungalow, liegt weit draußen, und man blickt von dort auf die Stadt, die von dem großen schneeweißen Palast des Maharana gekrönt ist. Die Straßen mit ihrem lebhaften Bazartreiben haben viele schöne, steingeschnitzte Häuser mit Erkerchen und Haremsfenstern und flachen Dächern. Das Volk auf der Straße sieht sehr gut aus. Die Männer sind schwer bewaffnet; sie tragen das Schwert wie einen Spazierstock unter dem Arm, den Gürtel voller Dolche. Vielfach sprengen sie auf flinken Rossen plötzlich um eine Ecke, einmal folgten acht ganz lange unserer Tonga, es sah höchst romantisch aus. Die Frauen sind sehr scheu, kaum guckte Heinrich hin, so hoben sie auch schon den Schleier; mich betrachteten sie mit großem Interesse. Die Paläste, alle am See gelegen, sind wundervoll, und so, wie man sie sich nach den Märchen aus 1001 Nacht erträumt. Der regierende Fürst, ein Mann von 80 Jahren, muß ein sehr besonderer Mann sein. 150 Tiger hat er geschossen, aber niemand anders darf in seinem Reiche ein Tier töten, überall kann man lesen „fishing and shooting is strictly prohibited". Zuweilen schießt oder spießt er selbst ein Wildschwein! Eine ganz besondere Eigentümlichkeit von Udaipur, die zu den offiziellen Sehenswürdigkeiten gehört, ist das „Pigs' Dinner". Am Ende des bezaubernden Pichola-Sees ist ein großer waldartiger Park mit einem kleinen, hoch gelegenen Jagdschloß. Abends 6 Uhr werden unterhalb dieses Schlößchens die Wildschweine mit Mais gefüttert, aber schon eine Stunde vorher kommen sie überall aus dem Dschungel herbei und jagen wild zu hunderten dort durcheinander. Große, borstige Tiere sind darunter, und es scheint ein ewiger Streit unter ihnen zu herrschen. Erscheinen aber die Männer mit ihren Maissäcken, dann wird es ganz toll. Sie grunzen und quieken, beißen, jagen sich und wirbeln eine gewaltige Staubwolke auf; dazu

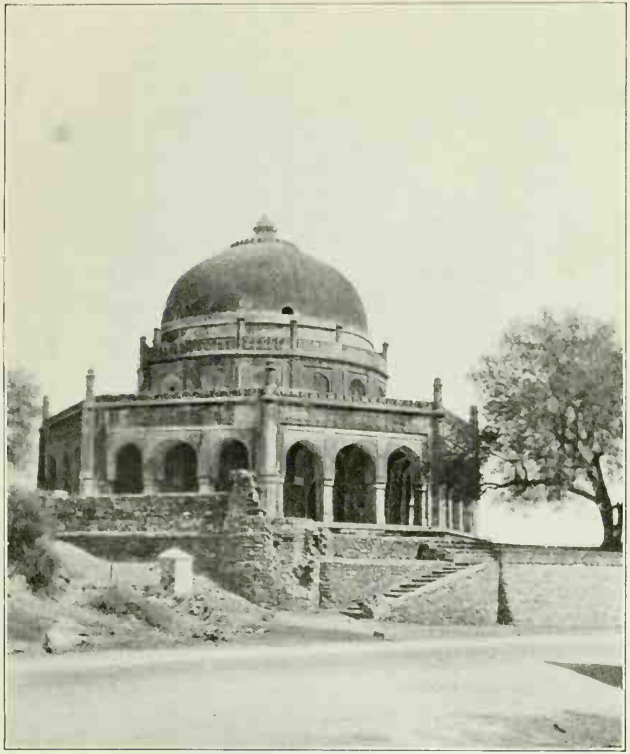
kommen plötzlich Tausende von Tauben herbei, — es knattert förmlich in der Luft — die ihr Teil am Mahle wünschen, und mit lautem, hartem Gekrächz erscheinen natürlich auch noch die in Indien unvermeidlichen Krähen; der Lärm und Tumult wächst beständig. Es hat etwas Höllisches, dieses Durcheinanderwirbeln der struppigen, dunklen Horde, und sicher wird es mir später noch im Traum vorkommen als indisches Nachtgesicht! Dies wild bewegte Bild steht nun im größten Gegensatz zu dem sonstigen friedlich-lieblichen Eindruck von Udaipur. Nichts Bezaubernderes kann man sich denken, als einen Nachmittag auf dem Pichola-See zu rudern oder natürlich sich rudern zu lassen, denn was täte der europäische Mensch in Indien selber! Berge mit schönen großen Linien umgeben den See, von einem schaut ein schneeweißes Schloß herab. Und das Stadtufer! Ein weißer Palast reiht sich an den andern, Säulenhallen, Erker, Treppen, alles blendend weiß, eine Welt von Glanz und Licht! Und im See zwei Inselchen, die die Wasserpaläste Jagmandir und Jagnivas tragen. So leicht wirken diese Paläste, so reinweiß ist der köstliche Marmor. Die Gärten leuchten in herrlichem Grün, Palmengänge und marmorgefaßte Wasserläufe durchziehen sie, hier ist Gartenarchitektur im besten Sinn des Wortes. Jagnivas, der auch vom Stadtufer aus einen bezaubernden Anblick bietet, hat kleine intime Räume, die Fensterplätze in den entzückenden durchbrochenen Erkern hängen direkt über dem Wasser. Ein Ort, zur Liebe geschaffen! Und dort wohnt zur Sommerszeit der arme gelähmte Prinz, ein schwächliches Wesen, das vor einigen Wochen wieder geheiratet hat, um endlich dem Lande den ersehnten Thronfolger zu geben. Jetzt war die Insel still und verlassen, nur lange Schwärme von grünen Papageien erhoben sich aus den Wipfeln der Bäume und zogen kreischend auf den See hinaus.

Ein anderer wundervoller Park liegt vor der Stadt, der Garten der Sklavinnen. Mitten in einem großen Park ist ein zweiter, durch eine hohe Mauer von der Umwelt abgeschlossen. Darinnen ein entzückendes kleines Lustschlößchen, ganz richtig für Haremsdamen gebaut, ohne Fenster nach außen, mit lauter kleinen heimlichen Zimmern, die oft bunt ausgemalt sind. Natürlich fehlen alle Möbel, man sitzt nur auf Kissen. Auch auf dem Dache sind stille, abgeschlossene Höfchen, wie auch im Schlößchen kleine Höfe mit Teichen zum Baden und Spielen sind. Vor dem Schloß im geschlossenen Hof ist ein großes Wasserbecken mit Tempelchen in der Mitte, reizend aus Marmor geschnitzt, und zahlreiche Blumen ringsum in Töpfen, lauter heimische Gewächse, Geranien, Kressen, Phlox und Verbenen, und zwischen den Töpfen je ein Spring-

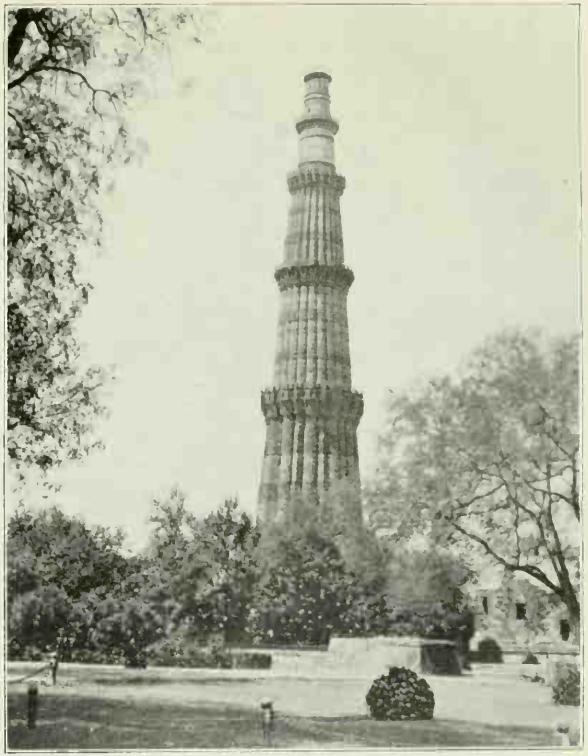
Buddhagaya, Tempel



Gwalior, Hindutempel Telika-Mandir im Fort



Delhi, Adham Khan's Grab in Lalkot



Delhi, Kutb Minar in Lalkot

brünnlein. Die wurden für uns angestellt, und wie eine gläserne Glocke wölbten sich die vielen einzelnen Strahlen über dem Teich! Der Park selber hat noch viele solcher Wasserspielereien, einmal sprühen weiße Steinelefanten Wasser über einen Lotosteich, ein andermal Störche. Sogar Rosen hat man hier gepflanzt, die wohl süß im Verblühen duften, aber in diesem Klima — kaum erschlossen — bereits vergehen.

Doch von dem mächtigen, alten Palast des Maharana muß ich Euch auch noch erzählen. Es ist ein architektonisch merkwürdiges Gebäude. Schwer im Unterbau und fast ohne Fenster wird es entzückend leicht im obersten Geschoß, wo wieder zierlichste Marmorschnitzerei an Erkern, Balkonen, Dächern und Türrahmen erscheint, oft noch durch farbige Kacheln gehoben. Man ist dort sehr hoch über der Stadt und hat einen prachtvollen Rundblick. Unten lagern sich zwei langgestreckte Höfe vor. In dem einen, der dem Schlosse am nächsten liegt, stehen die riesigen Elefanten, diesmal lebendige, und wiegen bedeutsam die großen Köpfe. Bei festlichen Gelegenheiten kämpfen sie miteinander, eine hohe Mauer trennt sie auf dem Kampfplatz, so daß sie sich nicht ernstlich schaden können. Könnt Ihr Euch denken, wie phantastisch das alles wirkt? Und im andern Hof sind die Pferdeställe mit fast nur weißen Pferden; zwei Kampfwidder sind weit voneinander angekettet; man merkt recht, unter welch kampflustiges Volk man da geraten ist. Und dabei verläßt einen nie das Gefühl: diese Stadt hat in einem Dornröschenschlaf gelegen, hier hat die Zeit jahrhundertelang stille gestanden. Kamele in den Straßen, am Brunnen, in den Höfen, manchmal von zweien geritten, oft schwer beladen, gehören auch noch zum Bilde von Udaipur. Und noch ein Erlebnis, passend zum Übrigen, muß ich erwähnen. Abends beim Essen — wir saßen mit einer hübschen jungen Engländerin zusammen — entdeckten wir auf einmal am Nebentisch einen Mann mit grüner goldgestickter Sammetjacke, rotem großem Turban und hellgeblümtem Seidenuntergewand, so farbenprächtig wie man's bei uns nur auf dem Maskenfest sieht. Als er merkte, daß wir ihn beachteten, kam er einfach herzu, fragte, ob er sich ein bißchen zu uns setzen könnte, und fing an, Heinrich auszufragen, woher wir kämen, was wir wollten, alles naiv, aber doch so, als wäre es sein gutes Recht. Von Deutschland schien er nur einen vagen Begriff zu haben, Sanskrit schlug mehr ein, er zitierte Verse und machte sogar Sanskritwitze. Schließlich auf die Frage, wer er denn sei, sagte er stolz: „The Confidential Secretary of his Highness", worauf die kleine Engländerin „I do not believe you". Darauf lachte er und wiederholte es noch einmal. Mir schien die Geschichte auch etwas wunderbar, ich schwieg

aber natürlich. Er sagte noch, es sei schade, daß wir so kurz blieben, seine Hoheit würde uns sonst in sein Gasthaus einladen. Dann zog er sich zurück. Und wahrhaftig, am nächsten Tag bestätigte uns der Hotelleiter, daß es der Confidential Secretary, der reichste Mann des Staates, gewesen sei, der so ins Hotel kommt, um sich mit den Fremden zu unterhalten. Herrschen hier nicht noch freundliche, partriarchalische Sitten?

Noch etwas Besonderes sahen wir in Udaipur, das Staatsgefängnis. Es macht einen sehr humanen Eindruck. Die Gefangenen, in Ketten allerdings, saßen, lagen und spazierten in den großen Höfen herum, wuschen ihre Kleider und fühlten sich scheinbar ganz behaglich. Einige trugen rote Kappen: andere grüne. Die roten sind die Mörder, von denen sie 150 da haben, die anderen Diebe, Räuber und ähnliche angenehme Herren. Aber eigentlich sahen auch die Mörder ganz nett aus! Wahrscheinlich bringen sie manchen im Zorne um — wenn die Waffe stets so nahe zur Hand ist — die hohe Zahl wäre sonst erstaunlich. Hingerichtet wird keiner, der alte Raja, der Fischen und Schießen so streng verbietet, handelt da nur logisch! Die Mörder sitzen auf Lebenszeit, wenn sie nicht nach 20 Jahren begnadigt werden. Es war Feiertag, daher taten sie nichts. Sonst weben sie hübsche Teppiche und Decken. Wir erstanden uns einen kleinen Vorleger, von einem siebenfachen Mörder gewebt! Der Raja hat einen seiner Paläste ganz mit Teppichen aus dem Gefängnis auslegen lassen. Das Frauengefängnis ist von den übrigen ganz abgetrennt. Die weiblichen Gefangenen waren nicht gefesselt, eine hatte ihr dreijähriges Kind bei sich. Sie saßen alle in einem großen Raum und spannen. Einzelhaft bekommen nur die Widerspenstigen als Strafe. Man kann doch wirklich nicht sagen, daß sie in diesem sonst mittelalterlich anmutenden Staatswesen grausam seien! Das ist Udaipur, abseits der großen Heerstraße, aber so schön und eigenartig, daß wir gern noch eine Woche geblieben wären, doch trieben uns die auf die erste Februarwoche für Kalkutta festgelegten Vorlesungen weiter.

Unser nächstes Ziel, Sanchi, war mühselig zu erreichen. Achtundzwanzig Stunden brauchten wir dazu, allerdings mit mancherlei Aufenthalten. So besahen wir uns unterwegs in drei Stunden die alte Festung Chitorgarh, eine riesige Anlage, wieder prachtvoll auf einem Berge gelegen. Wohl nur wenige der Festungen Indiens haben solch wechselvolle Schicksale erlebt, wie das sagenumwobene Chitorgarh. Ströme von Blut haben seine grauen Mauern genetzt und düstre Geister sind es, die das mächtige Trümmerfeld bei Nacht umschweben. Nur

eine der eindrucksvollsten Geschichten will ich Euch kurz erzählen. Um das Ende des 13. Jahrhunderts herrschte dort ein König, dessen Oheim Bhim Singh eine wunderschöne Gemahlin, Padmini, eine Prinzessin von Ceylon, besaß. Der große mohammedanische Herrscher Ala-ud-din-Khilji, der zu der Zeit den ganzen Deccan eroberte, hörte von ihrer sinnverwirrenden Schönheit und belagerte schleunigst die Stadt. Als er die Sache aber zu schwierig fand, sandte er Botschaft zu Bhim Singh, er möge ihm nur erlauben, das Antlitz der schönen Padmini in einem Spiegel zu schauen. Dies wurde ihm gewährt. Ohne Geleit — denn er konnte dem edlen Rajputen trauen — kam er auf die Festung und sah die Schöne im Spiegelbild. Höflich geleitete ihn dann Bhim Singh in sein Lager zurück. Da aber zeigte sich die Heimtücke des Mohammedaners. Er ließ Bhim Singh gefangen nehmen und forderte als Auslieferungspreis die schöne Padmini. Jetzt aber war auch die Klugheit der edlen Rajputen geweckt. Sie schickten die Sänfte der Padmini, aber leer, geleitet von siebenhundert Sklavinnen, die sich im Lager als schwerbewaffnete Krieger entpuppten, und nun ihrerseits über die Mohammedaner herfielen und Bhim Singh befreiten. In dem sich dann entwickelnden Kampf wichen die Rajputen bis vor die Stadt zurück, und eine blutige Schlacht tobte hin und her. Schließlich zog sich Ala-ud-din zurück, aber nur, um bald mit einem stärkeren Heere wiederzukehren und die Festung zu belagern. Ein furchtbares Blutvergießen begann und dauerte tagelang an. Schließlich, als schon elf von den zwölf Söhnen des Raja gefallen waren, begaben sich alle jungen und schönen Frauen der Festung, geführt von der schönen Padmini, in ein unterirdisches Gemach, und dort begingen sie Sati, d. h. sie verbrannten sich selber. Darauf machten dann die Rajputen einen letzten Ausfall, wobei sie fast alle aufgerieben wurden. Ala-ud-din aber drang in die verödete Burg ein und zerstörte alles bis auf einen alten Jainaturm und den Palast der schönen Padmini. Ist das nun nicht wirklich eine Geschichte, die sich in ihren großartigen Ausmaßen den Nibelungen- oder homerischen Kämpfen an die Seite stellen kann? Und es ist nur eine der blutigen Sagen, die die alte Festung umranken; immer wieder folgten Kämpfe zwischen Mohammedanern und Rajputen. Den mächtigen Siegesturm, den wir heute noch bewundern, baute Kumbha Rana, in dessen Regierungszeit das Reich sich noch einmal zu altem Glanze erhob; dann ging es wieder in ewigen Kämpfen abwärts, bis schließlich der große Kaiser Akbar Chitorgarh abermals bestürmte und so gründlich zerstörte, daß kein lebendes Wesen auf der Burg übrigblieb. Paläste, Tempel, Mauern und

Tore, alles legte er in Trümmer, nur Kumbha Ranas Siegesturm und den alten Jainaturm ließ er stehen, doch ein Zeichen geistiger Größe, das Siegesdenkmal eines Feindes unangetastet zu lassen!

Unsere Besichtigung von Chitorgarh mußte leider ziemlich in Eile vor sich gehen. Wir wählten am Bahnhof die Tonga, deren Pferde am vertrauenerweckendsten aussahen und deren Führer die größte Schnelligkeit verhieß. Wie ein antiker Wagenlenker stand er zwischen den Gäulen, und wir brausten so schnell die staubige Landstraße dahin, daß wir uns fest an die Seiten der Tonga anklammern mußten, um nicht hinausgeschleudert zu werden. Die kleine moderne Stadt Chitorgarh durchjagten wir so. Dann ging's etwas langsamer aufwärts durch sieben mächtige Tore hindurch, immer entlang an der gewaltigen Stadtmauer, bis auf die Höhe des Berges, wo sich kilometerweit die alte Stadt und Festung ausgebreitet hat.

So wundervoll auch ihr ganzer Aufbau, ihre Tore, Tempel und Paläste noch heut in ihren Trümmern sind, das würde sie noch nicht so von andern verlassenen Städten Indiens unterscheiden. Ihre größte Eigenart hat sie durch die beiden Türme, die ich schon vorhin erwähnte. Der alte Jainaturm, noch aus dem 12. Jahrhundert, ist völlig bedeckt mit zahllosen nackten Jinafiguren und ist schon ein sehr eindrucksvolles Bauwerk, aber ungleich schöner und prächtiger ist der bedeutend höhere Jayastambha, der Siegesturm des Kumbha Rana. Schlank steigt er in vielen Stockwerken, die durch offene Balkone besonders leicht und elegant wirken, in die Höhe. Seine Wände sind wieder dicht bedeckt mit Skulpturen. Das oberste Geschoß, mehr eine offene Halle, wird von einer schönen Kuppel gekrönt. Der Turm wirkt wundervoll in seinen eleganten Verhältnissen, sein warmer gelber Farbton steht herrlich zu dem tiefblauen Himmel, der sich darüberspannt. Und er sieht weit hinaus ins Land und ist ein Wahrzeichen auf viele Meilen hinaus. Alle übrigen Gebäude der großen Festungstadt liegen heute mehr oder weniger in Trümmern, aber gewaltige Reste zeugen von einstiger Macht und Pracht. Tiefe Mittagsstille herrschte, als wir das riesige Ruinenfeld durchschritten, durch zerborstene Mauern brannte die Sonne heiß in die Gemächer der schönen Padmini und dunkel gähnte der Eingang zum unterirdischen Gemach, wo sie ihr grausiges Ende suchte. Uns zog es nicht dort hinunter. Die Geister, die dort umgehen sollen, waren es zwar nicht, die uns schreckten, mir ist eine lebendige Schlange viel unheimlicher, als ein toter Geist.

So warfen wir nur noch einen Blick auf den mächtigen neuen Palast, den sich der jetzige Maharana von Udaipur auf seinem Stammsitz erbaut.

Schade ist das ja eigentlich, denn der ganze Zauber von Chitorgarh muß schwinden, wenn das Getriebe einer fürstlichen Hofhaltung sich unter den Trümmern der Vergangenheit neu entfaltet, wenn dort Automobile sausen oder gar Grammophone ertönen — ein schrecklicher Gedanke! Uns war es jedenfalls lieb, die alte Festung in ihrem Todesschlaf und ihrer grandiosen Verlassenheit noch gesehen zu haben. Schnell führten uns nun die starken Tongapferdchen wieder der Gegenwart zu und rechtzeitig erreichten wir noch das Bummelzüglein, das uns weiter gen Sanchi bringen sollte.

Ein Wort muß ich noch über die nächtlichen Reisen auf diesen kleinen Bahnen sagen. Wir hatten immer ein Kupee 1. Klasse für uns; insofern war es sehr behaglich, aber dreimal mußten wir in dieser Nacht umsteigen, und das ist keine Kleinigkeit. Weit draußen hält der Zug. Stockduster ist es, da nur dürftige Öllampen die Szene erhellen. Nach großem Geschrei unseres Boys finden sich ein paar Kulis, die sich unserer Habe bemächtigen, dann setzt sich die Karawane in Bewegung, wir hinterher, weil wir keine Ahnung vom Wege haben. Um uns herum drängt es von hunderten von dunklen vermummten Menschen, die gewaltige Lasten auf dem Kopfe tragen. Alles schreit und quiekt, es ist ein Höllenspektakel. Mir bleibt es stets unerfindlich, warum so viel vom Volke Indiens immerfort mit Kind und Kegel auf der Bahn herumfährt! Nun wird eine hohe Überführung überschritten im endlosen Zuge. Wir bleiben am Schluß, was angenehmer ist, und Eile haben wir nicht. Auch hier nur ein schwaches Licht, in allen Ecken liegen Menschen, einerlei, ob man fast auf sie tritt, schwarze, regungslose Bündel. Endlich landen wir mit Sack und Pack vor dem Wartezimmer 1. Klasse, das zum Glück meistens leer ist. Davor ruhen wieder die merkwürdigsten Gestalten, die urplötzlich in heftige Unterhaltung ausbrechen. Einmal lagen in einer Nacht gerade vor unserer Tür etwa zwanzig Gefangene mit klirrenden Ketten, Wachtleute mit aufgepflanztem Bajonett daneben. So ruhen wir unter den merkwürdigsten Geräuschen zwei Stunden auf langen Stühlen, dann geht's weiter, unter genau soviel Geschrei, Gespuck und Gedränge. Im Anfang hatte mich das Ganze mehr beängstigt, jetzt sage ich mir gelassen „irgendwie wird es schon werden", und es wird auch immer.

Vom schönen Sanchi sollt Ihr das nächste Mal hören, für heute ist der Brief wahrlich bunt genug. Lebt alle herzlich wohl!

Diesmal will ich Euch von unserem Besuch in Sanchi erzählen, dem vornehmsten unter den frühen buddhistischen Denkmälern, das Indien besitzt. Wir hatten die sehr zeitraubende und umständliche Fahrt von Udaipur glücklich hinter uns und verließen nachmittags gegen 5 Uhr die winzige Station und wanderten einen gut gehaltenen Weg zum Dak Bungalow, das idyllisch unter herrlichen grünen Bäumen am Fuße des heiligen Hügels liegt. Tiefe Stille herrschte weit und breit, wir waren die einzigen Gäste — das ganze behagliche und saubere kleine Bungalow gehörte uns. So wohltuend war das, nach dem Lärm und Geschrei der nächtlichen Aufenthalte auf den Bahnhöfen, daß wir uns wie auf einer friedlichen, einsamen Insel fühlten. Ein Tee auf der umlaufenden Terrasse im Schatten der alten Bäume verjagte die letzte Müdigkeit und am späten, kühlen Nachmittag wanderten wir den breiten gepflasterten Weg hinauf zu den Ruinen, die das Plateau des Hügels bedecken und als deren Mittelpunkt wundervoll majestätisch der große Stupa aufragt. Es war ein ganz besonderer Augenblick, nun wirklich hier oben zu stehen, dies Bauwerk mit eigenen Augen zu sehen, daß uns so lange durch Abbildungen vertraut war. Und wieder ging es uns hier wie schon so oft in Indien: die Wirklichkeit war unendlich viel großartiger, viel überwältigender, als das Phantasiebild. Es kommt da so viel zusammen, einmal die Lage auf dem einsamen Hügel, dessen Hänge mit dichtem Grün bewachsen sind, die klare Luft, die schönen weichen Farben des Steins, den die Abendsonne vergoldete. Wir stiegen die breite Treppe hinan zu der steinernen Terrasse, die den Stupa in etwa ein Drittel Höhe umgibt. Auch von hier ein ganz überraschender Anblick — ein weites, grünes fruchtbares Land, Reisfelder so saftig grün wie sonst nur heimische Wiesen im Frühling, und waldige Hügel, Ausläufer des Vindhyagebirges. Ortschaften erblickt man von hier nicht, aber in alter Zeit lag unweit die große Stadt Vidis'a. Das war wohl auch der Grund dafür, daß ringsherum buddhistische Klöster und heilige Stätten entstanden. Heute noch ist das ganze Land übersät mit Ruinen. In Sanchi, Bojpur, Satdhara, Sonari, Andher, die alle nur wenige Meilen voneinander entfernt liegen, waren überall buddhistische Ansiedlungen, aber keine ist so wunderbar erhalten wie Sanchi. Einen schönen Fleck haben sich die Buddhisten auch hier wieder zum Bauen ausgesucht, weit genug abgelegen von der Unruhe und den Zerstreuungen der Stadt Vidis'a und doch wieder so nahe, daß der Mönch beim Bettelgang seine Schritte zu ihr hinab lenken konnte. Anderseits kamen die Stadt-

bewohner als Wallfahrer und andächtige Laien herauf zum heiligen Hügel. Die Monumente reichen in ihren Anfängen weit zurück. Die Legende erzählt, daß bereits eine von As'okas Frauen von Vidis'a heraufgewallfahrtet sei, und daß für einen Sohn des großen Kaisers dort ein Kloster erbaut sei. Heut unterscheidet man vier Arten von Ruinen. Einmal die Stupas, von denen außer dem schön erhaltenen großen noch eine ganze Reihe in allen Größen bis herab zu ganz kleinen in oft nur noch geringen Resten vorhanden sind. Zumeist wurden solche Stupas über einer Reliquie Buddhas oder eines seiner Jünger errichtet; oft sollten sie aber nur die heilige Stelle bezeichnen, die mit einem Ereignis in dem Leben des Buddha oder in einer seiner früheren Geburten verbunden war. Als zweites kommen die Erinnerungssäulen. Hier in Sanchi stand eine, die der Kaiser As'oka selber errichtet hatte, und die eins seiner Edikte trug. Dann kommen drittens die sogenannten Chaitya-hallen, Versammlungshallen oder Kapellen, in die im Mittelalter oft Buddhastatuen eingesetzt wurden, und schließlich Klöster für Mönche und Nonnen. Lange standen wir, völlig ergriffen von dem Zauber des Ortes, hier oben und sahen hinab auf die weit verstreuten Ruinen, aus denen Säulen, Statuen und Stupas hervorragten — eine indische Akropolis, wie man sie wunderbarer nicht finden kann, und erst als feurig rot der Sonnenball hinter Wolkenbänken hinabtauchte, da eilten wir den Hügel hinab, alle genaueren Studien dem nächsten Tag überlassend. Der erste Eindruck war so überwältigend, daß man ihn gern noch nachwirken lassen wollte. Und der warme Abend vor unserem stillen Heim war wundervoll. In völliger Weltabgeschiedenheit lagen wir da auf unseren bequemen langen Stühlen und träumten unter dem indischen Sternenzelt.

Am frühen nächsten Morgen zogen wir dann wieder hinauf auf unsern heiligen Hügel und haben nun alle Ruinen auf das genaueste studiert. Der große Stupa, auf dessen Terrasse wir schon den ersten großen Eindruck genossen hatten, ist unten von einem mächtigen Steinzaun umgeben, dessen vier gewaltige Tore nach den vier Himmelsgegenden orientiert sind. Zwischen Zaun und Stupa ist ein ziemlich enger Gang, der den Wandelgang bildet, auf dem Mönche wie Laien ihr Pradakshina, d. i. die rituelle dreimalige Umschreitung des Stupas, bei der der Stupa stets zur Rechten bleiben muß, verrichteten. Die Terrasse bildet einen zweiten solchen Pradakshinagang, eine zweiteilige Treppe führt aus dem unteren Gang zu ihr hinauf, und sie ist auch nach außen durch einen Steinzaun abgeschlossen. Sehr merkwürdig sind diese Zäune, an deren Architektur man deutlich das Vorbild des

Holzzaunes erkennt. Alle die Steinbalken tragen Inschriften in alter Brahmischrift, uns besonders interessant, da sie zum Ältesten gehören, was an Inschriften existiert. Aber das Schönste bleiben die vier Tore. Auch an ihnen ist deutlich das Vorbild der Holzarchitektur zu erkennen. Zwei viereckige Pfeiler tragen auf ihren Kapitellen ein Oberteil aus drei leichtgeschwungenen in Voluten auslaufenden Architraven. Den obersten krönt das heilige Rad der Lehre, ihm zur Seite andere buddhistische Symbole und Menschen- und Tierfiguren. Die einzelnen Architrave werden durch zierliche Pfeiler gestützt und zwischen diesen, auf den Voluten, überall ist eine Fülle von Menschen- und Tierfiguren. Die Kapitelle sind geschmückt mit Zwergen, mit Elefanten oder Löwenfiguren, die Pfeiler und die Querbalken aber sind ganz bedeckt mit prachtvoller Reliefarbeit. Szenen aus dem Buddhaleben oder aus dem Legendenkranz der Jatakas überziehen sie wie mit einem dichten Flechtwerk. Auf den Seiten der Säulen findet sich eine köstliche Ornamentik, Blumenguirlanden, die aus den Köpfen von Fabeltieren sprießen. Für mein Gefühl aber das Kühnste und Anmutvollste zugleich sind die freischwebenden Figuren, die den Winkel des Pfeilers und des unteren Architraves so unvergleichlich füllen. Sie stellen Nymphen vor, die unter einem Baum stehen. Eine am Osttor bildete mein besonderes Entzücken. Ihr linker Arm greift hoch in die Zweige, der rechte schlingt sich um den Stamm, nur mit einem Fuß hat sie einen Stützpunkt, mit dem andern tritt sie graziös zurück, so als wollte sie sich eben hinaufschwingen in die freie Luft. Es liegt eine solche Leichtigkeit und Grazie in dieser Figur, daß ich mich nicht satt an ihr sehen konnte, der Stein hat hier alle Erdenschwere verloren.

Wieviel an herrlichen Einzelheiten diese Tore bieten, kann ich Euch gar nicht schildern. Sie sind natürlich nicht alle gleich gut gehalten, aber jedes einzelne hat seine besonderen Schönheiten, unerschöpflich ist der Reichtum an Erfindung und immer wieder muß man die Schönheit der Raumaufteilung, die kühne Verwendung neuer Ornamentmotive bewundern.

Bis zur Frühstückszeit studierten wir am Stupa, und die Sonne brannte allmählich mächtig heiß. Dann nahte Paul Ratnam mit dem Frühstückskorb. An einem schattigen Hang angesichts des Stupa packte er unser Mahl aus, und während wir eine behagliche Ruhestunde hielten, betrachtete unser braver Boy mit Interesse die Ruinen. Dann gingen auch wir wieder neu gestärkt ans Beschauen. Von der gewaltigen Steinsäule mit einem Edikt des berühmten Kaisers As'oka, der in der Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. lebte, steht nur der Stumpf da, die

übrige Säule liegt umgestürzt neben dem großen Steinzaun. Der Sandstein ist so glatt poliert, wie es sonst nur in Persien vorkommt, und die Inschrift ist wieder in schönster Brahmischrift eingehauen. Überall auf dem Hügel verstreut liegen dann noch Trümmer anderer Stupas; der eine, dem Hauptstupa sehr ähnlich, aber kleiner, enthielt die Reliquien der beiden Hauptschüler des Buddha, S'ariputra und Maudgalyayana. Sie waren in Specksteinkästen enthalten, die von Steinkästen eingeschlossen waren, auf diesen waren dann die Inschriften, die ihre Identität feststellten, eingegraben. Ein anderer großer, gut erhaltener Stupa liegt halbwegs vom Hügel abwärts. Auch er hat noch einen schönen Steinzaun, aber keine Tore, aber die Reliefs am Zaun sind höchst merkwürdig. Zum Teil sind sie in der Darstellung der menschlichen Figur noch ganz unbeholfen und roh, aber erstaunlich geschickt in der Ornamentik. Ein Pfeiler aber hat dann wieder so wunderschöne Reliefs mit klassisch-schönen menschlichen Figuren, daß man sofort sieht, daß sie in einer späteren Zeit geschaffen sein müssen, und daß man griechischen Einfluß vermuten möchte. Und ebenso wird man an Griechenland gemahnt, wenn man die Reste der Chaitya-Halle und den daneben liegenden kleinen Schrein betrachtet. Die Halle, von der nur die schönen, hohen, schlanken Säulen des Schiffes erhalten sind, riefen mir den Tempel von Ägina in die Erinnerung, und der reizende kleine Schrein daneben versetzte mich im Geiste auf die Akropolis zum herrlichen Niketempelchen. In Wahrheit kann hier freilich von griechischem Einfluß gar keine Rede sein. Die Ähnlichkeit kommt vielmehr daher, daß bei diesen Gebäuden, die aus nachchristlicher Zeit stammen, die letzten Nachklänge der alten Holzarchitekutr verschwunden sind, und daß der Stein nun zu seinem Rechte kommt und seiner Natur gemäß verwendet wird.

Ruhend und genießend saßen wir auf den Stufen der Halle, als eine birmanische Pilgergesellschaft sich nahte, zwei Männer, vier Frauen, ein Diener, geführt von einem Mönch im gelben Gewande. Sie erstiegen die Terrasse des großen Stupa und machten andächtig den Rundgang von links nach rechts, so den Stupa umkreisend. Dann kamen sie herunter und begrüßten uns würdevoll und sehr höflich und erkundigten sich, woher wir kämen. Sie selbst waren auf einer Pilgerfahrt zu den heiligen Stätten der Buddhisten. Später trafen wir sie vor dem Buddhabild im Schrein des Hauptklosters wieder, als sie ihr Pradakshina um den Schrein machten. Sie hatten Kerzen mitgebracht, die sie vor dem Bild des Meisters entzündeten und beteten in tiefer Versunkenheit. Nichts konnte stimmungsvoller in die Atmosphäre von

Sanchi passen, als diese frommen Anhänger der heiligen Lehre. Genau so sind die Pilger einst, als Klöster und Hallen und Stupas noch in aller Pracht erstrahlten, von weither gezogen gekommen, um hier zu beten; Jahrtausende sind dahin gegangen, der einstige Glanz dieser Stätte ist geschwunden, aber heilig ist sie noch heute. Die Macht der Idee überdauert irdischen Zerfall, ein Hauch der Ewigkeit weht auf diesem Hügel. — Fünf Klöster lagen hier oben; wie ausgedehnt sie waren, ist an dem einen noch deutlich zu erkennen. Hier gibt es große Höfe, um die sich die zahlreichen Mönchszellen gruppieren und Höfe mit Schreinen für Buddhabilder. Und sitzende Buddhastatuen finden sich überall auf dem Hügel verstreut. Sie gehören einer späteren Zeit an und sind natürlich nicht alle gleich wertvoll in künstlerischer Beziehung, aber sie wirken immer durch die Würde und Ruhe, die sie in Ausdruck und Haltung zeigen.

Die ganze Ausgrabung von Sanchi ist mustergültig, wie auch die Sauberkeit und Ordnung der ganzen Ruinenstätte wohltuend berührt. Überall spürt man die Arbeit Sir John Marshalls, des Direktors des Archaeological Survey, eine Arbeit, die sich nicht nur in der Ausgrabung und Erhaltung der Monumente erschöpft, die auch durch die Anpflanzung von Bäumen und Blumen ein dem Schönen in jeder Gestalt ergebenes Auge verrät. Auch das kleine Museum mit vielen wertvollen Funden ist ausgezeichnet. Eins seiner Hauptstücke ist das mächtige, von vier sitzenden Löwen gekrönte Kapitell der As'oka-Säule.

Während der letzten Stunde hatte sich der Himmel bezogen und leise fing es an zu tröpfeln, ein Ereignis, dem wir erst fassungslos gegenüberstanden. Seit Monaten war uns nicht der Gedanke gekommen, daß es regnen könnte. Und der Himmel war uns für heute gnädig. Als wir ein wenig beim Tee im Bungalow geruht hatten, wurde es wieder schön, und wir konnten zum Abschied noch die Stunde vor Sonnenuntergang auf dem geliebten Hügel verleben. Es war ja ein Tag so reich und schön, ja ich kann wohl sagen, so erhebend, daß wir ihn voll auskosten mußten und ihn immer wieder im Geiste durchlebten, während wir noch lange im Dunkeln vor unserm Bungalow saßen. Schwül war es nun, und grelle Blitze zerrissen den schwarzen Himmel und ferner Donner grollte unaufhörlich.

Um 11 Uhr führte uns dann der Zug gen Bhopal, der kleinen Residenz der Begam, die nur eine Stunde entfernt liegt. Aber das Abkommen war übel. Es regnete wieder, und kaum waren wir in die Tonga verstaut, als aus dem Finstern zwei Männer erschienen, die unser Gepäck nach Waffen durchsuchen wollten. Wir, aber noch mehr unser Boy, prote-

stierten aufs Energischste, und so ließen sie uns schließlich fahren. Das Dak Bungalow war völlig finster. Nach langem Klopfen erschien eine verschlafene Gestalt, die nur ungern uns einen Raum öffnete, und nun gelangten wir wirklich in eine Art Räuberhöhle. Dieses Dak Bungalow der Residenzstadt hatte als allereinzigsten Luxus elektrisches Licht und so etwas steht den wenigsten Dak Bungalows! Man sieht zu viel! Aber gar hier! Schmutz und Verwahrlosung, der Kalk von den Wänden in Haufen auf der Erde, elektrische Drähte lose herunterhängend, die Matratze des einzigen Bettes höchst wenig einladend, und zu meinem höchsten Mißvergnügen entfloh ein 20 cm langer Tausendfuß über den einzigen Tisch dieser gastlichen Stätte und verschwand in der Fußmatte. Na. dachte ich, auch diese Nacht wird vorübergehen, und nach einer Viertelstunde, wo auch die zweite Bettstelle aufgetrieben war, wickelten wir uns in die eigenen Bettlaken und schliefen ganz sanft selig, während draußen der Regen rauschte. Und auch am nächsten Morgen, wo unser Bungalow bei Tageslicht natürlich nicht schöner wirkte, goß es fort, wie es sonst eigentlich nur in München gießt, und die Folge war, daß unsere Besichtigung der Residenzstadt recht eigentlich zu Wasser wurde. Der Tongakutscher zwar ersparte uns keine einzige der paar Sehenswürdigkeiten, aber das Beste von Bhopal, die Lage an zwei großen Seen, konnte uns bei der Wasserfülle von oben auch keine Begeisterung abgewinnen, und wir waren froh, als unsere Abfahrtsstunde schlug. Da machten wir dann aber wenigstens noch eine interessante Entdeckung auf dem Bahnhof. Es hing da ein großes Plakat und in drei Sprachen, in Englisch, Hindi und Hindustani stand dort zu lesen:

Gift, Gift, Gift.

Hüte dich vor Vergiftern. Nimm nicht Nahrung oder Getränk aus der Hand von Fremden auf Bahnsteigen oder in Wartezimmern. Es gibt nicht weniger als 136 gewerbsmäßige Vergifter, die der Polizei dieser Provinz bekannt sind. Wenn ein Fremder Dir Nahrung oder Getränk anbietet, so zeige ihn dem nächsten Bahnbeamten oder Polizeibeamten an. Unterschrieben: ... Assistant to Inspector General of Police (Railways United Provinces). 23rd August 1927. Der Anschlag trug als Unterschrift den Namen. Ist Indien nicht in vieler Hinsicht das Land der Wunder? 136 professionelle Vergifter sind bekannt, und man läßt sie frei herumlaufen! Und warum? Es scheint eben wie eine Kaste der Diebe auch eine Kaste der Vergifter zu geben, dagegen ist nichts zu machen, und darum warnt man eben nur das Publikum zur Vorsicht.

Und damit Gott befohlen für heute!

Darjeeling, 8. März 1928.

Könnt Ihr Euch vorstellen, daß ich nun auf einmal im Winterkleid und Tuchweste dicht ans Kaminfeuer gerückt bin, Euch zu schreiben? Null Grad war's heut gegen morgen, und am Tage wurde es zehn Grad Celsius; und vor acht Tagen in Kalkutta, da brütete schon morgens um 10 Uhr die Sonne so, daß man schleunigst den Schatten suchte und nach einer Viertelstunde den Besorgungsgang im Auto fortsetzte. Denk' ich daran zurück, so ist mir die heutige Existenz fast noch ein Märchen, aber das ist sicher — einen idealeren Erholungsort konnten wir für unsere Ruhewoche nicht finden. Gerade dieser beständige Wechsel erhält uns ja so frisch und aufnahmefähig, wie wir immer noch sind. Und die Lebensbedingungen müssen in Indien andere sein als in der übrigen Welt. Wo würde man das sonst machen, sich von Meereshöhe in einer Nacht- und halben Tagesfahrt plötzlich auf 2100 m zu begeben, und wo sonst würden einem keine unangenehmen Zustände dadurch erwachsen? Im Gegenteil, wir fühlen uns herrlich wohl und atmen mit Wonne die reine frische Luft. Um 7 Uhr früh nach guter Ruhe im Zug von Kalkutta bestiegen wir das winzige Bergbähnchen. Die Lokomotive mutet an, wie aus einer Spielzeugschachtel, aber sie leistet Erstaunliches, schleppt wohl zehn Waggons ohne Zahnrad die ungeheure Steigung hinan. Erst kommt eine herrliche Dschungelfahrt, ganz anderer Dschungel, als wir ihn bisher sahen. Da der Boden sehr feucht ist, schießen mächtige Bambusstämme hoch, dichte Schlinggewächse klettern die riesigen Bäume hinauf und hängen wie Schlangen herunter, wunderbare Farren bedecken den Boden, Daturablüten leuchten weiß aus dunklem Grün, undurchdringlich scheint das Dickicht, und alles wilde Getier haust in seinen Tiefen, aber kein Mensch, denn es ist die richtige Fiebergegend. Dann geht's aufwärts, und schöner Tropenwald begleitet uns. Die Bahn macht die kühnsten engen Schleifen, die Ausblicke werden großartiger, man staunt, wie schnell man sich über die Ebene erhebt. Schließlich kommen „reversing stations". Im Zickzack schiebt sich der Zug aufwärts, d. h. etwa 100 m fährt er steil voran, dann schiebt die Lokomotive die nächsten 100 m, um dann abermals normal weiter zu steigen. Man kommt so enorm schnell in die Höhe. Die letzten zwei Stunden wurde es leider neblig und regnete sogar. Die Dörfer waren nun richtige Gebirgsdörfer, es war empfindlich kalt. Überall liefen die kleinen mongolischen Bewohner fest eingewickelt herum, und dabei hatten wir noch vor wenigen Stunden die Leute in der bengalischen Ebene in leichtestem Kostüm gesehen. Wir selber froren

trotz unserer Wintermäntel. Endlich waren wir in Darjeeling. Drei bezopfte Kulis zogen und schoben uns in Rikschas den Berg hinauf. Alles lag im Nebel, nur so viel war zu erkennen, daß tief hinunter sich der Ort zog, das Hotel Mount Everest mit großer Terrasse wohl einen großartigen Rundblick haben müßte. Und abends zeigte sich das schon. Die Nebel verzogen sich immer mehr, Berge erschienen und plötzlich, hoch über den Wolken, die ersten Schneegipfel. Ganz eben zieht sich ein wunderbarer Promenadenweg vom Hotel weit über den Ort hin, der im Halbkreis das teebepflanzte Happy Valley umgibt. Der Weg führt den ganzen Bergrücken entlang um den Gipfel, den Observatory Hill, und den anschließenden Birch Hill herum. Die Blicke sind großartig, in tiefe Täler, auf hohe Vorberge von schon 3 000 bis 4 000 m, die immer halb im Nebeldämmer liegen, bis dann im Hintergrund graue, ungeheure Granitwände aufsteigen, auf denen die Eisriesen thronen. Meist ziehen Wolken um ihre Gipfel und nur stückweise lugen sie daraus hervor, und nur wenigen Glücklichen ergeht es wie uns, daß zwei Tage hintereinander völlige Klarheit herrscht, daß im tiefblauen Himmel die ungeheure Eiswelt zu schweben scheint, in makelloser Reinheit sich die wunderbaren Formen abheben, und unabsehbar sich die Kette der Bergriesen hinzieht, unerstiegen, von Sagen umwoben, geheimnisvoll lockend und doch mit Tod und Verderben drohend dem, der sich tollkühn vermißt, in ihre Eisregionen einzudringen. Man kann sich nicht vorstellen, daß hinter dieser Eiswelt noch Menschen wohnen, und doch sind einst über ihre himmelhohen Pässe die kleinen zähen Bewohner dieser Gegend herübergezogen gekommen mit ihren kleinen Saumpferdchen und salzbeladenen Schafen von Tibet her und haben das ganze Land besiedelt. Sie sehen ganz wie Chinesen aus, schlitzäugig, mit starken Backenknochen. Sie haben lange Zöpfe, die Männer einen, die Frauen zwei, sind freundlich, heiter und harmlos und spielen mit Leidenschaft Würfel. Reiten ist ihre zweite Leidenschaft, überall sprengen sie die steilen Wege hinauf und hinunter, und sicher 50 bis 60 Reitpferde werden einem so im Verlauf des Tages angeboten. Wundervoll ist auch die Vegetation Darjeelings; die Zeder, der Götterbaum, gedeiht in herrlichen Exemplaren, aber ebenso schön sind die Rhododendronbäume, die die Abhänge bedecken, oft voll von blutroten oder zartrosa und weißen Blüten, und die alten Magnolienbäume, die süß duften. Daneben schießen dann die schlanken Schäfte des Bambus hoch und die zierlichen schmalen Blätter neigen sich im Bergwind. Es ist eine Landschaft, wie man sie sich wohl einmal träumt, aber in Wirklichkeit nicht für möglich hält. Ersteigt man dann den Gipfel des

Observatory Hill, so wehen da lange Fahnen an hohen Bambusstäben, alle bedruckt mit buddhistischen Sutren. Ein kleines tibetisches Heiligtum ist dort. In der Mitte der zahllosen Fahnen und Fähnchen steht das Buddhabild. Gläubige opfern vor ihm, gießen Öl aus, werfen sich zur Erde oder umschreiten es andachtsvoll von links nach rechts. Zwei buddhistische Priester walten dort ihres Amtes. Einer dreht die Gebetsmühle; das Wort der Lehre muß ständig in Bewegung gehalten werden, daher auch die im Winde wehenden Fahnen mit den Sutren! Keine Mauer, kein Dach umschließt dies Heiligtum; der Himmel, die Wolken, der Bergwind umgeben es. So waren wohl schon vor Tausenden von Jahren die Stätten, wo der Mensch seinen Göttern opferte. Könnt Ihr verstehen, daß wir uns hier wie in einer anderen Welt vorkommen? Und etwas haben wir erlebt, was ich mein ganzes Leben hindurch nicht vergessen werde — den Sonnenaufgang auf dem Tiger Hill. Um drei Uhr des Nachts ritten wir los, ich zum erstenmal im Herrensitz, was mir aber viel angenehmer war, als im Damensattel. Steil gings bergan, der Vollmond stand hoch am Himmel und Dämmerung lag auf den weiten Tälern, dunkel stiegen die Berge auf, tiefe Stille im weiten Land. An steilen Abstürzen hin kletterten unsere Pferde, dunkle Zedern standen vor dem nächtlichen Himmel, von dem die Sterne wunderbar strahlten. Eine mondbeglänzte Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält — mir war, als hätte ich das Alles schon einmal geträumt oder träumte noch jetzt und könnte auf einmal in der Sybelstraße erwachen! Ein schlafendes Bergdorf durchritten wir, dann ging's steil aufwärts durch Wald. Fünf andere Reiter hatten sich allmählich uns zugesellt, eine Rikscha und eine Sänfte machten den Schluß. Dann waren wir oben auf Tiger Hill. Eisig wehte der Wind. Eine offene Halle mit flachem Dach steht auf dem Gipfel. Noch war es dämmerig, alles grau in grau. Wir schlotterten alle trotz dickster Kleidung. Aber bald vergaßen wir alles Frieren. Hell und heller wurde es, die Schneegipfel traten bleich hervor, und plötzlich erstrahlte der höchste im rötlichen Licht — die Sonne ging auf. Wohl haben wir auf Schweizer Bergen, am Dachstein, schon schöne Sonnenaufgänge erlebt — so war es noch nie! Vor uns diese ungeheure Eiswelt, die da langsam erglühte, — immer neue Gipfel und Zacken stiegen in den goldenen Himmel hinauf, die mächtigen Granitwände wurden dunkler, die Vorberge klarer, es war ein Erwachen der Welt, daß einem die Augen übergingen vor Glück, dies Wunder zu erleben! — Kinchinjanga, der riesenhafte, dessen wundervolle Formen mich schon von Darjeeling aus begeisterten, beherrschte auch hier die ganze Bergwelt; Mount Everest, nur noch 200 m höher,

ist so fern, daß er nur wie ein weißes spitzes Hütchen über einen dunklen Bergrücken herüberschaut. Nur das Bewußtsein, daß dort der höchste Berg der Erde herüberwinkt, erhebt ihn über die anderen. Wunderbar war es, wie, als die Sonne höherstieg, ganz bescheiden und schamhaft der silberne Mond hinter den Bergen gegenüber verschwand.

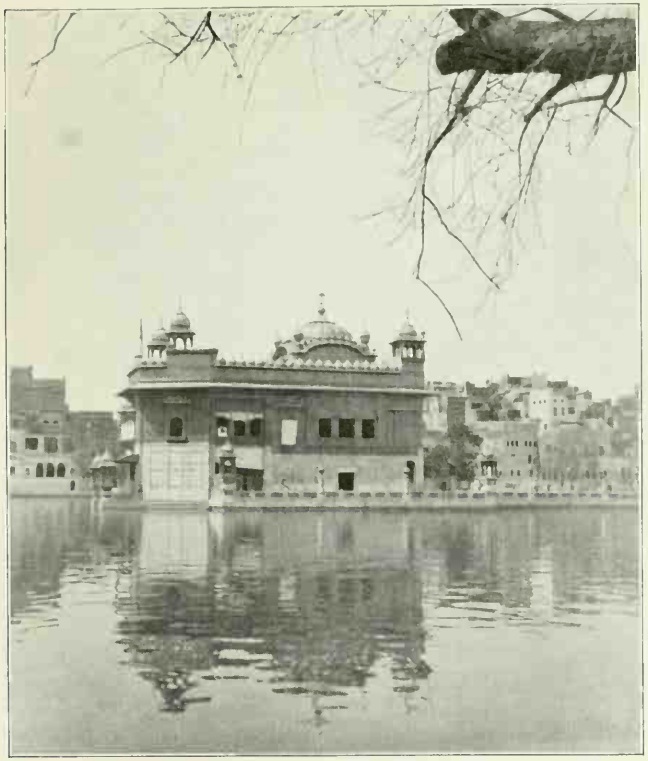
Die Pferdejungen riefen uns dann wieder in die Wirklichkeit zurück. Sie hatten unten auf offnem Feuer einen starken Kaffee gebraut, den ein Engländer noch mit einem Schuß Kognak würzte, und der herrlich erwärmte. Rückwärts ging's dann im hellen Sonnenschein, der schließlich so stark wurde, daß mir die Finger der Hand, die den Zügel hielt, völlig verbrannt sind. Noch heute, nach drei Tagen, schmerzen die Stellen. Zum Frühstück um 9 Uhr kamen wir wieder unten an, aber noch den ganzen Tag war uns das Glück beschieden, in völliger Klarheit die Berge zu sehen — am nächsten Tage war tiefer Nebel, und die 60 Amerikaner, die grade für einen Tag heraufkamen, haben keinen Begriff von der Herrlichkeit Darjeelings bekommen. Ihnen verdanken wir allerdings noch einen interessanten Abend, indem ihnen zu Ehren die tibetischen Teufels- — besser Maskentänze — im Hotel vorgeführt wurden. Mich entzückten die Tiermasken, die gewöhnlich von zwei Männern unter einer Hülle vorgestellt wurden, und in den Bewegungen ganz großartig waren. Zwei Büffel, die miteinander kämpften, und zwei Löwen, die eine Schildkröte zerrissen, und ein Pfau waren wundervoll, vor allem, da die Masken wie von Tempelschnitzereien entnommen erschienen. Die Musik dazu war höchst originell. Den Eintritt begleitete ein kolossaler Spektakel; Trommel, Gong und Blasinstrumente, nachher paßte Musik und Tanz gut zusammen.

Seither ist das Wetter nicht mehr wirklich klar geworden, gelegentlich winkt für kurze Zeit ein Schneegipfel aus dem Nebelmeer, aber die Hoffnung, daß bald die anderen folgen werden, wird immer betrogen. Im Gegenteil, die Geister des Himalaya wollen uns nur necken, so tun wir ihnen nicht den Gefallen, uns zu ärgern, sondern halten uns an die Freuden, die uns noch bleiben. Einmal die herrliche Luft — jeder Atemzug erfrischt und stählt die Nerven. Dann aber vergnügen wir uns an dem Volksleben, das unglaublich bunt und abwechslungsreich in diesem Bergort ist. Geradezu faszinierend war der Sonntagsmarkt, zu dem von nah und fern das Bergvolk herbeikommt. Reihenweise hocken dann die Verkäufer vor ihren aufgeschichteten Waren, die sie viele Stunden weit herbeischleppen. Charakteristisch ist, daß nicht wie in Indien die Lasten auf dem Kopfe getragen werden, sondern in

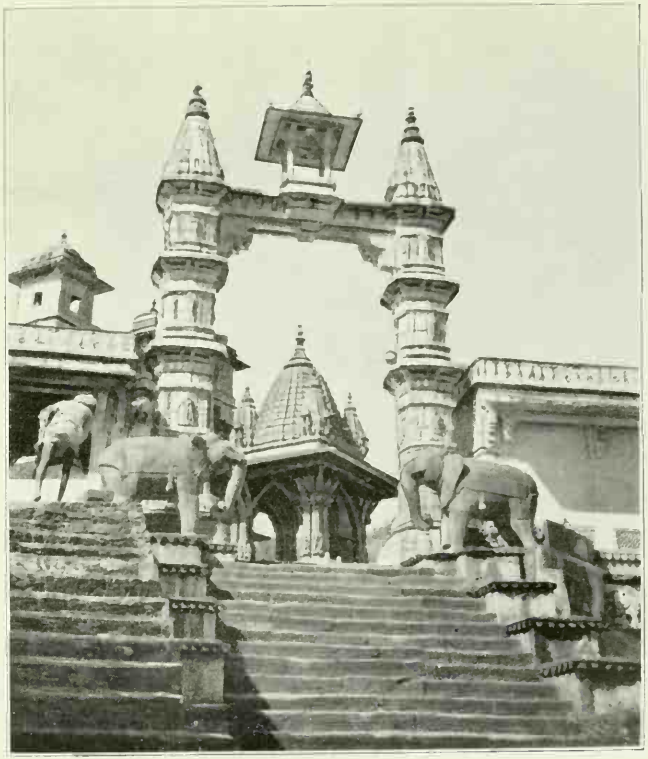
Kiepen auf dem Rücken vermittelst eines Tragbands, das um die Stirn gelegt ist. Diese kleinen untersetzten Menschen sind äußerst kräftig, und es wird erzählt, daß eine Bhutiafrau auf dem Rücken ein Klavier nach Darjeeling, einen Weg von 80 km Länge und über 2 000 m Steigung getragen hätte, bevor die Bahn eröffnet war! Bei diesem gewiß harten Leben sind die Leute aber ganz auffallend heiteren Temperaments, und das machte sie uns so anziehend, wenn ich auch zugeben muß, daß sie eigentlich alle ungewaschen und verlaust aussehen. Trifft man solch eine Gruppe am Wege sitzend, die Frauen gewöhnlich die Zigarette im Munde, so bieten sie einem sicher etwas zum Kauf an — Gebetsmühlen, Salbenfläschchen, schön bunt mit Türkisen und Rubinchen besetzt, oder bunte Stein- oder Glasketten. Nimmt man nichts, so lachen sie einen noch freundlich an. Auf dem Markt aber wimmeln die interessantesten Typen durcheinander. Da sitzen Lepschafrauen mit dem breiten Tuch über dem Kopf, über dem dunklen Wams ihr sehr apartes Schmuckstück, — über 150 Rupien kostet es, sagte man mir — eine Kette aus dicker brauner Wolle mit vielen breiten verzierten Goldringen bezogen. Auf der anden Seite hocken Bhutiafrauen mit dem dicken, buntgestreiften Rock und behängt mit bunten Steinketten und dem quadratischen Amulett, das reich mit Türkisen besetzt ist, mit goldenen Ohrgehängen, Stirnschmuck und Armreifen. Sicherlich tragen diese Frauen oft ihr ganzes Vermögen auf dem Leibe. Lamas mit spitzen Hüten, eine aus einem Menschenschädel gefertigte Almosenschale und eine merkwürdige kleine Trommel in der Hand, schieben sich durchs Gedränge, und plötzlich taucht ein ganz phantastisches Geschöpf auf mit wilder schwarzer Mähne und geschwärztem Gesicht und einer Menge Schmuck behangen. Wie gern hätte man da gefragt: „Woher kommst du der Fahrt? und wie dein Nam' und Art?" Ich konnte mich nicht sattsehen an all diesen farbenprächtigen Gestalten, all den glänzenden schwarzen Zöpfen und den bunten Waren. — Diese Bergbewohner trinken auch berauschende Getränke aus wunderschönen blanken Messingbechern, und während des Holifestes, der Frühlingsfeier, herrscht eine derartige Ausgelassenheit, daß wir zwei Tage lang den Bazar mieden. Allerdings vor allem, weil sie in diesen Tagen eine Unmenge von einem roten Pulver, zuweilen ist's auch eine Flüssigkeit, verspritzen. Aus jedem Fenster kann solch ein Guß auf einen niedergehen, und da man uns sagte, daß es gute deutsche Anilinfarbe sei, gingen wir ihr lieber aus dem Wege. Aber noch tagelang nachher traf man die Holimänner mit ganz roten Kleidern und rot begossenen Gesichtern und oft in sehr seliger Stimmung.

Udayagiri, Höhlen der Königin

S'rinagar, Moghulgarten Nishat Bagh



Amritsar, Goldner Tempel



Amber, Eingang zum Thakurji-Tempel

An einem Nebeltag betrachteten wir uns auch ein kleines buddhistisches Kloster, Bhutiabasti Gompa, das etwas unterhalb Darjeeling gelegen ist. Auf den ersten Blick wirkt der Tempel wie ein Bungalow mit etwas geschweiftem Dach, weil eine Art Veranda rings herumführt. In ihr stehen reihenweise große Gebetsmühlen, die der Lama mit einem Stoß in Bewegung setzt. Innen ist ein quadratischer Raum mit vielen Pfeilern. Gebetsfahnen hängen an den Wänden. Schöne tibetische Manuskripte liegen auf bunten Holzgestellen, und bunt bemalt sind hier die Decken, die Wände und die Pfeiler, alles fröhlich bunt. Im Hintergrund sitzen die vergoldeten Buddhastatuen, davor auf dem Opfertisch stehen bronzene Wassergefäße und kleine Ghilämpchen. Ein Lama blies uns die gewaltigen Tempelhörner, die wie Alpenhörner aussehen und hohl und geisterhaft klingen, und schlug die Tempeltrommeln und Gongs. Sehr freundlich und zutunlich waren diese Lamas. Draußen aber wehten wieder im Winde die Gebetsfähnchen von den Bambusstangen. Ein so völlig anderes Bild bietet solch ein Tempel als die buddhistischen Heiligtümer Ceylons, seine Priester aber haben den gleichen, sanften, in sich zufriedenen Ausdruck. Das Wohlwollen gegen alle Wesen, das ihre Lehre vorschreibt, schaut ihnen im Süden ebenso aus den großen schwarzen Augen, wie hier im hohen Norden aus den kleinen geschlitzten Äuglein.

Doch nun muß ich zurückgreifen und Euch von den Erlebnissen in und seit Kalkutta erzählen. Alles in allem sind wir fast fünf Wochen dort gewesen, wenn auch mit großen Unterbrechungen. Als Stadt liebe ich es nicht, ihm fehlt die herrliche Lage Bombays, das Meer ist hier noch viele Stunden entfernt. Dagegen hat es den großen Strom, den Hugli, auf dem die riesigen Ozeandampfer liegen und zahllose kleine Dampf- und Motorboote beständig hin- und herschießen. Aber von diesem amüsanten Treiben hat man nur etwas, wenn man auf dem Flusse fährt oder im kleinen Teerestaurant darüber sitzt, sonst ist's wie in Berlin an der Spree, die Ufer sind ganz zu gewerblichen Anlagen benutzt. Spazierengehen soll man auf dem Maidan, dem Stolz Kalkuttas. Dieser Stolz Kalkuttas besteht in weiten Grasflächen, über 3 km lang und $1^1/_2$ km breit, mit ganz vereinzelten Bäumen und zahlreichen Statuen, die aber vereinsamt in der weiten Natur sich zu langweilen scheinen. Gute Autostraßen durchschneiden den Maidan, und jedem Menschen steht es frei, über die verbrannten Flächen zu wandern, so viel es ihm beliebt. Mich machte diese Anlage immer etwas melancholisch. Herden von mageren Kühen weiden dort, aber zu weiden gibt's nicht mehr viel, und die Sonne brennt am Tage unerträglich heiß; am

Abend ist's auch nicht erquickend, und der Wind, der wohl darüber hinstreicht, bringt Staub und wieder Staub. Viel hübscher ist der kleine Edengarten mit einer phantastischen kleinen birmanischen Pagode. Dort gibt es Wasserläufe, Blumen und Palmen, und um Sonnenuntergang sind wir manchmal noch ein wenig dort spazieren gegangen. Ich verstehe nicht, warum man den Maidan nicht auch mit schönen Alleen oder Baumgruppen bepflanzt hat. Der Edengarten beweist ja, daß es möglich ist. Die Wochen in Kalkutta waren für Heinrich natürlich wieder sehr anstrengend, obgleich sie viel Interessantes brachten. Seine sechs Vorlesungen an der Universität waren wieder sehr gut besucht, und er wurde natürlich von unendlich vielen Menschen aufgesucht. Wohl sämtliche wissenschaftlichen Institute sind ihm vorgeführt worden, auch solche, die seinem Arbeitsgebiet reichlich fern lagen, wie z. B. die Nationale Technische Hochschule, in der er allerdings zu seiner Freude eine ganze Reihe junger, deutsch sprechender Professoren antraf; sie hatten alle einmal in Deutschland studiert. Bibliotheken und Sammlungen, wissenschaftliche Gesellschaften, haben wir in solcher Menge gesehen, daß uns oft abends der Kopf schwirrte. Es wurde ja überall viel Interessantes geboten, aber manchmal war einfach die physische Aufnahmefähigkeit zu Ende. Allein das sehr reichhaltige indische Museum erforderte öfteren Besuch. Gleich zu Anfang machten wir die Jahressitzung der Asiatic Society of Bengal mit, die uns in ihrem ganzen Verlauf an die Festsitzungen unserer Akademie der Wissenschaften erinnerte. Man sah dabei viele interessante Köpfe. Der abgehende Präsident, der einen Vortrag aus geologischem Gebiet hielt, war ein Engländer — der neue Präsident ist ein Inder.

Sehr viel Freundliches erfuhren wir durch den Professor der Archäologie Bh., der uns täglich in seinem Auto zu den Vorlesungen abholte und nachher noch spazieren fuhr. Wenn wir ihm gegenüber nur einen Wunsch äußerten, sofort wurde er erfüllt. In den ersten Tagen führte er uns einmal gegen Abend in das kleine Teerestaurant über dem Hugli. Mich entzückte der Blick auf den großen Strom und ich sagte ihm, es erinnere mich an das Restaurant neben dem Elbtunnel in Hamburg. Und fast jeden Abend schlug unser liebenswürdiger Freund nun vor: „Shall we go to Hamburg?" Er begleitete uns auch bei einem Ausflug nach dem botanischen Garten, den man mit einem kleinen Dampfer Hugli-aufwärts unternimmt. Der Garten ist prachtvoll am Hugli gelegen und riesengroß, seine Gewächshäuser und Palmenalleen sind wundervoll. Kein Wunder, daß täglich Scharen von Menschen dort hinausziehen, um auf den weiten Rasenflächen unter den alten Bäumen

zu lagern und auszuruhen von der lauten, heißen Stadt. Allein unter dem großen Banyan-Baum, dem größten der Welt, könnte wohl eine kleine Stadt Platz finden. Von weitem wirkt er wie ein grüner Hügel, beim Näherkommen enttäuscht er insofern, als man ihm den eigentlichen Stamm aus der Mitte entfernen mußte; die Luftwurzeln bilden nun sein eigentliches Gerüst.

Einen Vormittag gingen wir auch das berühmte Kalighat zu sehen. Kali ist eine Form der Göttin Parvati, der Gattin S'ivas, und zwar wird sie als grausame Todesgöttin aufgefaßt, und ihr werden noch heute blutige Opfer gebracht. Es ist so viel über das Grausige des Kalikults — auch in seiner heutigen Gestalt — geschrieben worden, doch ich muß sagen, daß wir nicht den abstoßenden Eindruck hatten, den ich fürchtete. Winklig und schmutzig ist hier der ganze Umkreis des Tempels; der Bazar, der ihn umgibt, enthält zahllose Dinge, die für den Kalikult gebraucht werden, vor allem aber Statuen der Göttin in jeder Größe. Sie wird in rasendem Siegesrausch dargestellt, eine lange Zunge hängt ihr zum Halse heraus, in den erhobenen vier Händen schwingt sie Kriegsgeräte und ihre Füße zertreten den besiegten feindlichen Dämon. Bettler und Asketen sitzen in langer Reihe in den Gassen, und überall sind die Ziegenlämmchen angebunden, die für das Opfer gekauft werden. Am Ufer des Flußarmes, der hier als Ganges gilt, sind buntbemalte Pilger-Rasthäuser neben den Ghats, den Treppen, auf denen die Frommen stehen, die, bevor sie ihr Opfer darbringen, sich im heiligen Flusse reinigen; auch die Opfertiere werden hier zuvor gebadet.

Ein Opfer selber sahen wir im Tempelhof. Zwei weiße kleine Ziegen wurden mit den Köpfen in einen gegabelten Holzstock gesteckt, und mit einem Hieb des schwertartigen Messers trennte der Karmakara die beiden Köpfe vom Rumpfe. Das Fleisch wird dann gekocht und an die Armen verteilt. Eine aufgeregte Menge, die, im Blute stehend, das Opfer bejubelt, haben wir nicht gesehen. Das Ganze ging sehr schnell vor sich und wiederholt sich natürlich so oft, wie ein Frommer ein Lämmchen zum Opfer bringt. Dieser Kult ist ein letzter Rest uralter Götterverehrung; dem Empfinden des Hindu, dem es sonst Pflicht ist, alles Leben zu schonen, müßten diese blutigen Opfer ja eigentlich als etwas Unerhörtes erscheinen. Hier trifft man wieder auf einen der Widersprüche in der Seele des Inders, die einem ja auch sonst noch des öfteren begegnen.

Es waren an diesem Morgen keine Pilgerzüge im Tempel, die wahrscheinlich das ganze Bild wesentlich verändert hätten, nur ein einzelner

Pilger warf Kupfermünzen unter das Volk und wurde von den Bettlern mit viel Geschrei umringt.

Kali aber ist außer der Todesgöttin auch Göttin der Fruchtbarkeit. Überall sind Opfergegenstände zu kaufen, die kinderlose Frauen darbringen sollen. An einem kahlen Baume hängen zahllose kleine Steine an Stricken. Die Frauen sammeln sie am Gangesufer auf und hängen sie an die Zweige. Hat der Zauber dann gewirkt, und ist das Kind da, so bringen sie ein Haarbüschel des Neugeborenen und binden es dort an. Unzählige kleine Schreine stehen überall herum, aus denen das mit Vermillon feurig rot bemalte Götterbild leuchtet.

Sehr eindrucksvoll für unser Empfinden aber ist die dicht dabei gelegene Verbrennungsstätte. Hier werden die Leichen in flache Gruben gebettet und das Holz wird darüber geschichtet, nur die Füße ragen heraus; am Munde wird die Flamme entzündet. Neben einer offenen Grube lag die Leiche eines Kindes, die Mutter saß ganz still und versunken daneben und wandte keinen Blick von dem starren kleinen Körper, während der Vater unbewegter dastand und nach dem Holze aussah. In anderen Gruben schwelte das Feuer noch. Ein merkwürdiger Glaube besteht, daß der Nabel des Toten als Sitz des Lebens nicht mitverbrenne. Es wird behauptet, daß er mit den übrigen letzten Knochen in die Ganga geworfen würde.

Sehr schön waren nächtliche Autofahrten,, zu denen uns ein deutscher Kaufmann in seinem Wagen öfters abholte. In seinem gastfreien Hause verlebten wir sehr gemütliche Abende, und wir lernten dort auch die kleine deutsche Kolonie kennen. Seit kurzem hat sie wieder ein eigenes Klubhaus und hält, da die englischen Klubs den Deutschen noch verschlossen sind, natürlich unter sich fest zusammen. Eine junge Wienerin, die an der Kalkuttaer Universität kunsthistorische Vorlesungen hält, war uns auch ein sehr angenehmer, anregender Verkehr. Mit ihr und unserem archäologischen Freunde haben wir oft sehr heiter in dem Restaurant Firpo, dem besten Kalkuttas, wo es zu jeder Mahlzeit Hummer, mein Lieblingsgericht, gibt, gefrühstückt.

Hier in Kalkutta habe ich bei Besuchen und geselligen Veranstaltungen in indischen Familien auch manches über die Stellung der Hindufrauen von heute erfahren. Natürlich befinden auch sie sich, wie fast das ganze moderne Indien, im Zustand eines schnellen Wandels. Viele der jüngeren Mädchen besuchen die höheren Schulen und studieren. Unter ihnen trifft man eine ganze Menge, die mit dem Wissen, das sie sich erworben haben, auch freier im Auftreten geworden sind. Die Studentinnen sitzen im selben Auditorium mit den Studenten, allerdings von ih-

nen abgesondert und bis jetzt erst ein kleines Häuflein. Auch würden sie nicht, wie bei uns, auf der Straße miteinander gehen. Aber der Unterschied von der Hindufrau der vorigen Generation, die noch streng im Purdah lebte, ist doch bedeutend. Ein Herr lud uns zum Tee in sein Haus; er selber war völlig europäisch gebildet und weit in der Welt herumgekommen. Die Frau erschien auch, ein reizendes, noch junges Geschöpf, in wunderbare Gewänder gekleidet, mit herrlichem Schmuck behängt, auf der Stirn ihr rotes Kleckschen und auf dem Scheitel den roten Strich, das Zeichen des Verheiratetseins, aber auch jede ihrer zierlichen Fingerspitzen und Zehen waren feuerrot bemalt. Dies zarte Wesen war so verschüchtert, daß sie am ganzen Leibe zitterte und ihr die Stimme brach, als sie mir auf eine Frage antworten wollte. Sie wagte Heinrich kaum anzusehen und ihre Händchen waren eiskalt vor Aufregung. Es war ihr etwas völlig Ungewohntes und sicher sehr Peinliches, vor fremden Männern zu erscheinen. Ihre fünfzehnjährige Tochter dagegen war ganz ungezwungen und zutraulich. Sie besuchte die höhere Schule, malte und zeigte eine Menge ihrer Bilder, die an den Wänden hingen.

Bei einem großen Tee, an dem eine ganze Reihe der führenden indischen Politiker teilnahmen, und auf dem viele interessante Köpfe zu sehen waren, tranken den Tee im gleichen Raum mit den Männern nur drei Frauen, die sich auch bald in das Nebenzimmer zurückzogen. Dort waren noch etwa zwanzig andere Damen — unter ihnen die Hausfrau — versammelt, die es nicht gewohnt waren, sich unter die Männer zu mischen. Eine interessante Persönlichkeit lernte ich dort kennen, eine Frau von etwa 50 Jahren, Leiterin eines Instituts zur Hebung und Bildung der Hinduwitwen. Sie war sehr klug, energisch und frei in ihrem Auftreten und ist sicher ein Segen für ihre armen Schwestern. Sie lehren dort praktische und wissenschaftliche Dinge, ähnlich wie im Seva Sadan Institut in Poona. Diese Frau war selber eine Kinderwitwe gewesen. Als sie fünf Jahr alt war, starb der ihr angetraute Gatte; so hatte sie das ganze Elend dieser Klasse von Frauen an sich selbst erfahren. Man erzählte mir nachher, daß sie selbst vor drei Jahren zum Christentum übergetreten sei. Ganz merkwürdig ist es ja, daß noch stets die Bemühungen Aufgeklärter, das Wiederverheiraten der Hinduwitwen zu ermöglichen, gescheitert sind.

Im Hause eines indischen Professors, den wir von Berlin her kannten und der eine Österreicherin zur Frau hat, trafen wir auch mit Anhängern des Brahmasamaj, einer hinduistischen Reformgemeinde, zusammen. Unter diesen herrscht ein aufgeklärter, fortschrittlicher Geist. Ihre Religion ist monotheistisch, sie verwerfen die Kinderehe, und ihre

Frauen sind aus dem Purdah, der völligen Abgeschlossenheit, herausgetreten.

Aus allen diesen Beispielen könnt Ihr schon sehen, wie verschiedenartig die Stellung der Hindufrau heutzutage ist. In abgelegenen Orten wird man den strengen Purdah wahrscheinlich noch viel häufiger antreffen, aber immerhin, da einmal der Anfang gemacht ist, ihn zu durchbrechen, so wird sich die Entwicklung zur völligen Freiheit der indischen Frau auch nicht mehr aufhalten lassen. Viele Schwierigkeiten, die heute noch den studierenden Frauen in Indien so häufig begegnen, werden verschwinden, sobald die freie, selbständige Frau keine Ausnahmeerscheinung mehr ist. Wie lange liegt es denn schließlich zurück, daß die ersten berufstätigen Frauen bei uns in den Wettbewerb mit den Männern traten? Und wie schwer haben es schließlich auch diese Pionierinnen gehabt! Auch die indischen Männer müssen sich natürlich erst in die neuen Verhältnisse den Frauen gegenüber finden. Es gibt heute auch unter den gebildeten Hindus eine ganze Menge, die schon die Berührung einer fremden Frau als etwas Ungehöriges empfinden. Darum schaue ich mir jeden erst einmal genauer an, ob es ihm vielleicht auch sehr peinlich sein könnte, wenn ich ihm nach europäischer Weise harmlos die Hand reiche.

Als die Vorlesungen in Kalkutta zu Ende waren, gingen wir für fünf Tage zur Erholung in das Seebad von Puri, das man in zwölf Stunden Bahnfahrt erreicht. Es war ganz herrlich, heiß allerdings, aber die Luft war köstlich rein. Der Gegensatz zu Kalkutta war darin besonders groß. Dort ist fast immer ein heißer Staubwind, in dem alle Bazillen der großen Stadt umherwirbeln. — Puri hat ein reizendes kleines Hotel, das dicht am Strande liegt, so daß man früh vor acht Uhr oder nachmittags nach vier Uhr vom Zimmer aus im Badeanzug und spitzen Strohhut ins Meer laufen konnte. Der Wellenschlag war mächtig, darum mußte man etwas vorsichtig sein. An Schwimmen war nicht zu denken. Einmal warf mich eine Welle um, und ich kam nur schwer wieder auf die Beine und hatte wohl einen halben Eimer des übel salzigen Meerwassers geschluckt!

Zwei Tage benutzten wir zu Autotouren. Einmal fuhren wir nach Konarak, den berühmten schwarzen Hindutempel zu sehen. Er liegt im Sande der Küste und ist zum Teil verfallen, aber ein großartiges Bauwerk, über und über bedeckt mit Skulpturen, die wunderschön sind, aber fast nur Liebesszenen in überaus drastischer Form darstellen. Warum derartige Darstellungen gerade an einem Tempel des Sonnengottes angebracht sind, bleibt uns und wohl den meisten Menschen ein Rätsel.

Der ganze Tempel war als Wagen gedacht, mit riesigen Rädern, von sieben Steinrossen gezogen. Drum herum stehen auch noch wundervolle steinerne Pferde und Elefanten. Reste von herrlichen Hallen sind noch vorhanden, aber das Schönste für meinen Geschmack ist das Dach des Tempels, das in drei Etagen sich verjüngend aufsteigt, und so trotz des schweren dunklen Steins einen leichten, zierlichen Eindruck macht. Der ganze Tempelbezirk liegt in tiefer Einsamkeit da. Das Auto fährt vier Stunden von Puri, wovon zwei über Wege dritter Ordnung, d. h. durch Flüsse und Gräben und über holperigste Ackerwege führen. Schließlich muß man dann eine halbe Stunde, natürlich grad in der Mittagshitze, durch tiefen Sand waten. Ein nackter Kuli, arg mit Elephantiasis behaftet, trug auf dem Kopfe das Tiffin, sonst weit und breit kein Mensch. Dies Tiffin verspeisten wir nachher auf der Veranda des kleinen Dak Bungalow während der ärgsten Hitze und saßen dann noch ruhend angesichts des Tempels unter einem uralten Mangobaum. Was den Tempel einst zum Zusammenstürzen gebracht hat, weiß niemand mehr, an Erdbeben ist im Dünensande nicht zu denken. Aber auch in Trümmern ist er noch herrlich! — Die andere Tour ging nach Bhuvanes'vara, wo eine Menge der schönsten Tempel im sogenannten Orissa-Stil nahe beieinander liegen. Dieser Stil ist ganz eigenartig. Ein bienenkorbartiger Schrein, vertikal gegliedert, ziemlich hoch und als Bekrönung eine flache Scheibe mit knopfartigem oder spitzem Aufsatz. Die Vorhalle ist quadratisch, niedriger, das Dach steigt treppenförmig an. Darauf sind springende Löwen als Verzierung angebracht. Der Unterbau ist mit Reliefarbeit reich geschmückt, ebenso die freistehenden Tore. Der Gesamteindruck ist höchst anziehend, der Stein hat einen warmen gelben Ton. An diesen Tempeln sind die Figuren oft von überraschend edlen Formen. Wir sahen wohl acht solcher meist kleinerer Tempel, die im weiten Umkreis um den Ort verstreut sind. Der größte, im Orte selber, wird noch benutzt, darf also von Nicht-Hindus nicht betreten werden. Sehr amüsant war auf dieser Tour, daß gerade ein mangala-divasa war, ein glückbringender Tag, an dem wohl 50 Hochzeiten stattfanden. Wir begegneten vielen festlichen Zügen. Voran geht Musik, dann folgt die geschmückte Sänfte, in der das Paar sitzt, meistens waren es reine Kinder. Wir fuhren noch zu den Höhlentempeln von Udayagiri und Khandagiri. Sie gehören mit zu den ältesten, liegen sehr malerisch im Dschungel an der Felswand aufsteigend. Für Heinrich sind sie besonders wichtig, da er die Inschriften herauszugeben hat, und nun war es ein eigenes Gefühl, diesen Dingen, die ihm schon viel Kopfzerbrechen gemacht haben, leibhaftig gegenüber zu stehen. Insofern war es diesmal nicht nur

Kunstgenuß, sondern auch Epigraphisten-Wonne! Gesteigert wurde diese aber noch am Schluß des Tages. Einige Meilen von Bhuvanes'vara liegt Dhauli, wo eins der Felsenedikte des As'oka (das sind nämlich die ältesten und wichtigsten Inschriften, meine Lieben! 250 v. Chr.!) eingegraben ist. Natürlich war es ein Herzenswunsch meines Gebieters, dies Edikt, das er herausgegeben hat, mit eigenen Augen zu sehen. Der Fahrer weigerte sich aber, hinzufahren, der Weg sei zu schlecht. Ein Ochsenwagen war nicht aufzutreiben. So machten wir uns unter Führung eines halbnackten Brahmanen, von unserem Boy begleitet, zu Fuß dahin auf. Heiß war's und sonnig noch um 4 Uhr nachmittags. Es ging auf Feldwegen über Sturzäcker und die Meilen dehnten sich. Nur der Gedanke, daß das Weib eines Epigraphisten um jeden alten beschriebenen Stein, den es sieht, sich ein kolossales Punya erwirbt, hielt mich bei Laune und Kräften. Aber ich dachte Euch alle der Reihe nach durch und erwog, wer mir das wohl nachmachen würde, und kam zum Schluß: keiner und keine, und das war auch ein erhebendes Bewußtsein! — Nun, schließlich war auch das geschafft, die Inschrift stand in aller Herrlichkeit da, oben auf dem Felsen ein halber Steinelefant aus As'okas Zeit, und wir saßen alle mit hängender Zunge darum herum und staunten. Nachher sagte der Brahmane, er habe gräßlichen Hunger, der Boy hockte völlig erschöpft wie ein Häufchen Unglück auf einem Stein, und uns beiden erschien die Vision eines Literkruges Hofbräu mitten in indischer Felsöde! — Wir sind dann wirklich noch zurückgekommen und nicht unterwegs verdurstet, sonst schriebe ich ja diesen Brief nicht. Aber das ist das Üble an solch einem Marsch in Indien, man kann nichts zu trinken kriegen, weil Wasser und Milch gleich gefährlich sind, und weiter gibt's nichts.

Um Puri herum ist die Landschaft entzückend, überall sind grüne Reisfelder und Palmenwälder, es ist eine Wonne, dies viele Grün! Und überall tummeln sich Affenherden, überall stehen Kraniche und Reiher in den Teichen, auch Flamingos entdeckten wir einmal. Aber ohne Schattenseiten ist auch dieses paradiesische Land nicht, nirgends sahen wir so entsetzlich viel und so grausige Elephantiasis wie hier. Im Ort selber ist ein besonders heiliger Hindutempel, der berühmte Jagannath-Tempel, den man aber nur vom Dach eines gegenüberliegenden Hauses ein wenig betrachten kann. In Südindien war man viel toleranter. In Madura und Trichinopoly usw. durfte man stets in den Tempel, nur der innerste Raum blieb dem Fremden verschlossen. Aber das Leben in den Straßen ist hier riesig interessant. Die Fülle der heiligen Kühe und Stiere, die frei herumspazieren und sich ruhig gerade vor

eine Haustür oder vor einen Laden legen, ist etwas zu arg, besonders da man sie nicht barmherzig zu ihrer Zeit ins Jenseits befördert, sondern sie langsam an allen Alters- und anderen Gebresten eingehen läßt. Es ist eine gräßliche Kollektion alter Jammergestalten! Hier sitzen Asketen aller Art in den Straßen, mit Asche beschmiert, mit mächtigen Haarschöpfen, nackt und regungslos. Einer hatte vier Feuer um sich herum brennen, das fünfte war die Sonne von oben; ein anderer saß auf spitzen Nägeln, und was derart verdienstliche Werke mehr sind! Auf riesigen Wagen, von Tausenden gezogen, fahren die Gläubigen den Gott zur Sommerszeit in sein Landhaus, eine breite lange Straße entlang. Dann wird er feierlich im Meer gebadet, worauf er 14 Tage lang Fieber bekommt und unsichtbar ist! In dieser Zeit wird er neu bemalt! — Er wird ganz wie ein Mensch behandelt; geweckt, gekleidet, gespeist und hat seine Diener und Tänzerinnen, die ihn unterhalten. Man muß einmal im Lande selbst gewesen sein, um eine Vorstellung zu bekommen, wie lebendig der alte Glaube, die alten Bräuche noch heute sind. Gerade in der Weise lernen wir ungeheuer viel und täglich hier.

Nach den kurzen fünf Puri-Tagen kehrten wir für einen Tag nach Kalkutta zurück und besuchten dann über den Sonntag Rabindranath Tagore in S'antiniketan. Man fährt in fünf Stunden hin. In stockdunkler Nacht kamen wir auf der kleinen Station an, wo einige freundliche indische Herren uns in Empfang nahmen und uns in einen Autobus verluden. Kaum fuhren wir los, so quälten sie Heinrich schon um eine Vorlesung am nächsten Tag! Nach 20 Minuten kamen wir in eine Art Park und hielten vor einem Hause, in dessen Tür Prof. L. aus Prag, dessen Bekanntschaft wir schon in Bombay gemacht hatten, mit einer Stallaterne in der Hand stand, uns zu begrüßen. Wir bekamen noch ein vegetarisches Mahl vorgesetzt, bei dem der Verwalter des Gästehauses würdevoll neben uns stand und uns unterhielt. Er war ganz nach Rabindranath zurechtgemacht, was mir viel Vergnügen bereitete, und mich an den Diener des kunsthistorischen Seminars in Berlin erinnerte, der Wölfflin alle Eigentümlichkeiten abgeguckt hatte! Nachher geleitete man uns mit einer Laterne in unser kleines Gemach im 1. Stock, das puritanisch einfach möbliert war, nebenan war ein primitiver Waschraum; Beleuchtung — Laterne! Kaum waren wir allein, so ging vor unserer Tür, die nach außen führte, ein Knurren und Fauchen los, daß es uns ganz an den Panther von Mysore erinnerte. Unten schlugen wütend die Hunde an, und es war ein Höllenspektakel. Nun sind wir auch in der Beziehung allmählich abgebrüht. Wir sahen also erst einmal nur nach,

ob unsere Türen geschlossen waren. Das wilde Biest saß augenscheinlich auf der Treppe, die vom Garten zum Waschraum führte. Die Tür war nicht zu verschließen, die Fensterscheiben alle entzwei. So verbarrikadierten wir notdürftig die Zwischentür. Da mein Bett aber direkt vor der Verandatür stand und ich keine Lust hatte, „Es" plötzlich darin zu haben, untersuchten wir hier den Verschluß. Überhaupt nicht vorhanden — nur zwei Ringe, durch die man wohl ein Vorhängeschloß hätte ziehen können; aber wer hat das gerade in der Tasche? Die Stöcke waren unten geblieben, so nahm ich meinen Seidenstrumpf, band die Ringe zusammen und legte mich ganz fidel schlafen, ob es auch noch ein Weilchen draußen fauchte! Heinrich aber, der eine völlig ungehörige Kuhle in seinem Bett vorfand, brauchte noch einige Zeit, bis er seinen Körper in diese Formen hineingepaßt hatte. Am nächsten Morgen genossen wir dann die Idylle mehr, sahen mit Entzücken auf die alten Mangobäume vor unseren Fenstern, saßen mit dem Ehepaar v. E., Anthropologen aus München, die für länger hier hausten, auf der Terrasse, zogen dann mit dem Principal des College und einem Sanskritgelehrten herum und besichtigten die Institute. Das Ganze ist keine eigentliche Universität in unserem Sinne. Es ist eine Mischung von Landerziehungsheim für indische Kinder und Hochschule, an der gelehrte Pandits wirken. Die Künste werden sehr gepflegt. In der Musikschule saßen ein paar hübsche junge Mädchen am Boden und spielten auf Zupfinstrumenten. Nebenan lernte eine singen. Auch alte Tänze werden gelehrt. In der Bibliothek trafen wir dann den „Poet", wie er hier genannt wird, und ich muß sagen, er war reizend, so schlicht und liebenswürdig, sah so würdevoll und schön aus in seinem weißen Gewand, daß die Stunden mit ihm wirklich ein Genuß waren. Oben auf der Terrasse läßt er die Wände von seinen Zöglingen mit Fresken bemalen, und zwar in allen Stilarten; japanisch, chinesisch, persisch, ägyptisch war schon vertreten. Sehr eigenartig wirkte es, daß Hieroglyphen in Bengalischrift nachgeahmt waren; es sah merkwürdig echt und gut aus. Augenblicklich malten drei Jünglinge gerade ein Fresko im Moghulstil, kletterten auf Leitern herum, und die Sache ging jedenfalls sehr flink. Unten hockten ein paar Kulis und rieben und mischten die Farben. Dann zeigte uns Tagore das kleine, etwas zufällige Museum und seine große, 35 000 Bände umfassende, meist durch Geschenke zusammengekommene Bibliothek. Über alldem verging der Morgen schnell. Zum Lunch waren wir mit E.'s beim Dichter eingeladen. Das war wieder ganz entzückend! Er hat einen so großen Charme und ist eine richtige Künstlernatur, auch in seiner Unter-

haltung ein wahrer Dichter. Er selber legt allerdings noch mehr Wert auf seine Gesangskunst, die wir vor Jahren ja auch in Berlin genossen, ohne aber wirklich Verständnis dafür aufbringen zu können. Man muß wohl viele Jahre in Indien leben, ehe man sich in den Geist indischer Musik hineinfinden und sie schön finden kann. Nach Tisch ging's dann zur Vorlesung unter einem großen Mangobaum. Das war nun das reine Gedicht; nicht das, was Heinrich sagte, sondern die ganze Situation. Bunte Teppiche lagen auf der Erde. Darauf eine silberne Lota mit einer großen weißen Blume, eine Schale mit Sandelpaste und schöne bunte Blumenkränze. Davor stand ein mit Teppichen belegter bankartiger Kasten, auf dem Tagore und ich uns niederließen. Rings im Kreise hockten auf der Erde die Schüler und Lehrer, abgesondert die Mädchen und Frauen der Siedlung. Heinrich stand als Einziger. Ein junges Mädchen trat nun vor, bekränzte uns und tupfte uns mit der Blume die Sandelpaste auf die Stirn. Sie ist erquickend kühl und fühlt sich an, wie feuchter Lehm, sieht auch so aus. Dann hielt Heinrich seine Vorlesung vor sehr aufmerksamem Publikum. Wir tranken dann noch in fliegender Eile Tee bei L. in seinem winzigen Häuschen und nahmen sehr herzlich Abschied von dem Dichter und all den Übrigen. Es war wirklich ein hübscher Tag, und wir werden ihn als etwas ganz Besonderes immer in der Erinnerung behalten. Anstrengend war er allerdings, da wir nicht einen Moment des Tages für uns waren.

Am nächsten Abend ging's schon wieder weiter auf der Bahn nach Dacca. Die ganze Nacht durch fährt man in nordöstlicher Richtung. Frühmorgens bestiegen wir das Schiff und fuhren einige Stunden den Ganges hinunter, um dann in den Brahmaputra einzubiegen, den man aufwärts fährt bis kurz vor Dacca, wo es noch wieder für $^1/_2$ Stunde in ein Bähnchen geht. Diese Wasserfahrt war entzückend und wir hätten sie gern drei Tage und länger genossen. Der Strom ist mächtig breit, belebt von vielen malerischen Segel- und Ruderbooten. Die Ufer sind oft mit Palmenwäldern bestanden, jede Anlegestelle mit ihrem bunten Gewimmel ist höchst amüsant und malerisch. Und das Wasserreisen ist so beruhigend und erholend. Aber leider war es schon nach sechs Stunden vorbei und die drei Tage, die nun in Dacca folgten, vergingen wieder wie im Wirbelwind.

Wir wohnten diesmal im Hause eines indischen Gelehrten, da Dacca kein Hotel besitzt. Der Stil des Hauses war ganz englisch. Wir wurden auf das liebenswürdigste aufgenommen und es wurden uns zu Ehren fast zu jeder Mahlzeit Gäste eingeladen. Der Professor selber hatte in

England und Deutschland studiert, seine Frau und das hübsche 14jährige Töchterchen kannten aber Europa noch nicht. Heinrich hielt in Dacca drei Vorlesungen. Die Universitätsgebäude sind hier besonders stattlich, was daher kommt, daß sie ursprünglich als Regierungsgebäude aufgeführt wurden, als Dacca Hauptstadt von Ostbengalen war. Mit dem Verschwinden dieser kurzen Herrlichkeit wurden alle diese großen, weißen Gebäude frei und nun der Universität zur Verfügung gestellt. Dacca liegt in heißer, sonnverbrannter Ebene, und wenn wir bei unseren Besichtigungen all der verschiedenen Institute, Laboratorien, Bibliotheken und Colleges aus den kühlen, luftigen Hallen heraus in den glühenden Sonnenbrand traten, konnten wir uns schon eine Vorstellung von dem richtigen indischen Sommer machen. Der unermüdliche Inder selbst empfindet es wohl nicht so, aber nachmittags zwischen 2 und 4 Uhr ließ unsere Aufnahmefähigkeit entschieden nach. Da war es uns sehr willkommen, daß es um 4 Uhr stets bei einem der Professoren einen Tee im Garten gab, immer eine große Gesellschaft, bei der die Damen zugegen waren. Natürlich saßen wir abgetrennt von den Herren, aber die Dame des Hauses empfing hier wie bei uns ihre Gäste. Viele der Frauen sprachen Englisch, einige waren in England gewesen, und sie waren im allgemeinen freier im Verkehr als in Kalkutta. Ein paar recht hübsche junge Mädchen waren auch darunter, eine junge Studentin besonders war ganz reizend, klug und lebhaft und für meinen Geschmack sehr hübsch. Sie wünschte sehr nach Deutschland zum Studieren zu kommen. Alle trugen indische Tracht. Bei dieser Gelegenheit lernten wir ein junges italienisches Ehepaar näher kennen. Er ist Professor in Rom und hält sich studienhalber schon seit $^3/_4$ Jahren in Dacca auf. Wir waren einen Abend bei dem liebenswürdigen Paar zu Gast und hoffen, ihnen in Kashmir noch wieder zu begegnen. Eins aber machte den Aufenthalt in Dacca zur Qual — die Moskitos! So etwas haben wir noch nirgends erlebt. Wenn man irgend etwas im Zimmer hoch hob, stoben Schwärme in die Höhe. Sogar im Moskitonetz mußte ich jeden Abend eine förmliche Jagd anstellen, um erst alle die Plagegeister zu erlegen. Am letzten Tag überreichten uns die Studenten eine schöne Adresse auf Seide gedruckt in einer wundervollen Daccamuschel. Die Muschelschnitzerei ist eine besondere Industrie von Dacca, die Muscheln selber werden von Ceylon importiert. Auch diese inhaltsreichen Tage gingen zu Ende, die Abfahrt auf dem Bahnhof gestaltete sich zur förmlichen Ovation, soviel Blumen und Kränze gab's noch nie. Von all der Liebe ganz überwältigt fuhren wir schließlich den Brahmaputra wieder hinunter, und ich warf nach indischer Weise

beim Einlaufen in den heiligen Ganges die Blumen und Kränze hinein, damit sie ein würdiges Ende fänden! So todmüde waren wir aber, daß wir erst aufwachten, als uns der Höllenlärm des Kalkuttaer Bahnhofs wieder umfing! Wir blieben dann nur den Tag über in Kalkutta, ich packte — zum wievielten Male? — die Koffer um, da ich alle Wintersachen brauchte, und abends $^1/_2$9 Uhr legten wir uns wieder in dem Darjeelinger Zug zur Ruhe. Könnt Ihr verstehen, daß uns nun einmal eine Erholungswoche ohne Menschen eine Wonne ist?

Lahore, 8. April 1928.

Ostersonntag-Nachmittag, so heiß, wie ich noch keinen zuvor erlebte! Denn mag die Sonne noch so frühlingswarm heut' auf Berlin herabgeschienen haben, so hat sie doch nur den ersten grünen Schleier über die Bäume des Tiergartens gehängt und im Rosengarten blühen höchstens Tulpen und gelbe Osterblumen und frühe Azaleen, während bei uns in Nord-Indien die Rosen eine wunderbare Farbenpracht entfalten und mit ihrem süßen Duft die Luft erfüllen. Mir scheint Lahore die wahre Rosenstadt zu sein. Verschwenderisch blühen sie in den schönen Gärten um uns, und unter Rosen liegen und sitzen und wandeln all' die fleißigen Studenten, die sich gerade für ihr Examen vorbereiten. Unter all' den schönen Städten, die wir in den letzten Wochen gesehen haben, ist Lahore die einzige, in der ich wohl leben möchte. Die Luft ist trotz sommerlicher Hitze angenehm, des Abends stets erfrischend kühl und auch am Vormittag, wenn die Sonne steil ihre glühenden Strahlen herniederschießt, finden wir es noch erträglich. Es ist eine absolut trockene Hitze. Außerdem hat Lahore ein sehr schönes Cantonment, wo die hübschen kleinen Bungalows verstekt in schönen grünen Gärten liegen und es viele öffentliche Parks gibt mit erquickendem Schatten und Teichen. Doch ich will nicht zuviel schon von Lahore berichten, sondern Euch erst einmal erzählen, was wir seit Darjeeling alles erlebt und gesehen haben. Es war wiederum eine Steigerung, denn nun sind wir so recht eigentlich in das Gebiet der Moghulherrscher und der wundervollen mohammedanischen Kunst hineingekommen, und diese Herrlichkeiten werden uns nun begleiten, solange wir noch auf indischem Boden sind.

Wir kamen damals von Darjeeling herunter nach Kalkutta in eine gehörige Hitze — gleich äußerlich war das zu sehen. Die Verkehrspolizisten trugen alle große weiße, schwarz gefütterte Sonnenschirme,

die auf der Brust in einer Hülse befestigt sind, und nötig war das auch wahrhaftig. Meine Besorgungsgänge, die immer tapfer zu Fuß begannen, endeten stets im Auto; den Maidan mied ich am Tage gänzlich. Schon am frühen Morgen schlich man im Schatten der Häuser dahin, wenn einen nicht gelegentlich ein unwahrscheinlich großer Stier, der sich gerade vor dem Eingang des größten Warenhauses niedergelegt hatte, zum Ausweichen zwang. Zu merkwürdig wirkt es überhaupt, wenn so mitten im Getriebe, wo vielleicht 50 Autos vor einem großen Geschäftshaus auf ihre Herren warten, diese großen freigelassenen Stiere sich Abfälle suchen oder sich wiederkäuend niederlassen. Denn Ihr müßt Euch Kalkutta immer als riesige Stadt mit gewaltigem Verkehr vorstellen. Die Huglibrücke, allerdings auf viele Meilen die einzige Brücke, ist stets bedeckt von einem dichten Gewimmel von Menschen, Tieren, elektrischen Bahnen, Autos und Wagen und dröhnt von dem Lärm dieses unendlich geschäftigen tosenden Lebens. Ich habe sie nie, weder bei Tage noch bei Nacht, einigermaßen still gesehen. Und ebenso betäubend ist der dicht bei ihr liegende Kalkuttaer Bahnhof. Lärm, Geschrei, Gedränge der anderen indischen Bahnhöfe sind hier verhundertfacht! Kommt man gar abends an, so ist der Eindruck ganz überwältigend. In der riesigen Halle liegen die Menschen kreuz und quer und schlafen, ganze Familien beieinander, und überall dazwischen sind die blutroten Spuren des verspuckten Betels zu sehen. Man windet sich durch alle diese Gruppen hindurch, neue Scharen speit ein eben angekommener Zug aus, aber trotz Geschrei, Gepfeif und Gekrach — die Schläfer schlafen ruhig weiter.

Doch nun soll's wirklich genug sein von Kalkutta, Ihr denkt sonst: „kommt sie denn nie weiter?"

Wir fuhren also endlich am 14. März nach Patna, dem alten Pataliputra. Von der alten As'okastadt ist nicht mehr allzuviel zu sehen, größtenteils liegen die Ruinen jetzt in Wasser und Sümpfen. Wir betrachteten sie unter archäologischer Führung sehr gründlich, und ich lernte neben manchem andern dort, woher die Millionen Moskitos kamen, die uns bei Tag und Nacht quälten. Wir wohnten in Patna bei Engländern und fanden eine sehr freundliche Aufnahme. In jeder freien Stunde aber bemächtigte sich unserer ein liebenswürdiger indischer Gelehrter, der sich seit zehn Jahren intensiv mit der Hathigumpha-Inschrift befaßt und nun Heinrichs Weisheit für die schwierigsten Stellen zu hören wünschte. Wenn Heinrich seine Lesungen bezweifelte, so wandte er sich an mich und suchte mich zu überzeugen, oder rief mich gar als Autorität an, was mich sehr verblüffte und ehrte! Zum Diner hatten

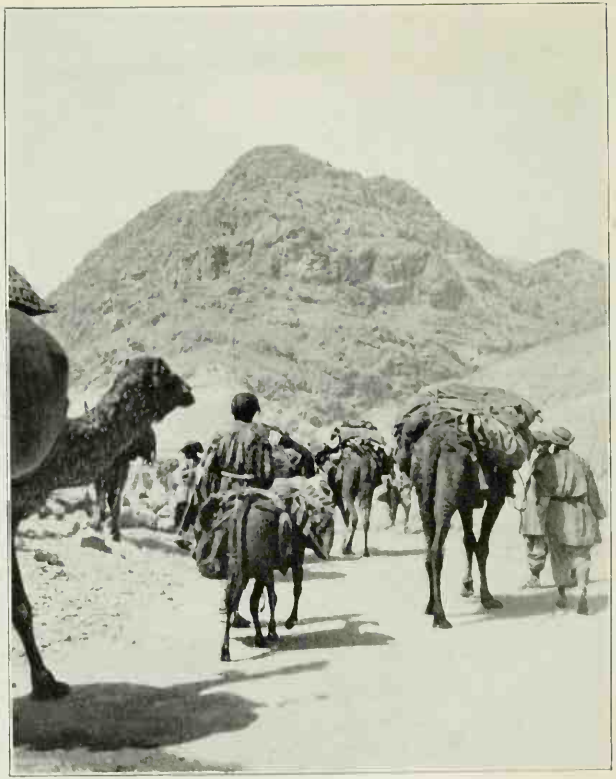
ihn unsere Gastgeber stets mit eingeladen. Am letzten Tag erschien er da noch mit riesigen Abgüssen der geliebten Inschrift, breitete sie auf dem Salonteppich aus und diskutierte sie, bis mir die Augen zufielen vor Müdigkeit. Wir kamen von einer großen Autotour nach Nalanda und Rajagriha und waren eigentlich todmüde von Anfang an. Und sogar um 5 Uhr früh vor der Abfahrt hielt dieser enthusiastische Epigraphist noch unser Auto auf dem Wege zur Bahn an, um uns eins seiner epigraphischen Werke zu überreichen.

Nalanda und Rajagriha brachte uns noch eine neue Erfahrung. Wir lernten das Leben eines Archäologen an einem sehr abgelegenen Platze kennen, und ich muß sagen, es ist wahrlich entsagungsreich. Wir kamen in Nalanda, wo frühe buddhistische Klöster ausgegraben werden, gegen 10 Uhr mit unserem Wagen an und ließen uns zu dem Ausgräber, einem jungen englischen Architekten, führen. Sie waren gerade mitten in der Arbeit, wohl 50 Kulis, Frauen und Männer, und er beaufsichtigte sie. Zuerst war er über die Störung nicht erbaut, das merkte ich sehr deutlich. Als er dann aber spürte, daß wir wirkliches Interesse hatten und von den Dingen etwas verstanden, heiterten sich seine Mienen auf, und er zeigte alles mit solcher Freude und so viel Geschick, daß die ganzen Tempel und Stupas vor unseren inneren Augen erstanden, oft aus nur sehr geringen Resten. Ich habe seit altersher eine Liebe zur Archäologie, seit unserer Freundschaft mit W., mit dem wir oft am Ostseestrande seine Ausgrabungsstätten von Jericho aus Sand aufbauten. Wäre ich nicht Sanskritistin, ich möchte Archäologin sein. — Nachher gingen wir in sein kleines Museum, das er in seinem Bungalow eingerichtet hatte, und sahen da viele sehr schöne Kleinfunde, Köpfe und sehr gute Reliefs. Dann speisten wir in seinem Wohnraum zusammen aus unserem Tiffinkorb und hörten nun, daß wir seit zehn Wochen die ersten Europäer seien, die er zu sehen bekäme. Er sei des Sprechens ganz entwöhnt. Wir befreundeten uns immer mehr und wurden sehr vergnügt, und er versicherte uns dann, daß dieser Tag in seinem einsamen Leben wirklich ein Festtag sei. Ich fragte, wie er die Abende hinbringe. Ja, er lese etwas, aber das Licht sei miserabel; er habe auch ein Grammophon, gehe aber, da er natürlich arg müde sei, meist früh schlafen, in heißen Nächten in einer offenen, primitiven Laube, wo ihn die Vögel des Morgens besuchen, sonst im Bungalow. Die Tierwelt, Schakale und Schlangen, kannte er sehr genau und hatte das gleiche Grauen vor Schlangen wie ich. Wir nahmen ihn in unserm Auto mit nach Rajagriha — es sparte ihm eine zweitägige Reise mit Bummelzügen — und obgleich der Weg so miserabel war, daß wir beständig

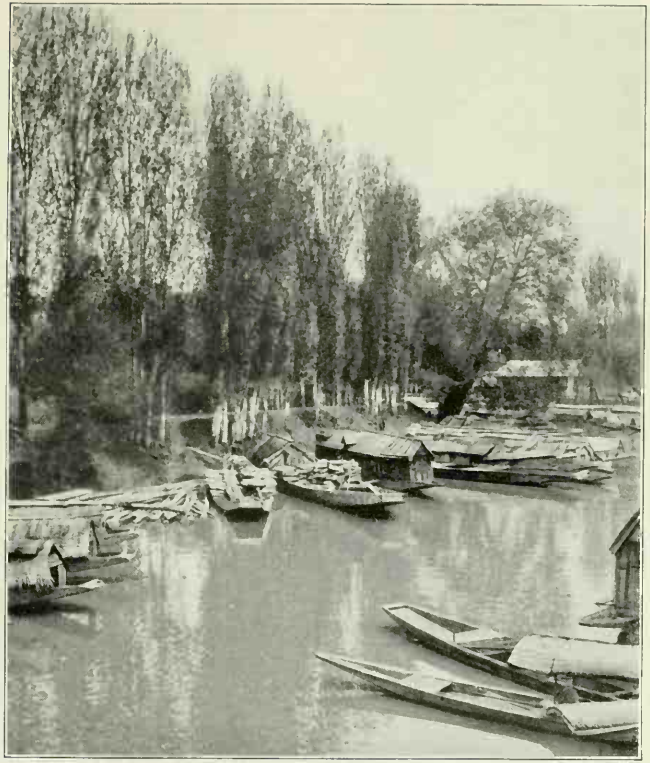
in die Höhe geschleudert wurden, haben wir so viel gelacht, wie selten an einem Tage hier. Auch vom alten Rajagriha, dessen König Bimbisara auszog den Buddha zu begrüßen, ist nur noch ein Teil der alten, mächtigen Stadtmauer und ein Tor vorhanden, aber die ganze Situation in der Felsenlandschaft ist sehr schön. Wir erstiegen ein altes Fort, an dessen Seite die Höhle ist, wo der Buddha gesessen und meditiert haben soll. Stimmt's nicht, so schadet's nichts; alle diese Erinnerungen machen die Stätte interessant und wichtig. Wir blieben bis zum Abend noch zusammen und schieden sehr befriedigt und alle drei bedauernd, daß der Tag zu Ende war.

Von Patna fuhren wir dann nach Gaya, immer weiter auf Buddhas Spuren. Nahe dabei ist Buddhagaya, wo unter dem heiligen Bodhi-Baum der Buddha die Erleuchtung erlangte. Es ist auch heute noch ein sehr heiliger und eindrucksvoller Ort. Der ganze Tempelbezirk, in den man wohl 3 m auf Treppen hinabsteigt, ist vor 50 Jahren von den Birmanen restauriert worden. Sie waren aber nicht wie der heutige Archaeological Survey vor allem auf die Erhaltung der alten Monumente bedacht, sondern sie begnügten sich damit, den Tempel neu aufzubauen. Auch in seiner heutigen Gestalt — es ist eine hohe Pyramide mit vier niedrigen Eckpyramiden und reichem Skulpturenschmuck — wirkt er sehr imposant. Von den ältesten Bauten steht nur noch der alte Steinzaun, ähnlich dem von Sanchi, der wohl bald nach As'oka errichtet ist und merkwürdige alte Reliefs trägt. Er umzieht den Tempel noch auf zwei Seiten, außerdem aber sind über den ganzen Bezirk verstreut zahllose Stupas von jeder möglichen Größe und Buddhabilder aus allen Zeiten. Dazwischen wachsen wundervolle Bäume und grüne und blühende Büsche. Der heilige Bodhi-Baum, oder wenigstens ein Ableger davon, steht hinter dem Tempel. Er wird beständig verehrt. Der Steinsitz darunter, auf dem der Buddha gesessen haben soll, wird mit Blumen geschmückt. Der Baum wird begossen, von links nach rechts umwandelt, immer sind einige Andächtige oder Pilger darunter beschäftigt. Sehr seltsam aber wirkte es, daß gleich dahinter im Halbkreis zwölf Brahmanen um ein Feuer saßen und ein Agnihoma, ein Feueropfer, darbrachten. Unter rhythmischen Ausrufen von „Svaha" warfen sie Gerstekörner in die hochaufschlagenden Flammen. Nur hundert Schritt weiter aber wurden unter einem alten Baume Vishnubilder verehrt. Dieser Ort ist eben nicht nur den Buddhisten, sondern auch den Hindus heilig. Vor 250 Jahren betrieb der Vorfahr der hinduistischen Mahants, denen heute der Tempelbezirk gehört, hier seine Feuerbuße, er saß zwischen vier angezündeten Feuern— die Sonne als fünftes ver-

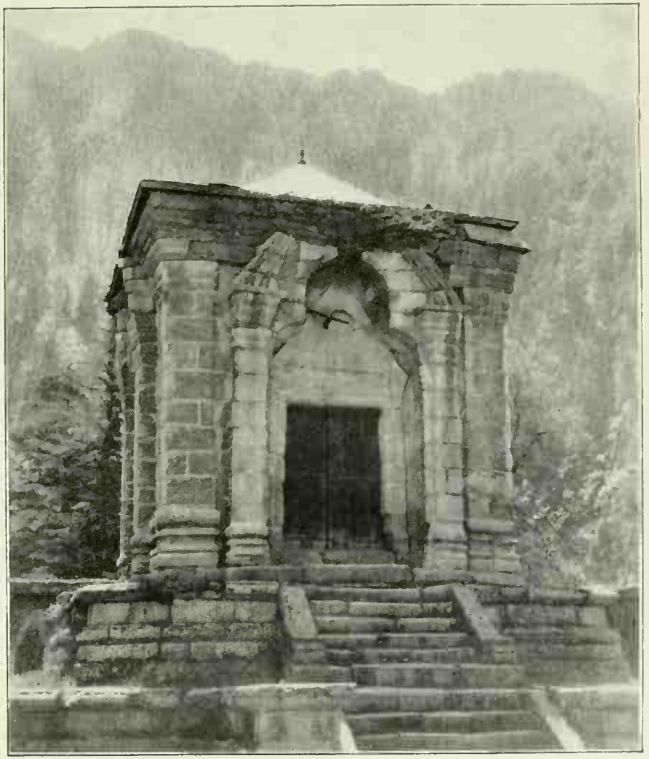
Darjeeling, Tibetisches Heiligtum mit Lamas



Karawane am Khaiberpaß



S'rinagar, Kanal mit Kashmiri-Hausbooten



Kashmir, Alter Hindutempel Rampur

sengte ihn von oben. Wenig erfreulich wirkte an dieser sonst so stimmungsvollen Stätte, daß die birmanischen Pilger überall mit roter Farbe ihre Namen hinschmieren, ganz dieselbe Unsitte, die wir in Europa finden, aber hier, auf dem uralten Steinzaun, war es außerordentlich störend und häßlich.

Der Ort Gaya mit einer ganz engen, endlos langen Bazarstraße und schönen alten geschnitzten Häusern war für uns sehr interessant, weil er von Europa noch fast unberührt ist. Man konnte dort sehr amüsante Steinschnitzereien und merkwürdige Opfergegenstände kaufen. Ein sehr heiliger Tempel, der des Vishnufußes, ist dort. Den Abdruck dieses Fußes in Bronze haben wir uns auch erstanden, aber der eigentliche Tempel ist natürlich dem Europäer wie jedem Andersgläubigen wieder versperrt. Nur gerade einen Blick darf man auf ihn werfen, dann wird einem ein Buch präsentiert, in das man seinen Namen schreiben muß, und für die Ehre verlangen sie dann eine Rupie. In Nord-Indien sind die Hindus viel unduldsamer als in Süd-Indien. Eigentlich kann man die Tempel immer nur von außen sehen, während dort alles außer dem innersten Schrein bereitwillig dem Fremden gezeigt wurde.

In Gaya, wo wir wieder im Dak Bungalow ziemlich primitiv gehaust hatten, litten wir wieder sehr unter der Moskitoplage. Einen Abend war ich dort auf der Veranda im Stuhl eingeschlafen. Die Folge war, daß meine Beine wie mit Ausschlag bedeckt waren, ein Moskitobiß neben neben dem andern. Dann ließ ich mir Säcke nähen, um Abends die Beine hineinzustecken, habe sie aber nur noch einmal gebraucht. Das sind so Zeichen des Sommers, daß sich das fliegende und kriechende Getier tausendfach vermehrt hat. Der Glaube der Upanishaden, daß die Insekten einen besonderen Kreislauf der Wiedergeburt haben, natürlich einen rasend schnellen, leuchtet mir durchaus ein!

Auf Gaya folgte nun Benares, die heiligste Stätte für Millionen von Menschen. Es gehört entschieden zu dem Malerischsten, was Indien an Städten zu bieten hat. Allerdings alles Schöne konzentriert sich da auf das Leben an den Ghats am Ganges. Man genießt es höchst bequem, indem man sich ein Boot nimmt, einen großen Kahn mit einer Kajüte, auf dessen flachem Dache Korbstühle stehen. Da sitzt man sehr behaglich und läßt sich langsam flußauf, flußab rudern, und so bunt und einzigartig ist das Bild, daß man sich wieder einmal Indras 1000 Augen wünscht. Die Stadt baut sich vom Flusse wundervoll auf. Die breiten Treppen, eben die eigentlichen Ghats, führen hinauf zu Tempeln und mächtigen, schloßartigen Gebäuden, die sich die verschiedenen Maharajas gebaut haben, um dort zu wohnen, wenn sie zum heiligen Ganges

wallfahrten. Mitten darunter erhebt sich hoch über dem Flusse eine hübsche Moschee, die Aurangzeb zur Demütigung der Hindus erbaute. Auch eine ganze Reihe wohltätiger Anstalten sind dort, so ein großes Gebäude, wo die Witwen gespeist werden. Dafür müssen sie täglich morgens und abends Hymnen singen. Wir haben sie oft singen hören, aber es muß schon ein indischer Gott sein, dem dieser Gesang wohlgefällt! Auf den Ghats ist ein fabelhaftes Leben. Unaufhörlich kommen und gehen neue Scharen, ein Gewimmel brauner Körper und bunter Gewänder, Bilder, die beständig wechseln und so malerisch sind, daß man sie nie wieder vergessen wird. Frauen steigen vom Wasser herauf und tragen die gefüllten schönen Lotas auf dem Kopf; ihre Haltung ist so stolz, daß ich stets von neuem entzückt bin. Im Wasser aber stehen hunderte und aberhunderte von Menschen betend, badend und sich begießend, alles nach vorgeschriebenem Ritus und ohne daß einer vom andern Notiz nimmt. Die Frauen baden abseits in ihren Gewändern. Ich habe es oft bewundert, wie sie, wenn sie naß aus dem Wasser kommen, mit großer Geschicklichkeit die nassen Kleider ab- und zugleich die neuen trockenen um sich wickeln. Am frühen Morgen sieht man besonders viele Badende. Sie schöpfen dabei mit der Hand das trübe Wasser und schlürfen es andächtig — ein Anblick, der mir stets einen Schauder einjagte, und doch wird einem jeder Hindu sagen, daß es nichts Gesünderes als Gangeswasser gäbe. Und tatsächlich haben chemische Untersuchungen ergeben, daß Cholerabazillen in unglaublich kurzer Zeit darin zugrunde gehen und sich überhaupt keine Bazillen im Ganges halten. Sonst müßte ja Benares auch längst durch Seuchen menschenleer geworden sein, denn jeder Hindu nimmt sich vom morgendlichen Bade in der Ganga seine Lota mit Trinkwasser mit nach Hause. Aber was schwimmt nicht alles in dieser sich langsam dahinwälzenden gelben Flut! Asche und Knochen von den Verbrennungsghats sind noch das Reinlichste! Diese Ghats sind ganz besonders interessant. Besonders am frühen Morgen und bei Sonnenuntergang flammen dort viele Holzstöße. Man wird ganz dicht herangerudert, sieht wie der in weiße Tücher gehüllte Leichnam gebracht, in die heiligen Fluten getaucht und auf den Holzstoß gelegt wird. Mit Holz wird er zugedeckt, und dann entzündet der Sohn oder nächste männliche Verwandte das Feuer, und bald flammt der Stoß lichterloh. Ist alles niedergebrannt, so zertrümmert der Haupttrauernde den Schädel, damit die Seele frei werde, dann erst werden die Asche und die Knochenreste in den Ganges geworfen. Dicht daneben geht das Leben seinen gewohnten Gang. Es wird gebadet und gebetet, aber auch geschwatzt und gelacht. Auch

Schwimmer erblickt man unter den Andächtigen, die nicht nur aus Frömmigkeit, sondern auch der Erquickung wegen ein Bad im Flusse nehmen. Dieses Nebeneinander von Tod und Leben verblüfft einen zuerst, aber man muß bedenken, daß für den Inder das Verbrennungsghat eben keine Stätte der Trauer ist. Ist es doch Ziel jedes Hindus, am Ufer des Ganges zu sterben. So sieht man auch immer wieder Kranke, ja Sterbende, die von ihren Angehörigen nach Benares getragen werden, um hier im heiligsten aller Ströme die letzten Atemzüge zu tun. Jährlich aber kommt eine Million Pilger hierher, an allen heiligen Tempeln und Schreinen und Ghats zu opfern und sich im Ganges von allen Sünden rein zu waschen. Eine solche Pilgerfahrt kostet viel Zeit und Geld. Außer den heiligen Stätten in Benares selbst muß der Pilger noch eine Umwandlung der heiligen Stadt machen, einen Weg von über 55 km Länge, der sechs Tage in Anspruch nimmt. Schließlich erhält er dann beim Tempel der Annapurna ein Zertifikat, daß er die Pilgerreise richtig ausgeführt hat. Wieviel ihn alles dieses kostet, wird nicht gesagt, aber fast an jedem Tempel und Schreine sitzen Brahmanen, die ihren Tribut fordern. Jedenfalls, wer mit dem mühsam Ersparten hierher wallfahrtet, kehrt sicher arm am Beutel, aber wohl innerlich reich beglückt in sein Heimatdorf zurück.

Das ganze Ufergebiet ist aus Sand, so daß nicht alles stand hält, was dort gebaut wird. Ganze Ghats sind abgestürzt mitsamt Tempeln und Pilgerhäusern. Die Trümmer bleiben einfach liegen und die Leute lassen sich behaglich auf ihnen nieder. Man sieht auch ganz schief gesackte und halb in den Fluß gesunkene kleine Tempel, und sie tragen viel zu dem malerischen bunten Bilde bei. Auf den Steinplatten und auf den in den Fluß hinausgebauten Balkonen oder Plattformen sitzen Brahmanen. Einige machen Atemübungen, andere sind in Meditation versunken. Dicke nackte Brahmanen sitzen auch in großer Anzahl auf Flößen, irgendeiner Beschauung hingegeben; oft sind die Körper merkwürdig hell. Auf den Treppen aber stehen immer wieder Asketen in irgendeiner verkrampften Stellung, oder sie sitzen nackt, mit Asche beschmiert, mit strähnigem gefärbten Haar, und starren in die Sonne. Einer sitzt auf einem Brett mit spitzen Nägeln, gleichmütig, als wäre es ein weiches Kissen. Jede Art von Askese ist hier zu finden.

Auf dem Flusse selbst ist auch ein reges Leben. Die Eingeborenen lieben es, ebenso wie wir, dort auf den Booten zu fahren. Wir trafen Lustboote mit Wimpeln geschmückt, auf deren großem, überdachtem Verdeck Gesellschaften saßen, die sich ein Natschmädchen mitgenommen hatten, die vor ihnen tanzte und sang. Meistens sind diese

Mädchen sehr jung. Wir sahen eine 11jährige von nahem, die uns zu Ehren natürlich englische Lieder und erst auf unsern Wunsch Hindulieder sang. Die Stimme war blechern, die Bewegung kokett und das Ganze auf die Dauer eintönig. Berühmte Tanzmädchen erhalten sehr hohe Bezahlung, 50 bis 60 Rupies ist schon das Gewöhnliche, aber dieser Beruf verbraucht die sehr jungen Geschöpfe sicher auch sehr schnell.

Wir konnten nie genug bekommen von diesen Fahrten auf dem Ganges, immer wieder entdeckten wir neue schöne Bilder. Fast am meisten liebten wir die Fahrt gegen Abend, wenn die sinkende Sonne die schönen Silhouetten der Tempel und Paläste und die schlanken Minarets der Moschee vergoldete, wenn mit der schnell hereinbrechenden Dämmerung alles unwirklich und zauberhaft erschien und der Witwengesang wie aus einer andern Welt herüberklang.

Die Stadt Benares, unendlich winklig und eng, besitzt natürlich eine Menge hochheiliger Tempel. Der berühmteste ist der goldene Tempel, der aber so eingebaut ist, daß man keinen Eindruck von seinem Äußern gewinnen kann; innen ist er natürlich uns nicht zugänglich, nur einen Blick auf seine vergoldeten Kuppeln kann man von einem benachbarten Haus aus werfen. Dicht dabei ist der Brunnen des Wissens, in den sich das heilige Lingam zurückgezogen haben soll, als sein Tempel zerstört wurde. Er wird beständig mit Blumen und Gaben verehrt, die hineingeworfen werden, so daß das Wasser, das den Pilgern von Brahmanen verabfolgt wird, kein Genuß sein kann. Es gibt aber Verstand! Schreine und Nandi-Stiere und Tempel in allen Größen stehen überall in diesem Bezirke, und in dem Gewirr von engen Gäßchen drängt es sich von Pilgern, Kühen, Krüppeln und Bettlern. Es ist ein Gewimmel sondergleichen. Schmutzig und schlüpfrig ist es, wie nirgends sonst in indischen Städten, und die Luft ist zum Ersticken. Dabei wird man in einer Weise durch Bettler und habgierige Brahmanen bedrängt, wie wir es noch nie erlebt hatten, mir wurde es angst und bange dabei. Gab man einer ausgestreckten Hand, so streckten sich zwanzig neue aus. Beim Tempel der Annapurna, der Göttin der Nahrungsfülle, in dem viele heilige Kühe gehalten werden, sahen wir lange Reihen von weißgekleideten Witwen an der Außenwand sitzen. Sie werden dort gespeist und warteten auf ihr Mahl. Um den goldenen Tempel, wie auch an einigen Ghats, bemerkten wir Sati-Steine, das sind Gedenksteine für Witwen, die sich mit dem toten Gatten verbrennen ließen. Man begegnet diesen Steinen vereinzelt auch in anderen Städten. Immerhin sind diese Steine ein Zeichen dafür, daß die Witwenverbrennung auch in alten Zeiten nicht etwa die Regel war, sondern eine Ausnahme, die beson-

ders gewürdigt wurde. — Von der Universität Benares will ich heute nicht mehr erzählen. Sie hat ihren alten Ruhm bewahrt und ist besonders für das Studium des Hinduismus von Bedeutung.

Wir besuchten von Benares aus auch die Ausgrabungen von Sarnath. Dort soll der Hain gewesen sein, in dem der Buddha die sogenannte „Predigt von Benares" gehalten hat. Ein großer schöner Stupa ist dort erhalten und ausgedehnte Reste von Klosteranlagen. Die einzige As'okasäule aber sahen wir dort, deren Edikt mit bloßem Auge zu lesen war, weil es endlich einmal nicht himmelhoch angebracht war. Ich denke immer, daß die meisten dieser As'okasäulen falsch wieder aufgestellt sind; vielleicht haben sie stets 2 bis 3 m in der Erde gesteckt. Ein ausgezeichnetes Museum befindet sich in Sarnath, nach modernen Gesichtspunkten aufgestellt, nur wurde mir der Genuß etwas vergällt, da man mir meinen kleinen Kodak dort stahl, den ich für kurze Zeit aus der Hand gelegt hatte, zum Glück hatte ich den besseren zu Haus gelassen. Eine Erfahrung, die peinlich, aber nützlich ist!

Nach den wundervollen und bilderreichen Tagen in Benares kamen nun wieder völlig andere Eindrücke, und ich glaube sicher, gerade die Vielseitigkeit unseres Sehens und Erlebens macht es, daß wir immer so frisch und aufnahmefähig bleiben. Wir fuhren über Allahabad nach Cawnpore und benutzten ein paar Stunden Aufenthalt in Allahabad, um mit einer sehr klapprigen Tonga, die dreimal unterwegs repariert werden mußte, zum alten Fort zu fahren, das jetzt von den Engländern als Kaserne benutzt wird. Unter seinen Mauern ist der unsterbliche Banyanbaum, den man durch unterirdische Gänge erreicht. Überall stehen dort Götterbilder an den Wänden. Das Ganze macht einen sehr merkwürdigen Eindruck. Der Baum wird schon im 7. Jahrhundert erwähnt. In seinem Schatten sollen Scharen von Pilgern Selbstmord begangen haben. Der Baum — eigentlich nur noch zwei Äste — wird mit Wasser von den Gläubigen begossen. Im Tageslichte aber ragt wieder eine riesige As'okasäule, ihre Inschrift nur den Adlern und Papageien in der Luft lesbar! Das Fort liegt wundervoll, hoch über der Yamuna, und man sieht in der Ferne ihren Zusammenfluß mit dem Ganges. Uns genügte dieser Anblick aber nicht. So bestiegen wir ein reizendes Boot, das mit einem Binsendach gegen die Sonnenstrahlen geschützt war, und ließen uns abwärts rudern. Es war ein herrliches Vergnügen, der breite, klare grüne Strom mit dem stolzen Fort darüber, rings um unser Boot zahlreiche Schildkröten, die ihre Köpfchen neugierig aus dem Wasser streckten. Am Zusammenfluß der heiligen Ströme sind merkwürdigerweise keine Tempel, wohl aber zahlreiche

Zelte und Flöße für die Badenden. An hohen Festen kommen hierher drei bis vier Millionen Pilger! Wir sahen nur einige hundert, die eifrig ins Wasser sprangen oder am Ufer das gewohnte freundliche Pilgerleben führten. Sonderbar sticht hier die trübe, lehmige Farbe des Ganges gegen die schöne, klare, hellgrüne der Yamuna ab. Nur zögernd scheinen sich die beiden zu vermischen.

Und nun kamen wir nach Cawnpore und damit auf einmal in eine ganz andere Atmosphäre. Hier sprach mehr wie alles übrige die englische Geschichte zu uns. Cawnpore ist einer der Hauptschauplätze der indischen Mutiny von 1857. Und es ist ergreifend, diese Stätten zu sehen, wo ein kleines Häuflein Europäer in der glühenden Sommerhitze der überwältigenden Macht der Inder wochenlang standhielt, um schließlich doch zu unterliegen und grausam hingemetzelt zu werden. Meistens sind nur noch Steine mit Inschriften Zeugen von den einzelnen Phasen dieses Verzweiflungskampfes, aber auch die kurzen Worte wirken erschütternd. Eindrucksvoll aber vor allem ist heute noch das Sati Chaura Ghat. Hier sollte sich die Besatzung, die viele Frauen und Kinder bei sich hatte, nachdem sie sich endlich ergeben hatte, einschiffen. Freier Abzug auf dem Ganges war ihnen von Nana Sahib, dem Führer der Aufständischen, zugesichert. Im Freien kampierten sie die letzte Nacht, am frühen Morgen, als endlich alle in den Booten untergebracht waren, wurde plötzlich ein heftiges Feuer auf sie eröffnet und alles zusammengeschossen, nur ein Boot entkam auf dem Fluß. Der Rest der Überlebenden mit den Frauen und Kindern wurde einen langen, heißen Weg zurückgetrieben und abermals eingekerkert. Als dann das englische Entsatzungsheer nahte, wurden auf Befehl des Nana Sahib die wenigen überlebenden Männer erschossen, die Frauen und Kinder schließlich, da die Sepoys, die dazu beordert waren, absichtlich nur in die Decke des Hauses schossen, wo man sie eingepfercht hatte, von Schlächtern umgebracht. Alle Leichen wurden in einen nahen Brunnen geworfen. Das Ghat ist heute geschlossen — ein gänzlich einsamer Ort, wo auch nur der Stein erzählt, was hier geschah; ringsum Blumen, herrliche Bäume, ein alter verfallener Tempel und Vogelgesang. Und ebenso stimmungsvoll liegt heute der Erinnerungsbrunnen, das Grab jener Unglücklichen. Auch das Haus, in dem die Gefangenen umgebracht wurden, steht nicht mehr. In einen herrlich stillen Garten mit weiten Rasenplätzen ist diese Stätte verwandelt, Steine bezeichnen die Plätze der Häuser, der Brunnen ist gefaßt und mit einem Engel geschmückt. Das Denkmal ist nicht sehr glücklich, und doch ist die tiefe Einsamkeit, der Frieden dieser blumenreichen Gärten, ergreifend. Ein kleiner wundervoll gehaltener

Friedhof ist gleich nach der Wiedereroberung durch die Engländer angelegt. Die Erinnerungsinschriften, vielfach viel später erst von den Verwandten gestiftet, erfüllen einen noch heute mit tiefstem Mitgefühl. Als merkwürdige Tatsache aber bleibt bestehen, daß der grausame Nana Sahib der rächenden Hand der Engländer entkommen ist. Er verschwand, um nie wieder aufzutauchen.

Lucknow, unser nächstes Ziel, steht für uns auch ganz unter den Erinnerungen an die Mutiny. Hier sind die Trümmer der Residency zu sehen, die die Besatzung Lucknows monatelang in heldenhafter Tapferkeit hielt. Auch sie mußte sich gegen eine gewaltige Übermacht verteidigen, und die Verluste waren furchtbar schwer. Mit ihr kämpften fünfzig Zöglinge des College der Martinière und deren Lehrer, und das kleine Häuflein von Engländern mit wenigen treuen Eingeborenen vollbrachte Wunder der Tapferkeit. Gleich zu Anfang starb ihr erster tapferer Führer, Sir Henry Lawrence, an den Folgen einer Verwundung. Sein Sterbezimmer wird noch gezeigt, ebenso der unterirdische Raum desselben Hauses, wo viele Frauen und Kinder während fünf schwerer Monate eng zusammengedrängt lebten. Alles liegt heute noch so, wie es von den Belagerern in Trümmer geschossen ist; völlig unbeschädigt stand schließlich keins der Gebäude mehr. Als endlich Hilfe unter General Havelock kam, war auch diese nicht imstande, den Abzug der Frauen und Kinder zu sichern und sie wurde mit eingeschlossen, um abermals zwei harte Monate zu kämpfen. Dezimiert durch Kugeln und Seuchen war es schließlich nur noch eine kleine Schar, der am 17. November 1857 durch Sir John Campbells Angriff die Befreiungsstunde schlug. Das ganze Gebiet der Residency ist in dem Zustand von damals erhalten, aber alle Trümmer sind berankt von Schlinggewächsen, über die Ruine des Tores hängt die lila Bougainvillia, und an der Residency selber klettert dichter Epheu hinauf. Unter ihr, in einem großen, gewölbten Keller, waren die Zimmer für die heiße Jahreszeit, auch sie haben in der Schreckenszeit den Frauen und Kindern als Aufenthalt gedient, aber der glühende Sommer raffte viele durch Krankheiten hinweg. Wir sind den ganzen Nachmittag hier oben herumgewandert und haben alle die einzelnen Erinnerungsstätten besucht. Alles ist auch hier gepflegt und pietätvoll erhalten. Es ist, wie auch Cawnpore, ein eindrucksvoller Ort.

Das übrige Lucknow zeigt große Paläste und Moscheen und mohammedanische Prunkgräber, doch ist keins der Gebäude künstlerisch sehr hochstehend. Die letzten Könige von Oudh waren verschwenderisch und lasterhaft. Der letzte trieb die Mißwirtschaft so weit, daß er 1856

von den Engländern abgesetzt wurde. Die Neuordnung der Dinge, die schärfere Zucht, die die Engländer nun einführten, aber auch die Liebe zum angestammten Herrscherhause waren hier die inneren Gründe zum Ausbruch der Mutiny.

Das Europäerviertel von heute ist luftig und schön gehalten, mit grünen Gärten, Alleen und weiten Parks. Es hat auch ein bemerkenswert gutes Hotel. Heinrich mußte an der Universität einen Vortrag halten, und wir machten sehr angenehme Bekanntschaften. Ein Chemieprofessor, ein Inder, der sechs Jahre in Berlin studiert hat, sprach gut deutsch. Wir besuchten ihn und seine sympathische Frau in ihrem Hause und er fuhr uns in seinem Auto spazieren. Auch bei dem Vizekanzler der Universität, einem Engländer, waren wir zu Gast. Er und seine Frau sind beide ältere Leute, und haben ein langes Leben in Indien gelebt. Es sind außerordentlich feine und liebenswürdige Menschen, die wirklich mit ihrer zweiten Heimat verwachsen sind, wie man es gar nicht so häufig bei Europäern in Indien findet.

Nach zwei Tagen verließen wir Lucknow und fuhren nach Agra, und das bot, obgleich die Sonne dort schon mächtig heiß um die Mittagstunde brannte, wieder eine Fülle der herrlichsten Eindrücke. Unser erster Tag war ein Sonntag, und schon gleich nach dem Chota Hazri um 7 Uhr machten wir uns zu Fuß auf, den Taj Mahal zu besehen. Es war fast wie eine Pilgerfahrt. Wir wanderten erst einen weiten sonnigen Weg, dann eine schöne Allee in einem Park, immer die weiße Kuppel des Taj vor Augen. Schließlich tritt man in einen Hof, der mit roten Pilgerhäusern eingefaßt ist. Ein hohes, rotes Sandsteintor, mit weißen Marmorornamenten eingelegt, führt in den Garten. Von seinen Stufen öffnet sich der Blick auf diesen herrlichsten Grabdom Indiens. Trotzdem man so lange Bilder von ihm kennt, steht man nun doch völlig überwältigt, denn diese wundervollen Proportionen, diese makellose Weiße übertreffen jede Phantasie. Wie ein Wunder, und nicht geschaffen von Menschenhand, erhebt sich der Marmorbau vor dem lichtblauen Himmel, ein dunkler Zypressenweg, ein spiegelnder Wasserlauf bilden den Auftakt zu einer Symphonie von Glanz und Licht. Still und ergriffen standen wir lange, wir wagten kaum den Zauber dieses ersten Eindrucks zu brechen. Und erst nach und nach erkannten wir, was hier alles zusammentrifft, diese wunderbare Harmonie zu erzeugen: Herrliche grüne Gartenanlagen, symmetrisch gegliedert durch marmorne Wege; grüne Bäume vor den hohen roten Außenmauern; Torbauten und Moschee einfach und vornehm, nur durch weiße Marmoreinlagen belebt. Die an sich etwas schweren Seitenminarets des

Terrassensockels heben nur die Leichtigkeit und Eleganz des eigentlichen Grabdoms. Langsam wanderten wir dann den Zypressenweg hinab, und mehr und mehr traten die einzelnen Schönheiten des herrlichen Baues hervor. Wunderbar sind die farbigen Marmoreinlagen über den Toren und Nischen; ein leichtes Rankenwerk, überziehen sie die weißen Flächen. Unten ist der Marmor durch naturalistische Blumen in Flachreliefs verziert, gerade wie sie aus der Erde aufsprießen, alles weiß in weiß. Flache Nischen geben eine feine Gliederung. Es ist eine künstlerische Höhe der Arbeit, die nicht mehr übertroffen werden kann. Und doch weiß kein Buch den Namen des Künstlers zu nennen, der dies Wunderwerk schuf. Nur sie, die dort bestattet liegt, die schöne Mumtaz-i-Mahal wird über die Jahrtausende fortleben, als heißgeliebte, ewig betrauerte Gattin des großen Shah Jehan, der ihr zur Seite im prachtvollen Innenraume schlummert. Die Kenotaphe sind mit den köstlichsten bunten Marmorornamenten überzogen, von herrlichen Marmorschranken umschlossen, die wie ein wundersames Spitzenwerk erscheinen in immer neuen Mustern. Der ganze Taj ist ein Marmortraum, und keine Feder vermag ihn wirklich zu schildern. Man muß ihn selber sehen und erleben. Die frühe Morgenstunde war so schön und weihevoll, wir empfanden beide, daß sie einen Höhepunkt im Leben bedeute.

Daß Agra aber noch viel mehr des Herrlichen besitzt, war mir vorher gar nicht so recht bewußt gewesen. Allein sein gewaltiges Fort, hoch über der Yamuna gelegen und aus rotem Sandstein von Akbar erbaut, und von seinen Nachfolgern wieder mit den herrlichsten weißen Marmorpalästen, Moscheen, Altanen und Türmen geschmückt, ist etwas ganz einzigartiges. Wir stiegen durch zwei hohe Tore hinan und standen zuerst vor dem mächtigen Palaste Jehangirs, des Sohnes des großen Akbar. Diesen Palast begann Akbar noch selbst, man sieht es sofort an dem wuchtigen Bau aus rotem Sandstein, in dem noch hinduistische Elemente deutlich zu erkennen sind. Dann wanderten wir weiter zu dem Palast des Shah Jehan und waren damit plötzlich in einer andern Welt, in der der köstlichsten Marmorarchitektur. Ich glaube nirgends in ganz Nordindien kann man die Entwicklung der Moghulkunst besser studieren als gerade in Agra. Sie entfaltet sich unter Akbar und Jehangir langsam bis zu ihrer höchsten Blüte unter Shah Jehan und sinkt dann unter dessen Nachfolger Aurangzeb wieder leise. Gerade dieses Nebeneinander jeder Stufe der Entwicklung macht das Agraer Fort so über die Maßen reizvoll. Da gibt es den herrlichen Palast der Frauen, Pavillone mit vergoldeten Dächern und geschnittenen Fenstern, davor weiße Marmorhöfe, Haremsbäder, die mit Spiegeldecken geschmückt

sind, kühle unterirdische Räume für den Sommer. Nach der Außenseite des Forts liegen die Gemächer des Shah Jehan, der von Aurangzeb, dem finstern Sohne, entthront und die letzten Lebensjahre hindurch dort gefangen gehalten wurde. Ein hinausgebauter Pavillon gilt als Stätte, wo Shah Jehan mit einem letzten Blick auf den Taj Mahal in den Armen seiner treuen Tochter Jehanara verschied. Man möchte diese Sage gern glauben; der Blick über die breite Yamuna hinweg auf das schimmernde Grabmal ist zauberhaft schön.

Ein von zweistöckigen Arkaden eingefaßter Hof war, nach dem Steinmuster des Bodens zu urteilen, ein Garten mit Fischteichen und Blumenbeeten. Man steigt nun in die obere Etage hinauf und gelangt auf eine offene Terrasse mit zwei flachen Steinsitzen, dem des Jehangir und seines Großwesirs. Zur Seite ist der Diwan-i-Khas, die private Audienzhalle. Die zierliche Halle, die ein wenig an die Loggia dei Lanzi erinnert, ist ein entzückendes Marmorwerk, rein im Stil und von der vollendetsten Ausführung. Wie gut kann man sich dort eine Audienz des großen Kaisers vorstellen mit aller Farbenpracht der Gewänder und den würdevollen Gestalten der Minister! Uns belebte sie sich allerdings in ganz anderer Weise, indem eine Schar englischer Tommies in ihren Khakiuniformen erschien, die sich pfeifend im Charleston und anderen Negertänzen dort übten. Eine Wirklichkeit, die uns wenig erfreulich dünkte und die den gerade anwesenden Mohammedanern entschieden erst recht zuwider sein mußte.

Aus der Außenmauer hinausspringend ist der ganz köstliche Saman Burj, der sogenannte Jasminturm, den Jehangir für seine Lieblingsfrau Nur Mahal erbaute und den dann deren Nichte, die berühmte Mumtaz-i-Mahal bewohnte, eben jene Schöne, die nun im Taj Mahal schlummert. Der Jasminturm ist weniger ein Turm als vielmehr ein zierlich geschnittener Marmorpavillon. Sein schmaler Umgang ist durch ganz niedrige Marmorschranken gegen den Absturz in die Tiefe geschützt; die Moghuldamen saßen ja nur auf Kissen, wenn sie die frische Abendluft dort genießen wollten. Wie abgeschlossen sie sonst dort lebten, kann man ermessen, wenn man den kleinen Hof sieht, mit seiner reizenden Marmorloggia in Stockwerkhöhe darüber. Die Händler kamen dorthin, um den Haremsdamen ihre kostbaren Stoffe und Juwelen anzubieten. Die Ware wurde dann in Körben hinaufgeseilt zur Prüfung und schwierigen und langwierigen Wahl. Noch muß ich aber, ehe ich aufhöre von den Herrlichkeiten des Forts zu erzählen, die wunderbare Perlmoschee erwähnen, die sich in schneeiger Weiße im Hintergrunde eines weißen Marmorhofes auf dem höchsten Punkt der Forts erhebt. Hier

vereinigen sich Reinheit der Formen und der Verhältnisse mit einer Schlichtheit und Würde, wie man sie wohl kaum wieder finden kann. Wahrlich eine Perle unter den Moscheen!

Grabmäler von allen Arten, jedes in seiner Art wundervoll, haben wir in Agra dann noch gesehen, aber es würde Euch und mich ermüden, sollte ich von allen erzählen. Nur das des Akbar, weit vor der Stadt gelegen, will ich noch erwähnen. Gewaltig und etwas schwer, aus dem schönen roten Sandstein erbaut, mit zahlreichen kleinen Pavillons auf den oberen Terrassen geschmückt, wirkt es zuerst etwas verwirrend. Man steigt von Geschoß zu Geschoß hinauf, um auf dem höchsten Dach endlich in einem weißen, von geschnitzten Mauern umgebenen Marmorhof zu landen. Dort steht das schlichte Kenotaph Akbars, zur Seite ein Postament, in das einst der Kohinur eingelassen war. Und fabelhaft muß allerdings die Wirkung gewesen sein, wenn die Sonnenstrahlen diesen wunderbaren Edelstein trafen, der sie hundert- und tausendfältig zurückwarf, ein blitzendes Farbenspiel, vor dem einem wohl die Sinne vergehen konnten. Das Grabmal liegt wieder in einem großen stillen Garten, der durch Wasserläufe symmetrisch gegliedert ist. In den Bäumen sprangen die Affen und kreischten die Papageien und Herden von Gazellen weideten unter den alten Mangobäumen auf den weiten Rasenflächen. Sonst tiefe Stille ringsum. Das Grabmal ist innen bunt ausgemalt mit den wundervollen Ornamenten, die uns als Moghul-Malerei längst vertraut sind, und der wir von nun an in Moscheen immer wieder begegneten. Das ganze eine imponierende Anlage und wohl würdig des gewaltigen Herrschers, dessen Reste sie beherbergt.

Eines Vormittags fuhren wir dann hinaus zu einer andern Schöpfung Akbars, die durch ihre Eigenart einen großen Eindruck auf uns machte. Es ist die tote Stadt Fatehpur Sikri. Akbar beschloß, eine neue wunderbare Stadt anzulegen — viele Herrscher haben in Indien das getan — und er erbaute Fatehpur Sikri, gab es später aber wieder auf, weil die Wasserverhältnisse zu ungünstig, das Leben dort zu ungesund war. So zerfiel es, und die Stätte, die einst seinen höchsten Glanz gesehen, liegt nun still und verödet. Von der eigentlichen Stadt stehen nur noch Ruinen, aber die Burg ist ganz erhalten. Alles ist wieder aus rotem Sandstein, oft wundervoll mit Reliefarbeit verziert. Da sieht man noch Akbars Palast mit einem leichten Aufbau, dem „Haus der Träume", wo er schlief. Durch einen Säulengang damit verbunden ist ein entzückender kleiner Bau, das Haus der türkischen Sultana, der zeitweiligen Lieblingsfrau. Viel Raum hat sie nicht gehabt, dafür aber einen so bezaubernden geschnitzten Wandelgang um ihr Gemach, so

viel bunte Malereien darinnen, daß sie wie in einem Schmuckkästlein gesessen haben muß! Noch zwei andere Frauen Akbars haben eigene Häuser oder gar Paläste gehabt, alle mit schönen durchbrochenen Erkern und Fenstern. Wundervoll war die Privataudienzhalle des Kaisers, ein reizender Bau mit entzückenden Erkern. Innen eine einzige Säule mit gewaltigem hinduistischen Kapitell, die eine ganz verzwickte Deckenkonstruktion trägt. Von der Säule gehen breite Sandsteinbalken in alle vier Ecken und auf Umgänge. Hier oben auf der Säule soll Akbar gethront haben, auf den Seitenbalken saßen seine Minister, unten stand das Volk, das seine Klagen und Wünsche vorbrachte. Ich möchte solch einer Audienz einmal beigewohnt haben! Ein anderes, sehr apartes Bauwerk ist der Panch-Mahal, ein Säulenpalast in fünf Stockwerken, jedes sich verjüngend, so daß schließlich die fünfte Halle nur noch von vier Säulen getragen wird. Es wirkt höchst luftig und leicht. Ein Hof ist da, dessen Pflasterung deutlich ein Schachbrett zeigt. Hier wurde mit lebenden Figuren — schönen Mädchen — Schach gespielt. Und dann ist eine wunderbare Moschee mit mächtigem Hof vorhanden. In diesem wieder ein bezauberndes weißes Marmorgrabgebäude mit unendlich fein durchbrochenen Fenstern und Türen. Der heilige Selim Chisti schläft darin, dessen wundertätiger Einfluß Akbars Frau einen Sohn verschaffte, und der noch heute von kinderlosen Frauen verehrt wird. Zahllose rote Bändchen sieht man in das Gitterwerk des Grabes geflochten, alles Gaben solcher Frauen. Wie eigenartig das Ganze wirkt in seiner völligen Verlassenheit, könnt Ihr Euch kaum vorstellen — die Phantasie bevölkert es leicht, und man meint in der glühenden Mittagssonne wohl den mächtigen Kaiser auf seinem Thron sitzen zu sehen, die Minister würdevoll ihm zur Seite, meint hinter dem dichten Gitterwerke die dunklen Mandelaugen der türkischen Sultana blitzen zu sehen.

Von Agra aus besuchten wir noch Gwalior und Muttra. Letzteres nur auf Stunden und hauptsächlich um die Skulpturen im Museum zu sehen. Die Stadt liegt sehr malerisch an der Yamuna, und wir ließen uns wieder, wie in Benares, an ihr entlang rudern. Alles ist hier verkleinert, aber im Grunde dasselbe — die Ghats, die Tempel, das malerische Badeleben. Gwalior war wieder etwas ganz anderes. Ein Eingeborenenstaat und mir schon deshalb besonders interessant, denn hier lebt immer wieder ein Stück indischen Mittelalters. Das Sehenswerteste ist das Fort, das hoch auf dem Berge liegt und einen prachtvollen, trotzigen, echt indischen Palast trägt, mit bunten Kacheln sehr wirkungsvoll außen und in den Höfen geschmückt. Durch sieben

Tore steigt man hinan, immer an der zinnengeschmückten Mauer entlang. Das heißt, einmal nur stiegen wir, das zweite Mal ritten wir auf des Maharajas Staatselefanten hinauf. Das ist ein Vergnügen eigener Art, und als wir es zwei Stunden genossen hatten — das ganze weit ausgedehnte Fort mit Palast und Tempeln besichtigten wir so — spürten wir unsere Knochen. Es stößt mächtig und geht sehr langsam voran. Immerhin, man muß es einmal gemacht haben, und auf Gwaliors alter Feste ist es entschieden stilvoll. Niemand darf das Fort besehen, der nicht erst im Museum war, auch der Elefant lenkt erst seine Schritte dorthin. Und gut geordnet und hübsch ist es allerdings wie wenige indische Museen und in einem entzückenden alten Palast unter dem Fort untergebracht. Oben sind außer dem großen Palast jetzt Kasernen, weite freie Rasenplätze und zwei prachtvolle Hindutempel. An den Abhängen des Felsmassivs aber haben sich die Jainas mit unendlichen Skulpturen verewigt. Oft riesige, fast freistehende Figuren sind es, nicht hochstehend in künstlerischer Beziehung, aber wirkungsvoll durch ihre Ausmaße. Dazu natürlich wieder Höhlen. Wir kletterten in heißer Mittagssonne dort herum. Gefährlich sind nur die Bienen, die sich da angesiedelt haben und die die Eingeborenen sehr fürchten. Sie mahnten, nur leise zu sprechen und ja nicht zu rauchen.

Wundervoll war der Abend in Gwalior! Der Maharaja hat ein Hotel gebaut, das wie ein gewaltiger Palast aussieht, und wir waren die einzigen Gäste. Es war eine Vollmondnacht und wir saßen auf einer mächtigen offenen Terrasse in der ersten Etage. Stark duftete der weiße Oleander, der den ganzen Garten erfüllte. Ein seltsames weißes Licht strahlte die riesige Vollmondscheibe aus und deutlich sah man den kauernden Hasen, den der Inder im Monde erkennt. Fern leuchteten die Lichtlein des Forts und so still und zauberhaft erschien die Nacht, voller Geheimnisse, und herrlich war die leichte, frische Brise nach dem heißen Tage. Fern, fern von der Wirklichkeit, wie ein schöner Traum, erschien uns das Leben in dieser Nachtstunde.

Einen anderen, wenn auch nicht minder fremdartigen Eindruck hatten wir am nächsten Tage, als bei nochmaligem dreistündigem Aufenthalt in Agra sich plötzlich ein Staubsturm erhob und wohl eine Stunde lang über uns hinwegtobte. Zum Glück waren wir im Hotel, bei geschlossenen Türen und Fenstern. Plötzlich wurde es ganz dunkel und ein gewaltiges Brausen ging durch die Luft und ungeheure Staubmassen wirbelten daher. Die Bäume bogen sich tief zur Erde, selbst die großen Adler konnten sich nicht halten und torkelten wie betrunken in der Luft. Alles andere Getier verkroch sich und der Mensch erst recht.

Und durch jede Ritze drang der Graus, es knirschte zwischen den Zähnen und brannte in den Augen, der Kopf war ganz benommen; ein sehr ungemütlicher Zustand. Ein Gutes hatte der Sturm, er brachte eine richtige Abkühlung und die folgenden Tage in Jaipur war man daher leistungsfähiger als vorher, wenn auch die Hitze um die Mittagsstunden immerhin kräftig war.

Jaipur ist wieder ein Staat mit einheimischem Herrscher und seine Hauptstadt ist höchst interessant. Sie ist verhältnismäßig modern angelegt mit breiten Hauptstraßen, die sogar gepflastert sind und Gossen haben. Die Stadt, ganz von Mauern umgeben, hat gewaltige Doppeltore, durch die würdevolle Kamele schreiten, auch gelegentlich, noch würdevoller, einer von des Maharajas Elefanten. Alle Häuser sind rosenrot gemalt, mit vielen Erkerchen und Balkonen und flachen Dächern, und eine so bunte Menge schob und drängte sich in den Straßen, wie wir's im bunten Indien selten erlebt hatten. Viertausend Pilger waren gerade in der Stadt, zum Teil von weit hergekommen, große, schöne Erscheinungen in malerischen Trachten, die Frauen mit den unten unendlich weiten Röcken, die so graziös beim Gehen auf- und niederwippen und vielem Gold- und Silberschmuck an Knöcheln, Armen, Ohren und Nasen. So zogen sie in Trupps einher, vorneweg ein paar Musikanten und oft drehte sich einer vergnügt im Tanze zur Musik. Dieser Tänzer bildete dann aber stets den Kopf des Zuges. Ich habe schon oft gedacht, daß solche Pilgerfahrt eigentlich die Hauptfreude des Inders ist, so fröhlich wie diese war mir aber noch keine erschienen. Ihr Pilgerziel waren die Tempel am Galtapaß, den wir dann auch am Nachmittag besuchten. Oben auf der Höhe des Berges liegt ein Tempel des Sonnengottes, von dem man einen schönen Blick in das weite, bergige Land, auf die freundliche rosa Stadt hat. Dann aber steigt man hinab in die enge Galtaschlucht, durch die ein rauschender Wasserfall hinabstürzt. Ein paarmal hat man das Wasser gefangen und zu heiligen Badeplätzen gefaßt und daneben einen kleinen Schrein oder Tempel errichtet. Schroff steigen die Felswände auf, üppig wuchern Büsche und Bäume. Affenherden tummeln sich auf den Dächern und stürzen sofort zur Fütterung herbei, wenn der Fremde in den bereitgehaltenen Kuchenkorb greift; aber noch reizvoller wird das Ganze durch die Menge von wilden Pfauen, die überall umherstolzieren und die Pracht ihrer Federn in der Sonne leuchten lassen. Es ist ein entzückender Fleck Erde, besonders weil er etwas in Indien Seltenes bietet, Kühle und Schatten.

Eine zweite, sehr schöne Tour machten wir zur toten Stadt Amber.

Hier, wie in Fatehpur Sikri wurde die eigentliche Residenz aufgegeben und einige Meilen weiter neu aufgebaut, und sehr sonderbar mutet nun diese Ruinenstadt wieder an. Wunderschön war sie gelegen, hoch darüber Fort und Palast. Der Palast steht noch unbeschädigt. Weiße Marmorhallen mit bunten Malereien, reizende Zimmer mit luftigen Erkerchen, unterirdische kühle Bäder, Dachterrassen, Haremsräume — alles ist erhalten, nur tot und verlassen, ein wenig gespenstisch wirkt das Ganze trotz des hellen Sonnenscheins. Und am weiten Abhang dicht hingebreitet liegen die Häuser, teils gut erhalten, teils in Ruinen, überall überwuchert von der üppigen Vegetation. Man wandert mit Vorsicht darin herum. Wo der Mensch nicht mehr lebt, da lebt die Schlange, und mein Grauen vor ihr ist in Indien nicht geringer geworden. In einigen Ruinen beginnt sich allerdings wieder der Mensch anzusiedeln. Ein kleines Dorf hat an einer Stelle bereits Besitz ergriffen, doch ändert das nichts am Eindruck der Verlassenheit und des Verwunschenen.

Diese toten Städte traten uns in Delhi noch viel eindringlicher vor die Augen. Fünfmal ist die alte Kaiserstadt neu erbaut. Ein neuer Herrscher wünschte eine neue Residenz — er baute sie einige Meilen von der alten entfernt, und diese wurde verlassen und sank in Ruinen. So haben wir nun vier solcher Ruinenstädte früherer Delhis, nicht so gut erhalten wie Fatehpur Sikri oder Amber, aber überall stehen noch die Moscheen und die wundervollen Gräber. Die ganze Umgebung von Delhi ist wie besät mit diesen herrlichen Grabdomen, und je einsamer sie im glühenden, jetzt wüstenartig dürren Lande liegen, umso stimmungsvoller und melancholischer wirkten sie auf mich.

Lalkot, schon um das Jahr 1050 gegründet, ist die interessanteste dieser alten Städte und enthält als bedeutendstes Monument einstiger Größe den berühmten Kutb Minar, ein Minaret und Siegesturm zugleich mit fünf sich verjüngenden Stockwerken. Aus rot-gelblichem Sandstein gebaut, steigt er höher zum Himmel hinan, als die Siegessäule in Berlin, ganz schlank in seiner Wirkung, wundervoll gegliedert durch vertikale Rippen und bei jedem Geschoß mit umlaufenden eleganten Balkonen geschmückt. Breite Spruchbänder mit Koranversen umziehen ihn unten. Es ist ein ganz wundersames Bauwerk, völlig abweichend von allem übrigen, was wir sonst je sahen, und doch so schön, daß man sich von dem Anblick nicht losreißen kann. Wir stiegen bis zum dritten Stockwerk hinauf und genossen den Blick auf die zahlreichen Ruinen und Gräber zu unseren Füßen; auf die höchste Höhe verzichteten wir aber — der Tag war enorm heiß und die

Aussicht nicht klar, so schonten wir unsere Herzen gern. Riesige Bogen mit prachtvoller Reliefarbeit sind die Reste der Front einer gewaltigen Moschee, eine über 7 m hohe Eisensäule davor wirkt ganz klein dagegen. Diese Säule, ein Wunderwerk ihrer Zeit, stammt aus dem 4. Jahrhundert n. Chr. und besteht aus einem einzigen Stück Schmiedeeisen. Pfeilerhallen und Höfe und kleinere Hallen lagern sich herum. Außerhalb der Festungsmauern aber gibt es herrliche Kuppelgräber, weit verstreut über das Land. Es ist ein höchst eindrucksvoller Ort, wohltuend auch durch das Grün der Bäume und Büsche, die innerhalb der alten Festung angepflanzt sind, denn sonst zeigte sich das Land völlig verdorrt, und sengend brannte die Sonne darauf hernieder. Wir hatten diese Tour natürlich im Auto unternommen und fuhren noch eine Stunde weiter zur alten Festungsstadt Tughlakabad, die, um 1320 erbaut, auf einem Felsenrücken liegend uns völlig als Wüstenstadt erschien. Dies frühere Delhi ist heute ein gewaltiges ödes Ruinenfeld mit Resten von Toren und Türmen und mächtigen Befestigungsmauern. Besser erhalten ist das gegenüber liegende Grabmal Tughlaks, ehemals in einem Teiche gelegen; man geht noch auf einem Damm durch dürre Felder hinüber. Das ganze Grabhaus wirkt trotzig wie eine Festung von einer etwas düsteren Schönheit. Allmählich rückte aber nun die Mittagszeit heran und die Hitze war schon so beträchtlich, daß selbst schnelles Fahren keine Abkühlung mehr brachte, zuweilen schlugen uns Wellen glühenden Windes entgegen. Man sehnte sich nach dem sausenden Punkah und dem dämmrigen Hotelzimmer.

Das Maiden's Hotel in Delhi gilt als das beste in Indien, jedenfalls ist es ein luftiger, großer Prunkbau mit schönen Terrassen und bietet allerlei ungewohnten Komfort. Ein Rasenplatz davor war uns sehr angenehm, um nachts dort zu sitzen. Einmal wurde er einen halben Tag lang unter Wasser gesetzt, um auch dem Hause etwas Kühlung zu verschaffen. Ihr seht, wie der Sommer mit Macht jetzt auftritt. Wir vertragen aber die Hitze recht gut, wenn man natürlich nun auch viel mehr ruht, als in den Monaten vorher und seinen Tag schon zu möglichst früher Stunde beginnt.

Firozabad, das alte Delhi vom Ende des 14. Jahrhunderts, betrachteten wir uns eines Nachmittags. Hier waren die Ruinen von Schlinggewächsen überrankt und übergrünt und die lila Bougainvillia erfreute wieder das Auge. Eine hohe As'okasäule ist wieder aufgerichtet und ragt weit ins Land. Bei Purana Kila, dem Delhi des 16. Jahrhunderts, liegen die schönsten Mausoleen. Humayun, der Vater Akbars, ruht in einem herrlichen Kuppelhaus, das auf mächtigem, quadratischem Unter-

bau errichtet ist; rings dehnt sich ein weiter, stiller Garten mit Wasserläufen und Umfassungsmauern und vier prachtvollen Toren darin. Ein ganzer Gebäudekomplex dicht dabei enthält Fürstengräber mit herrlichen Marmorschranken, ein Heiligengrab mit schöner, perlmuttereingelegter Kuppel und Säulenumgang, das Grab des Khusru, des ersten Urdu-Dichters, des ‚Süßzüngigen Papageien', und das Grab der schönen Jehanara, das nach ihrem eigenen Wunsch kein Prachtbau, sondern nur eine Rasenfläche deckt, eine Demut, die in dieser Zeit, wo gerade die Grabhäuser immer herrlicher ausgestaltet wurden, ganz eigenartig und überraschend wirkt.

Hat man nun tagelang diese großartigen Reste der Vergangenheit betrachtet, so wirkt das neueste Delhi allerdings ganz niederdrückend. Die Engländer schaffen hier eine Europäerstadt, in der alle Verwaltungsgebäude liegen sollen. Als Sitz der Regierung sollte es etwas ganz Großartiges werden, aber es ist nichts als trostlose Öde und Langweiligkeit. Riesige Säulenhallen, als einzige Beziehung zum Lande selbst ein plumper Steinzaun, dem von Sanchi ähnelnd, aber im übrigen eine Anlage, in England erdacht und nicht passend für Indien. Man sagt, daß sie sogar den wichtigsten Bedürfnissen, Kühle im Sommer und Wärme im Winter zu geben, nicht entspräche. Große öde Plätze und baumlose Straßen; man kann von Platzangst überfallen werden in New Delhi. Das Delhi, in dessen schönem Cantonment wir lebten, hat als Glanzpunkt sein Fort, das sich zwar äußerlich nicht so wunderbar aufbaut, wie das von Agra — es liegt nicht so hoch über dem Flusse — aber es hat wieder Moghulbauten von ganz unvergleichlicher Pracht und Schönheit. Trotzig von außen wirkt auch dieses Fort, wenn man sich ihm von der Stadt aus nähert, durch die hohen Umfassungsmauern von rotem Sandstein mit vielen Türmchen und den beiden vorspringenden Torbauten. Innen aber wäre es das Herrlichste alles Herrlichen, wenn nicht scheußliche moderne englische Kasernenbauten die eine Seite völlig in Anspruch nähmen. Nur auf der dem Flusse zugewandten Seite sind die Marmorpaläste und Hallen, Moscheen und Bäder in ihrer märchenhaften Schönheit erhalten. Sie, wie die Gartenanlagen mit Wasserläufen und Pavillons, sind unter Lord Curzon wieder hergestellt worden, und so ist dieser Eindruck großartig, sowie man den Kasernen den Rücken zudreht. Wir hatten noch eine besondere Freude, als wir zum erstenmal auf das Fort kamen. Eine malerische bunte Menge bevölkerte den Khas Mahal, den wunderbaren Wohnpalast des Kaisers, lauter Moghulprinzen und Minister in farbenprächtigen, gold- und silbergestickten Gewändern. Wir glaub-

ten zu träumen oder ein Märchen aus 1001 Nacht zu erleben, denn da stand vor einem Wunderwerk von marmorgeschnittenem Fenster ein gefesselter Mann mit eisern verschlossenem Gesicht, vor ihm ein wilder Geselle, der seine Dolchspitze furchtbar drohend auf die Augen des Gefesselten richtete. Die Umstehenden sahen ohne Mitgefühl auf diese schreckliche Begebenheit. Und auf einmal vernahmen wir aus der Menge im Tone höchster Ungeduld: „Himmelsakra, das wollen Schauspieler sein!!" Ein echter Bayer machte Filmaufnahmen aus der Moghulgeschichte und geriet über seine indischen Schauspieler in helle Verzweiflung. Noch nach einer Stunde sahen wir den dolchzückenden Henker vor seinem Opfer am Marmorfenster stehen.

Wir aber wanderten weiter, sahen die herrliche Audienzhalle, in deren Rückwand sich die Thronnische befindet, die mit entzückendster Pietradura-Arbeit geschmückt ist. Blumen, Früchte, Tiere und, als überraschendstes, Orpheus mit der Leier sind, mit farbigen Steinen, in schwarzen Marmor eingelegt, alles so leicht und graziös hingeworfen, daß es an Wandmalerei erinnert. Ein französischer Künstler soll diese Arbeiten einst ausgeführt haben — daher auch die fremdartigen Motive. Schöner noch als diese Halle für die öffentlichen Audienzen ist die ganz offene Privat-Audienzhalle mit prachtvollen Pfeilern, die wieder mit Pietradura-Arbeit bedeckt sind. Die Decke ist hier in blau und gold gehalten. Es ist ein solch bezaubernder, farbenprächtiger und doch diskret geschmückter Raum, daß man mit dem Erbauer ausrufen möchte: „Wenn es ein Paradies auf Erden gibt, so ist es hier, so ist es hier, so ist es hier!" Diesen Ausspruch hat er nämlich über dem Eingang in persischer Schrift verewigen lassen.

Eine Wasserrinne läuft durch die Halle wie durch den ganzen Palast bis zu den Bädern. Drei schneeweiße Marmorräume, die Wände mit Pietradura geziert, haben vertiefte Bassins und Springbrunnen, Ruhebänke laden ein zum wonnigen Träumen. Frische und Erquickung atmet hier alles. Wenige Schritte weiter ist der Wohnpalast des Kaisers mit Prunkräumen und zwei kleinen Zimmern, die heute wieder ganz im Moghulgeschmack eingerichtet sind. Durch Glastüren kann man hineinsehen. Bunt und prächtig leuchten hier Kissen und Teppiche, bronzene Gefäße blitzen; nur den Märchenprinzen muß die Phantasie dazu schaffen, der in Träumen versunken, aus seiner kunstvollen Wasserpfeife raucht.

Stunden und Stunden kann man hier alle diese Pracht bewundern. Immer wieder entzückte uns ein neues zierliches Marmorbauwerk, und nicht am wenigsten wirkte ein kleiner Pavillon im Garten, wo sich die

unbeschäftigten Schauspieler zur Ruhe niedergelassen hatten. Ob sie wirklich so wenig leisteten, wie unser Bayer behauptete, kann ich nicht beurteilen, aber wie sie nun so unbeobachtet in ihren prachtvollen Gewändern zusammenhockten, konnte das Bild nicht natürlicher und schöner sein; uns jedenfalls zauberte es eine Mittagsstunde zur Moghulzeit vor. Schließlich hat Delhi noch die schönste und größte Moschee, die wir gesehen haben. Auf mächtigen Freitreppen steigt man hoch zu ihr hinan. Aus rotem Sandstein mit weißem Marmoreinlagen erbaut, trägt sie zwei elegante Minarets und drei große weiße Kuppeln, die von schwarzen Streifen durchzogen leichter wirken als die meisten Moscheen. Der weite Hof, von offenen Arkaden umgeben, hat in der Mitte das Wasserbecken zur Reinigung. Am ersten Tage sahen wir ihn still und menschenleer, die wenigen Menschen verloren sich in seinen riesigen Ausmaßen. Aber am Freitag, als zur Sonnenuntergangszeit tausende und abertausende von Gläubigen sich betend da auf und nieder warfen, war der Eindruck noch überwältigender. Wie unendlich groß ist der Gegensatz dieses gemeinsamen Gebets der Mohammedaner zu der Andacht der Hindus, wo jeder für sich allein sein Gebet verrichtet, während der Nachbar unbekümmert Handel und Wandel nachgeht.

Das war Delhi, und viel bliebe immer noch von einzelnem Schönen zu berichten, aber schließlich — ich bin weder Baedeker noch Murray und will Euch auch nicht zu sehr ermüden und will nur erzählen, was mir besonderen Eindruck gemacht hat.

Und nun zum Schluß des heutigen Briefes noch ein Wort über Lahore. Wie schön es uns erscheint mit seiner nächtlich frischen Luft und den unzähligen Rosen, schrieb ich schon zu Beginn. Alle Universitätsinstitute liegen in solch schönen Parks. Wir betrachten sie ein wenig mit den Gefühlen von Schulkindern, die Ferien haben, da Heinrichs Vorlesungen in Lahore fortfallen, weil schon die Examen begonnen haben. Die große Kanone Zamzammah (Löwengebrüll), die die Herrschaft über das Panjab verbürgt und die vor des kleinen Kim „Wonder House" steht, haben wir auch mit Andacht betrachtet. Die Verlockung, sie eines Nachts zu rauben, könnte einen schon ankommen! Das Wonder House — das Museum — birgt fabelhafte Schätze der Gandhara-Kunst, aber es ist so voll und die Sachen sind so unübersichtlich aufgestellt, daß man sich nur mühselig die Perlen herausfischen kann. Dazu ist ein solcher Staub und Lärm, daß mir wenigstens nach einer Stunde der Kopf schwirrte und ich nach Luft schnappte. Es ist hier wie vielfach in indischen Museen — unaufhörlich ziehen Scharen von Eingeborenen mit Kindern jeden Alters bis zum Säugling

hindurch, schwatzend und schreiend in einer Wolke von Staub. Die großen kräftigen Sikhs hier haben besonders kräftige Stimmen und äußern ihr Erstaunen oder ihren Abscheu — wie vor den Buddhabildern — überaus geräuschvoll.

Sehr schön wird in einigen Jahren das Fort von Lahore sein, das hoch liegt und sehr imposant durch den mächtigen Palast wirkt, dessen Außenseite reich mit buntglasierten Ziegeln geschmückt ist. Natürlich haben die Engländer ihre Kasernen wieder gerade im Fort angelegt und dadurch — hier mehr noch wie in Delhi — den Gesamteindruck gestört. Zum Glück ist man nun aber dabei, die schönen Marmorpaläste und Moscheen aus ihrer greulichen Verbauung zu befreien. Was fertiggestellt ist, wirkt wunderschön, es stammt aus der besten Zeit der Moghulkunst. Ist alles in Ordnung, wird sich dies Fort denen von Delhi und Agra anreihen können. Wundervolle Parks aus Moghulzeiten besitzt Lahore außerhalb der Stadt mit weiten Wasser- und Terrassenanlagen, Mangohainen und symmetrischen Blumenbeeten. Eine Wonne ist es, darin zu wandeln und gegen Abend auf einem alten Grabe die zutraulichen Vögel zu beobachten, Wiedehopfe pickten dicht vor uns in den Ritzen des flachen Daches, und Papageien zogen über die dunkelgrünen Mangobäume und berauschend dufteten die kleinen, weißen Mangoblüten.

Versteht Ihr, daß wir diese Stadt lieben? Die letzte in der Ebene, wo wir einen längeren Aufenthalt nehmen, denn nun treibt uns doch die Hitze bald in die Berge.

S'rinagar, Kashmir, 17. April 1928.

Nun sind wir also hier im Hochland von Kashmir, in S'rinagar, „the most delightful spot of the world", wie's in den Reisebüchern heißt, und was wir sehr gerne glauben möchten, wenn es uns nur erst einmal vergönnt wäre, die Berge zu sehen. Sie verbergen sich aber, seit wir hier sind, — seit vorgestern — hinter dicken Wolken. Und es gießt drei Stunden wie mit Mulden, regnet dann drei Stunden wie in normalen Gebirgen, tröpfelt eine halbe Stunde, um den Turnus mit verdoppelter Kraft von neuem zu beginnen. Was bleibt da übrig, als die halbe leidliche Stunde herauszufischen und auf den „Bund" zu gehen, wo man einen schönen Blick, zwar jetzt nicht auf die Berge, wohl aber aufs Wasser hat. Es gibt eine alte Sage, daß ganz Kashmir einst ein großer See gewesen sei, bewohnt von einem mächtigen Naga, also einer

Schlange, die allen benachbarten Ländern sehr zur Plage wurde, bis dann Gott S'iva, vom weisen Kas'yapa herbeigerufen, kam, den Schlangendämon erlegte und mit seinem Dreizack einen Abfluß nahe bei Baramula durchstieß, so daß der Jhelumfluß sich nun dort hinabstürzte, Indien entgegen, und das herrliche Land Kashmir mit seinen blühenden Gärten entstand. Nun, ich glaube, Gott S'iva müßte bald wiederkommen und einen neuen Durchstich machen oder einen Wolkendämon erschlagen, denn man hat den Eindruck, daß nach einigen weiteren Regentagen das ganze Land wieder ein großer See sein wird. Der Jhelum, der Hydaspes der Griechen, ist bereits über seine Ufer getreten, sämtliche Reisfelder stehen tief unter Wasser, und es bleibt nur der Trost, daß so viele Hausboote vorhanden sind, daß man sich im Notfall in eines retten kann und darauf davon schwimmt wie Noah in der Arche! Diese Hausboote haben für mich etwas ungemein Verlockendes, und wir würden sicher eins mieten, wenn wir nur mehr Zeit für dies vielgepriesene Land hätten. Sie stellen sich auf die Dauer sogar billiger, als das Leben im Hotel mitsamt Mannschaft und Dienern. Da uns das versagt ist, werden wir uns in der ersten regenfreien Stunde eine Shikara nehmen und uns rudern lassen. Diese Shikaras sind lange schmale Boote, in der Mitte mit fröhlich bunten Kissen belegt und durch einen eleganten Baldachin gegen die Sonnenstrahlen geschützt. Da liegt man dann lang ausgestreckt zu zweien oder alleine und mit zwei Ruderern schießt man ganz geschwind auf dem Wasser dahin. Tagelang kann man das genießen, denn zahllose Kanäle verbinden die ebenso zahllosen Seen, und wenn dann rings die Schneeberge klar sind, der Himmel blau ist, dann muß es bezaubernd sein! Ja wenn...

Sehr eigen und fremdartig wirkt auch sonst dies Land. Kommt man mit dem Auto herauf aus der Ebene — eine andere Möglichkeit gibt es heute nicht mehr — früher fuhr man fünf Tage in der Tonga, heute fährt man zwei, so ist schon der Anfang höchst erfreulich, indem die Luft mit jeder Meile, die man zurücklegt, frischer wird. Dann geht das Steigen in steilen Kehren los, bei der vorzüglichen Straße für mich direkt ein Genuß. Allmählich beginnt die Bergzeder aufzutreten, dann kommt ein ganzer Wald davon. Hier atmet man nun schon leicht und frei die reine Luft. Dieser Wald steigt einen Gebirgstock hinan, der über 2000 m hoch ist. Er bildet einen der großartigsten Teile der Fahrt. Alle freien Ausblicke gehen auf grüne Schluchten und Höhen. Steil geht's dann wieder abwärts und ins Tal des Jhelum hinab. Der ist da schon ein reißender Strom, der ungeheuer schnell dahinschießt und die großen Stämme mit sich führt, die man nachher an der Bahn

von Lahore nach Peshawar überall aufgestapelt liegen sieht. Die Felsen sind jetzt zumeist schroff und kahl, aber man sieht am Flußufer Wiesen und grüne Felder. Auch Dörfer passiert man. Hier könnte man glauben, auf einer Schweizer Gebirgsstraße zu fahren. Dann kreuzt man auf einer Brücke den Jhelum und ist in einem kleinen Dorf, Domel, dicht vor der Grenze von Kashmir. Hier begegnete uns das einzige Abenteuer auf dieser Fahrt. Ein brauner Polizist in Turban und Kakhi-Uniform verkündete uns, die Straße sei geschlossen, Seine Hoheit der Maharaja von Kashmir würde sie binnen kurzem passieren. Nun, wir stiegen natürlich aus, diesen mächtigen Herrn zu sehen, und trafen da auf lauter höchst mißvergnügte englische Damen, die zum Teil schon zwei Stunden auf die Freigabe der Straße warteten. Es war 5 Uhr und eine Stunde Fahrt lag bis zum Rasthaus noch vor uns. Das von Domel hatte der Maharaja für sich belegen lassen. Außerdem blitzte es schon seit einer Stunde und dunkle Wolkenwände zogen von allen Seiten herauf. Wir hatten wohl eine Stunde gewartet, als die Autos heransausten, zugleich mit dem ersten Regenguß und heftigem Donner. Gesehen haben wir nichts von dem hohen Herrn, als seinen Wagen, der nicht anders aussah als andere auch. Dann fuhren wir sofort los, eine Reihe von sechs Autos. Gleichzeitig wurde es finster und ein tolles Wetter brach los. Es schüttete gleich so, wie es nur in diesen Ländern schütten kann. Dabei mußten wir nach zehn Minuten wieder halten, um die Zollgebühren zu zahlen, 8 Rupies pro Kopf! Und mit einer solchen Umständlichkeit. Es dauerte über eine halbe Stunde, bis die paar Wagen erledigt waren, und alles unter Blitz und Donner! Dafür haben wir in schönster Kashmiri-Schrift und -Sprache ein Zertifikat, daß wir ins Land hineingekommen sind. Dann ging's weiter in die stürmische Nacht, nun bedeutend langsamer als zuvor, auch unser Fahrer, der so gern jeden anderen Wagen überholte, fuhr jetzt sehr vorsichtig. Es war halb grausig, halb herrlich, tief unter uns der wilde Fluß, stockdunkle Nacht, nur fortwährend durch grelle Blitze erhellt, die die mächtigen Berge und Abstürze zeigten und unaufhörlich rollender Donner und Regenmassen, die bald auf der steilen Seite der Straße einen Bach entstehen ließen, oft die Straße in einen See verwandelten. Unangenehm waren besonders die vielen Ochsenwagen, die uns entgegenkamen — zum Glück kamen keine Autos mehr. Wir mußten schon so immerfort vorsichtig ausweichen. Aber wir schafften es doch und waren sehr froh, als wir schließlich freundliche Lichter durch die Dunkelheit blinken sahen und bald vor der Veranda des Rasthauses von Garhi hielten. Das war dann so behaglich, wie ein Berggasthaus in Tirol.

Diesmal war sogar das Bettzeug noch nicht durchnäßt, so daß wir sehr zufrieden und müde nach einem guten Abendessen in unsere Betten stiegen, hoffend, daß es sich in der Nacht abregnen würde. Allerdings — diese Hoffnung trog gründlich, am nächsten Morgen war alles grau verhangen und bald goß es von Neuem los. Der Weg war immerfort prachtvoll, so viel konnte man immer erkennen; wir machten jede Windung des Flusses mit und stiegen so langsam aufwärts. Allmählich weitete sich dann das Tal. Nach einem letzten Dorf schienen wir plötzlich auf einer weiten Ebene zu sein und bogen in eine Pappelallee ein, seltsame Pappeln allerdings, unendlich hoch und schlank und nur etwa 1 bis 2 m voneinander entfernt, die Stämme silbrig weiß, und hellgrün das Laub wie bei uns im Frühling. Wir glaubten zuerst, daß es wohl Birken wären. Zur Seite nun Reisfelder, gänzlich unter Wasser, immer durch die schmalen Dämme getrennt. So ging es wohl zwei Stunden fort; zuweilen tauchte für Minuten ein mächtiger Schneegipfel aus den Wolkenmassen auf, sonst hätte man meinen können, man führe durch ein verregnetes Mecklenburg. Dann plötzlich eine Stadt, kleine Häuser, meist aus Holz, mit Balkonen und Veranden, die Dächer vielfach mit Gras bewachsen, eine enge Bazarstraße mit grundlosem Morast, der zu beiden Seiten des Wagens hoch aufspritzte; dann wieder eine lange Pappelallee und schließlich ein ziemlich wüster Bauplatz mit teichartigen Pfützen, das Hotel von S'rinagar! Der erste Eindruck war deprimierend. Später sah alles freundlicher aus. Wir bekamen in einem Seitenbungalow unsere Zimmer, die allerdings auch kahl bis zum Äußersten sind, da sie weder Vorhänge noch Bilder, wohl aber weißgetünchte Wände besitzen. Versöhnlich ist ein großer Teppich, behagliche Lehnstühle, elektrisches Licht, sogar eine Stehlampe, die wirklich brennt (für Indien ein seltener Luxus!), und als Bestes in jedem Zimmer ein Kamin. Den ersten Tag diente er allerdings als Trockenplatz, da das Bettzeug und der eine Koffer total durchnäßt waren. Außerdem war das vorausgesandte Gepäck nicht eingetroffen. Der Weg zum Speisesaal auf frisch aufgeschütteter Straße, auf der noch die Dampfwalze fährt, ist fast zehn Minuten lang; dieser selbst eigentlich eine Baracke, in der für mein Gefühl der Abendanzug der Damen und Herren höchst lächerlich wirkt. Das neue Haus ist fast fertig und sieht sehr nett aus; das alte, berühmte Hotel ist durch eine Feuersbrunst, wie ich vorhin hörte, zerstört. Jedenfalls wirkt alles provisorisch. Daß trotzdem die Mahlzeiten sehr gut sind, überhaupt alles richtig funktioniert, ist fast erstaunlich. Der Besuch ist höchst rege, ich schätze, daß wir zur Zeit über fünfzig Gäste sind. Die meisten richten wohl ihre

Hausboote ein, wie der italienische Professor T. und Frau, die wir schon von Dacca her kennen. Sie bleiben sechs Monate hier und gehen zur kalten Jahreszeit wieder nach Südindien. Diese Schilderung von S'rinagar zeigt Euch allerdings noch nicht, daß es schön hier ist; wir merkten es ja auch erst, als es einmal weniger goß und wir einen Spaziergang wagten. Wir leben hier natürlich, wie stets in Indien, im sogenannten Cantonment, außerhalb der Stadt, und so etwas von Frühlingsgärten sah ich noch nie. Jede Blume, jeder Baum von zu Hause steht hier in voller Blüte; Tulpen, Goldlack, Vergißmeinnicht, Stiefmütterchen, jede Sorte von Iris, Kirsch-, Äpfel-, Birn- und Pfirsichbäume, Glyzinien, Flieder, Forsythien und unzählige fremde blühende Büsche — ein Blütenmeer mit lauter zartem Frühlingsgrün durchsetzt, das mich ganz berauscht. Ich war ja stets ein Blumennarr! Und dann der Bund! Das ist ein hoher Dammweg zwischen Fluß und Gärten, an dem ein Hausboot neben dem andern liegt. Zuweilen zweigen andere Dammwege ab, eingefaßt von den hohen Pappeln, und als Hintergrund tauchen schwarze Berge auf, und wenn die Wolken zerreißen, gucken die himmelhohen Schneegipfel einen Augenblick heraus, geheimnisvoll lockend und sich schnell wieder verhüllend. Und dann kommen große Wiesen und auf ihnen die riesigen Chenarbäume, eine Art Platanen, mit so gewaltigen Stämmen, daß man meinen möchte, Jehangir, der sie hier einführte, habe sie alle selbst noch gepflanzt! Eine Schattenseite hat aber S'rinagar doch — eine unglaublich aufdringliche Bevölkerung. Eine derartige Belästigung ist uns durch ganz Indien hindurch noch nicht vorgekommen. Ungefähr zwanzig Kerle belagern ständig den Hoteleingang und stürzen sich auf jeden Heraustretenden mit den unglaublichsten Angeboten. Hausboote, Autos, Pelze, Stickereien, Curios jeder Art, Ansichtskarten, alles soll man kaufen, Schuster und Schneider für den nächsten Tag bestellen, und diese Überfälle wiederholen sich vor jedem Geschäft. Am ersten Abend kamen wir ganz verstimmt von diesem Kampf nach Hause. Jetzt stellen wir uns einfach taub und werden etwas weniger belästigt, wenn auch gelegentlich ein ganz Unverschämter, der sich als Abgesandter der Regierung ausgibt, noch mal bis in unser Zimmer vordringt. Dabei sehen die Leute gut aus, sind nicht sehr dunkel, mit schönen Profilen und groß und gut gewachsen. Ob sie durch die Fremden, die doch erst seit etwa zehn Jahren in größerer Menge hierherkommen, so verdorben sind, weiß ich nicht zu sagen. Jedenfalls ist es eine greuliche Bande; ich verstehe jetzt unseren braven Boy, der, als wir ihm den Kashmirplan auseinandersetzten, mißbilligend und kopfschüttelnd sagte: „bad people, no good at all!"

19. April. Es regnet beständig weiter und zwar so, daß der kürzeste Spaziergang eine stundenlange Trocknung von Schuhen und Mänteln erfordert. So bleiben wir heute drinnen, pflegen allerlei kleine Gebresten, lesen — aus zwei verschiedenen Büchern — wie schön Kashmir sein soll, waten zu den Mahlzeiten in die Dinnerbaracke und sitzen dann wieder am Kamin, wo ich Muße genug habe, die Schreibmappe auf den Knien, — diese indische Angewohnheit werde ich wohl beibehalten — Euch weiter von uns zu berichten. Mir kommt es vor, als seien wir hier von der Welt abgeschnitten. Die Überschwemmung ist natürlich bereits da, wie mir eben Frau T. von ihrem Hausboot aus schrieb. Wenn es so weiter geht, wird natürlich die Straße nach abwärts unpassierbar, dann sitzen wir hier oben fest, wer weiß wie lange! Ehe ich diesen Brief zum nächsten Posttag schließe, werde ich Euch Näheres darüber sagen können. Also kehrt nur erst wieder mit mir in die heiße Ebene zurück. Laßt uns vergessen, daß draußen der Regen rauscht und wir heute einen großen Korb dicker Holzklötze verheizt haben, und der Boy eben auch nebenan im Schlafzimmer das Kaminfeuer anzündet.

Wir wollen lieber unsere Gedanken zum goldenen Tempel nach Amritsar schicken, den wir von Lahore aus am Ostersonntag besuchten. Ihr werdet Euch erinnern, daß ich aus Lahore von den großen stattlichen Sikhs schrieb. Diese Sikhs haben eine eigene Religion, gelten aber als Hindusekte; doch unterscheiden sie sich in wesentlichen Punkten ihres Glaubens von dem der Hindus. So glauben sie an einen alleinigen Gott, verwerfen jeden Bilderdienst und erkennen die Kastenunterschiede nicht an. Ihre Führer sind die Gurus, was soviel wie Lehrer bedeutet, wie auch das Wort Sikh eigentlich Schüler heißt. Der erste Guru und Gründer der Sekte war Nanak, der im 15. Jahrhundert lebte. Unter dem fünften Guru wurde die Lehre dann fixiert und in dem heiligen Buche, dem Adigranth, niedergelegt. Diesem Buche werden heutzutage Gebete und Verehrung wie einem Gotte dargebracht. Ständig durch Verfolgungen von den Mohammedanern bedroht, entwickelten die Sikhs mehr und mehr ihre kriegerischen Fähigkeiten, bis sie schließlich unter ihrem zehnten Guru um 1700 militärisch organisiert wurden und eine unabhängige nationale Existenz errangen. Diese Entwickelung aus einer religiösen Gemeinschaft zu einer politischen Macht ist höchst eigenartig. Im Anfang des 19. Jahrhunderts beherrschten die Sikhs unter dem kraftvollen Ranjit Singh das ganze Panjab und Kashmir. Bald nach ihm aber entstanden Zwistigkeiten mit den Engländern; es folgten die Sikhkriege, in denen England siegreich blieb, und heute ist das Sikhreich eine britische Provinz. Sie liefert noch heute vortreff-

liche Soldaten; die Sikhtruppen gehören zu den besten im britischen Heere. Auch äußerlich kann man an ihrer straffen Haltung, den kräftigen, hohen Gestalten den kriegerischen Geist dieser Leute erkennen. Sie tragen Vollbärte und einen gelben Turban, dessen Ende seitlich herabhängt. Merkwürdigerweise haben wir sie sowohl in Bombay als auch in Kalkutta vielfach als Chauffeure getroffen.

Durch enge Eingeborenenstraßen mit hübschen geschnitzten und bemalten Häusern und einem bunten Getriebe fuhren wir in unserer Tonga vom Bahnhof zum Tempelbezirk. Gleich beim Eingang, wo leider ein Glockenturm in geschmackloser englischer Gotik steht, nahm uns ein Polizist in Empfang, führte uns zur Wache, wo wir die Schuhe aus- und vorher gekaufte Strümpfe anziehen mußten. Zigarren, Schirme und Kameras müssen deponiert werden; dann erst kann die Besichtigung beginnen. Der Tempel, ein entzückender kleiner Bau, unten aus weißem, bunt eingelegtem Marmor, das obere Stockwerk und die Kuppeln mit vergoldeten Kupferplatten belegt, liegt mitten in einem klaren See. Ringsherum führen Marmorestraden, auf denen die Andächtigen sitzen, bevor sie im heiligen Wasser baden. Pilgerhäuser liegen daran, es ist ein buntes Leben dort. Ein schöner Marmortorbau führt auf eine Marmorbrücke, über die man zum Tempel gelangt. Hier nahm uns ein freundlicher dicker Mann in Empfang, das Schwert im Arm, den Dolch im Gürtel. Er entpuppte sich als ein früherer Lehrer des Englischen und Mathematiker, der ehrenamtlich die Führung machte. Als er erfuhr, daß wir nicht Engländer, sondern Deutsche seien, war er hochbeglückt und bereit, uns mehr als gewöhnlich zu zeigen. Der Tempel hat zwei Stockwerke und ist innen bezaubernd mit bunten Marmoreinlagen, Gold und Malereien geschmückt. In der Mitte ist ein Geviert abgeteilt, an dessen einer Seite der Priester saß. Vor ihm lag, mit kostbarem Tuch bedeckt, der Adigranth, das heilige Buch, das er mit einem Yakwedel befächelte. Im langen Zuge umwandelten die Gläubigen dieses Geviert und brachten Blumenkränze, die auf das Buch gelegt wurden, und erhielten dafür von dem Priester andere, die schon dort gelegen hatten. Die führten sie andächtig an die Augen. Auf der Eingangsseite saß ein anderer Priester, er teilte denen, die ein Geldstück in das Geviert geworfen hatten, Zuckerkörbchen aus. Auch wir erhielten, nachdem wir eine Rupie gezahlt hatten, solch ein Körbchen. Auf der dritten Seite saßen Musikanten, auf der vierten nahmen wir Platz und genossen das wundervolle Bild. Man machte für uns etwas Musik, aber viel eindrucksvoller war der tiefe Ernst der Verehrenden. Wir fühlten uns hier wieder in einer andern Welt, aber in einer der religiösen

Hingenommenheit, die uns auch als bloße Zuschauer ergriff. Im oberen Stockwerk saß ein Priester und las aus dem heiligen Buche. Ununterbrochen geschieht das — den ganzen Tag hindurch — nach einigen Stunden lösen sich die Priester ab. Auch der Fremde muß die Tempelregeln genau beobachten. Heinrich nahm, da es heiß war, den Hut ab; gleich wurde ihm bedeutet, das sei nicht erlaubt. Ebenso muß man sich in acht nehmen, dem heiligen Buch nicht den Rücken zuzudrehen, eine Vorschrift, die schwerer zu befolgen ist, da an den verschiedensten Orten des Bezirks Priester saßen und darin lasen. Auch darf man die Hände nicht in den Taschen haben. Später besichtigten wir das Gebäude, wo der heilige Adigranth nachts aufbewahrt wird. Abends wird er feierlich dorthin überführt. Hier findet auch die Taufe statt, die der in die Gemeinde Eintretende erhält. Rings um den grünen Teich aber stehen zahlreiche Schreine, heilige Bäume, Speisehallen für die Armen und andere wohltätige Anstalten, und unser freundlicher Führer erzählte uns viele Legenden von wunderbaren Heilungen von Kranken und Krüppeln und erstaunliche Geschichten von Selbstaufopferung, die hier geschahen. Ein Zeichen einer solch edlen Tat ist ein siebenstöckiger Turm, errichtet als Denkmal für einen siebenjährigen Knaben, der sein Leben für die Wiedererweckung eines von einer Schlange gebissenen Kameraden hingab. Der Turm ist innen bunt bemalt, und wenn man ihn glücklich erklommen hat, so wird man durch einen herrlichen Rundblick über den ganzen Tempelbezirk belohnt. Weiß, gold und grün sind die Farben, die hier das Auge erfreuen und der zierliche Tempel bietet sich von hier so schön dar, wie von keinem andern Orte. Wir saßen lange auf der niedrigen Balustrade und ließen uns von den Bräuchen und dem Kult der Sikhs erzählen, dabei brach aber immer wieder die Erbitterung gegen die englischen Herrscher des Landes aus. Vor einigen Jahren hat allerdings anläßlich eines Festes ein ganz sinnloses Blutvergießen stattgefunden, indem ein englischer General, wohl aus Furcht vor einem Aufruhr, die aber ganz unbegründet war, auf die Menge schießen ließ.

Der andere Ausflug von Lahore galt Harappa, einem Ausgrabungsort, wo Funde gemacht werden, die bis ins 4. Jahrtausend v. Chr. zurückgehen; es ist dieselbe Periode, aus der die Funde von Mohenjodaro stammen. Die Sache war etwas kompliziert, da sie nicht an einem Tage zu machen war, aber läßt sich ein guter Archäologe durch kleine Schwierigkeiten abschrecken? Wir kamen im Dunkeln an einer kleinen Station an — Tongas gab es nicht, so stand man wieder einmal in stockdunkler Nacht im tiefen Indien. Schließlich fand sich ein Kuli, der das Bettzeug auf

den Kopf schwang und uns voran trabte. Zum Glück hatten wir den Boy mit. Bald ging's in einen Feldweg hinein — zu sehen war nichts. Dann verschwand der Kuli in einer Hecke, wir schleunigst hinterher, nun im Sprung über einen Graben, in dem es bedrohlich raschelte, dann über eine Art Sturzacker — alles im Finstern. Wir grollten gelinde, endlich sahen wir Lichter und standen vor dem Dak Bungalow. Alles offen, kein Mensch drinnen und kein Zimmer mit zwei Betten, nichts vorbereitet. Nun brüllte der Boy los und hatte bald auch ein Wesen am Ohr (in solchen Fällen wird er tatsächlich handgreiflich), das dann auch schließlich unser Telegramm ganz zerknittert aus seinem Hemde zog. Das Telegramm hatte ihm aber nicht viel genützt, da er es nicht lesen konnte. Na, der brave Boy sagte, wir müßten unser Dinner haben, wir sollten zurück zur Station gehen, er würde unterdessen „make it nicely". Diese tröstliche Redewendung kennen wir schon, also jagten wir hinter dem enteilenden Kuli her, der in Anbetracht seiner Last vorhin einen Kürzungsweg genommen hatte. Auf der Station lag alles im Schlafe, wir trommelten aber schließlich einen Mann heraus, der uns für einen kräftigen Preis noch einige Konserven und Flaschen mit Bier verkaufte; kochen könnte er nicht mehr. So wurde der ganze Kram auf ein Servierbrett gestellt, ein neues Individuum damit beladen, und abermals ging's den Weg zum Dak Bungalow, der mit jedem Male kürzer wurde! Und schließlich um 10 Uhr saßen wir dort um einen großen runden Tisch und der Boy servierte mit Würde und formvollendet kalte Oxford Saussages und Biskuits; wir tranken warmes Bier dazu und fühlten uns nach allen Schwierigkeiten geborgen und behaglich. Auf den harten Betten haben wir dann — in die eigenen Moskitonetze gewickelt — gut geschlafen und ich freute mich wieder einmal, daß ein indisches Bett nur aus einem Holzgestell und Gurten besteht, denn sauber war dies Dak Bungalow wirklich nicht. Am nächsten Morgen wurde ein Auto aufgetrieben, und wir brausten auf schier unmöglichen Wegen in eine Art Wüste hinein. Wir wurden so geschleudert und mit Staub bedeckt, daß mich's nur wundert, wie ein Mensch sein Auto an solche Wege wagen mag. Aber nach zwei Stunden waren wir da. Eine Reihe Wüstenhügel lag vor uns, durchfurcht von Rissen und Gräben. Darüber turnten wir im Schweiße unseres Angesichts; die Sonne brannte schon enorm heiß. In einer tiefen Ausschachtung entdeckten wir dann Lehmmauern und mitten drin einen großen Schirm, unter dem ein Archäologe bei seinen Zeichnungen saß. Alles wird hier von Indern gemacht. Als wir dann schließlich das Haupt der Arbeit herausfanden, wurde es sehr nett. Sowie sich Heinrich zu er-

kennen gab, herrschte große Freude. Das Haupt bekleidete sich anständig und führte uns herum. Alles ist hier höchst rätselhaft und wunderbar. Sieben Schichten von Gebäuden liegen übereinander. Dabei ist vieles so unerklärlich, auch unter den Kleinfunden, daß jeder mitraten kann. Das ist immer das Netteste, und wir haben alle drei fleißig Erklärungen aufgestellt, und es wurde immer interessanter. Nur manchmal dachte ich, ob wir nicht doch einen Sonnenstich trotz Tropenhut und Schirm bekommen? Es war das tollste von Glut, was wir erlebt haben. Nachher gab's Tee, den ein liebenswürdiger Anthropologe, der die aufgefundenen Schädel untersucht, bereitet hatte und der uns wunderbar erquickte. Dann wurde das Museum besichtigt mit seinen zahlreichen, überaus interessanten Funden. Fast alles ist winzig klein. Da sind reizende Gefäße und massenhafte Tierfigürchen und ganz primitive Menschenfiguren, alles in Haufen in den Ecken von Zimmern gefunden, Siegel mit rätselhafter Hieroglyphenschrift, Bronzefunde, Steinwerkzeuge, Schmuckgegenstände. Man staunt und staunt und weiß nicht, was man aus allen diesen Dingen machen soll! Um Mittag nahmen wir sehr herzlichen Abschied. In der nächsten Woche hörte dort wegen der Hitze schon alle Arbeit auf, so waren wir grade noch zurecht gekommen. Die Rückfahrt in Backofenhitze war ein Erlebnis für sich, zum Glück brachen wir nicht mit dem Auto zusammen (diese Vision kam mir ein paarmal), sondern wir landeten heil und ganz, sehr verschmachtet, am Dak Bungalow, das uns nun als paradiesischer Aufenthalt mit vielen Sodawasserflaschen empfing.

Von Lahore fuhren wir nach Taxila, wo wir als Gäste Sir John M.s, des Leiters des Archaeological Survey of India, auf das liebenswürdigste aufgenommen wurden. Dieser hervorragende Gelehrte hat für die indische Archäologie ganz Ungeheures geleistet. Jeder Ausgrabung kann man es sofort ansehen, ob sie unter seiner Leitung gemacht ist. Überall ist er nicht nur auf die Ausgrabung neuer Dinge bedacht, sondern er sorgt vor allem auch für die Erhaltung der Monumente. Wir bewohnten hier ein reizendes Zelt im Garten und mir wurde nur in den ersten Nachtstunden der Genuß der herrlichen kühlen Luft etwas durch das Bewußtsein gestört, daß es, wie mir Lady M. beim Tee auf dem Rasenplatz erzählt hatte, so viele Schlangen und Kankajuras, große Tausendfüßler, in Taxila gäbe. Der Biß dieser Tausendfüßler sei ebenso giftig wie der Schlangenbiß. Der Boden des Zeltes sei zementiert, weil Schlangen nicht gern darauf kröchen; immerhin sei es ratsam, nur mit einer Laterne im Dunkeln zu gehen und nichts im Dunkeln vom Boden aufzuheben oder in Schiebläden zu greifen, ohne vorher hinein-

zugucken. Einigermaßen tröstlich war nur, daß drei Mungos den Garten bewohnten! Auch Überfälle der Dakoits, Räuberbanden, kämen öfters vor. Eine Wache umschritte aber die ganze Nacht das Grundstück. Ihr könnt Euch denken, daß ich erst vorsichtig die Betten ableuchtete und ein Weilchen aufmerksam auf Geräusche lauschte, aber bald schlief ich trotz aller Schlangen, Kankajuras und Dakoits so sanft und gut in unserem luftigen Heim, wie seit vielen Wochen nicht.

M.s haben ihr Haus nach eigenen Plänen gebaut und einen bezaubernden Blumengarten angelegt. So etwas läßt sich in Indien mit Liebe und Sorgfalt und viel Wasser nämlich auch machen. Die Rosen blühten in hohen Hecken und ein leichtes Lüftchen wehte von den Bergen. Und die Morgen und Abende auf dem großen Rasenplatz waren herrlich. Lady M., eine mannigfach talentierte Engländerin, ihre Tochter, die Malerin ist und der Ausgräber von Mohenjodaro bildeten die Gesellschaft. Unter Sir Johns Führung die höchst interessanten Ausgrabungen von Taxila zu sehen, war natürlich besonders schön, und man lernte viel dabei.

Die alte Stadt Taxila war schon in grauer Vorzeit weitberühmt. Schon in den Jatakas wird oft erzählt, daß junge vornehme Leute in Taxila studierten. Später unterwarf es Alexander auf seinem Zuge nach Indien, und seine Blüte erreichte es unter dem Euch schon bekannten großen buddhistischen Kaiser As'oka. Im zweiten Jahrhundert v. Chr. stand es abermals unter griechischen, dann unter indoskythischen Herrschern, bis es um 455 n. Chr. von den weißen Hunnen zerstört wurde. Im 7. Jahrhundert, wo der chinesische Pilger Hiuen Tsang es besuchte, stand das Land unter der Herrschaft von Kashmir und die buddhistischen Klöster lagen bereits in Trümmern.

Bei diesen wechselvollen Schicksalen ist es kein Wunder, daß Taxila dem Archäologen eine ungeheuer reiche Ausbeute gebracht hat. In Sirkap, dem alten Taxila, sieht man die alten Festungsmauern und die Reste der Gebäude aus der frühen Kushan-Zeit, darunter sind aber noch die der skythischen und griechischen Periode zu sehen. Eine Hauptstraße führte vom Nordtor gerade durch nach Süden, wo ein ziemlich großer Palast gestanden hat. Die Seitenstraßen waren eng und trennten Häuserblocks, in denen sich die Räume um offene Höfe gruppierten. Keller oder unterirdische Zimmer lagen darunter. Wahrscheinlich haben hier in diesen Häusern die Professoren und Studenten gewohnt. Bis zum 1. Jahrhundert n. Chr. hat die Universität noch bestanden. Ein großer buddhistischer Tempel mit einer Apsis und einem Pradakshina-Umgang war auch vorhanden, und überall stehen die Reste von Schreinen und kleineren Stupas.

Die ganze Gegend war überhaupt mit Klöstern und Stupas besät. Das Land ist hügelig und auf den schönsten Punkten der Landschaft hat immer ein Kloster gestanden. Wir besichtigten Jaulyan und Mohra Moradu, die besonders gut erhaltenen Klöster. Beide haben einen größeren Hof, den die Mönchszellen einschlossen; auch eine Art Refektorium und ein Baderaum waren vorhanden. In Mohra Moradu steht noch ein großer Stupa mit sehr guten Stuckreliefs von Buddha und seinen Jüngern. Von seiner Höhe war der Blick auf die dschungelbewachsenen Täler und die grünen Hügel ganz besonders reizvoll. Wir benutzten hier wegen der Hitze die frühen Morgenstunden zu unserer Wanderung und befanden uns da überall in tiefster Einsamkeit. So erschrak ich fast, als ich in Träume versunken hinter Heinrich und unserem Führer nach Mohra Moradu hinaufstieg und plötzlich über mir den Kopf eines großen Kamels sah. Es kam so leise auf seinen großen Füßen ganz allein den Weg vom Kloster herunter, als hätte es eben auch nur seinen morgendlichen Pradakshinagang um den Stupa gemacht. Wie oft heißt es nicht in den Jatakas „Einstmals wurde der Bodhisatva im Leibe eines Elefanten wiedergeboren" — warum nicht einmal in dem eines Kameles? Jedenfalls wichen Kamel und ich nun achtungsvoll einander aus.

Geradezu als ein Muster für alle Museen Indiens kann man das erst vor einigen Wochen eröffnete Museum von Taxila hinstellen. Es enthält wundervolle Schätze der Gandharakunst, aber es ist auch mit so viel kultiviertem Geschmack erbaut und aufgestellt, daß man von einem Entzücken ins andre gerät. Jede einzelne Statue, jeder Stupa und jedes Relief kommt hier voll zur Geltung. Für meinen Geschmack hat ja die Gandharakunst, die einen starken griechischen Einfluß hat, wirklich schöne, edle Werke hervorgebracht. Die Köpfe sind oft klassisch schön, ohne je ganz das indische Element zu verleugnen; die Gewänder haben eine klassische Faltenanordnung. Auch Goldfunde, von wunderbarer Arbeit, bewahren sie dort, Schmucksachen und Gefäße, einen wahren Schatz! Ob es aber nicht doch gewagt ist, diese einzigartigen Gold- und Silbersachen so dicht an der Grenze aufzubewahren, wo die Dakoits schon einen Einbruch versucht haben und allnächtlich die Wächter bewaffnet das ganze Grundstück umschreiten müssen? Die Tage von Taxila fanden leider ein betrübliches Ende, indem das schöne neue Auto unsres Gastgebers auf einer Fahrt von einem Autobus gerammt und ganz zerstört wurde. Mitten durchgebrochen war es. Der Ausgräber von Mohenjodaro, der einzige, der gerade mitfuhr, wurde stark zerschnitten und mußte ins Hospital.

Am nächsten Morgen fuhren wir mit dem Auto fort nach Peshawar.

Heiß war's ja nun schon sehr, und selbst der Fahrwind um die Mittagszeit war wie glühender Wüstenwind. Aber die Fahrt ist sehr interessant. Man kreuzt bei der alten Akbar-Feste Attock den Indus, der dort schon ein reißender Strom ist und sich durch schroffe Felsen seinen Weg bahnt, fährt dann lange am Kabulfluß entlang und sieht an seinen Ufern die gewaltigen Stämme geschichtet, die er von hoch oben im Gebirge heruntergeführt hat. Viele Kamele lagern überall am Wege, struppigere Tiere, als wir bisher kannten. Gegen 12 Uhr in Peshawar angelangt, hörten wir, daß die Fahrt auf den Khaiberpaß eigentlich nur morgens unternommen würde, da nach 11 Uhr es nicht mehr erlaubt sei, ein gewisses Fort zu passieren. Das war uns sehr unangenehm, da wir früh am nächsten Morgen nach Kashmir aufbrechen wollten. Glücklicherweise aber hatte uns Sir John ein Empfehlungsschreiben an den Political Agent mitgegeben, und dieser Allgewaltige schrieb uns dann eine Extra-Erlaubnis, die Forts noch zu passieren. Also nun ging's gleich los. Der Paß ist gar nicht sehr hoch, aber unendlich wild und öde, eine ganz großartige Gebirgslandschaft. Auf indischer Seite sind Forts in Menge, ganz wie Wüstenfestungen wirkend, aus Lehm erbaut, trotzig und unzugänglich. Noch interessanter waren später die Afrididörfer, alle wie kleine Lehmfestungen mit einem hohen Wachtturm, von dem das Nahen der Feinde beobachtet wird. Durch diese Forts und Dörfer führt eine tadellose Autostraße in Kehren bergan, aber daneben läuft die alte Karawanenstraße, die die neue häufig kreuzt, und auf ihr zog eine unübersehbare Karawane von Kamelen, zottigen, häßlichen Gesellen, oft mit Kindern und Frauen beladen, die völlig verhüllt waren, aber neugierig aus ihren Vorhängen hervorlugten. Die Tiere schleppten gewaltige Lasten von Kisten und Ballen. Die jungen Kamele liefen unbeladen dazwischen. Bisweilen hatte man aber ein ganz junges der Mutter auf den Rücken geschnallt, und sein grotesk häßlicher Kopf schwankte nun hoch in der Luft, ein sehr drolliger Anblick. Aber auch zwanzig bis dreißig junge Zicklein hatte man einfach in ein großes Tuch gebunden und den Kamelen als Ballen aufgeladen, und an allen Ecken guckten nun die lebhaften kleinen Tierchen heraus. Zuweilen purzelte eins auf die Straße und lief meckernd nebenher, bis es wieder aufgegriffen und in seinen Ballen zurückgestopft wurde. Zwischen den Kamelen drängten sich die Eselskarawanen und Schafherden. Der Zug schien unabsehbar. Die Treiber, Afghanen und Zentralasiaten, sahen vorzüglich aus, oft waren es schöne, große Gestalten in aufrechter Haltung und bunt gekleidet. Es war ein wundervolles Bild auf dem Hintergrund der wilden

Felslandschaft, und wir freuten uns immer, wenn bei den Kreuzungen beider Straßen die unvermeidlichen Stockungen uns Zeit zum Betrachten und Photographieren gaben.

Am letzten Fort vor der Grenze ist eine riesige Karawanserei, in der es schon von Menschen und Tieren wimmelte, aber ununterbrochen kamen noch neue Scharen an. Vormittags ziehen die Karawanen abwärts von Kabul nach Peshawar, nachmittags aufwärts. Anders ist es auch bei dieser Menge nicht einzurichten. Begegnen dürfen sie sich nicht; es gäbe ein unentwirrbares Durcheinander. Dicht vor der Grenze stiegen wir auf einen kleinen befestigten Hügel und sahen hinein nach Afghanistan. Öde dehnte sich auch da die wilde Felslandschaft, heiß brannte die Sonne hernieder. — Wir waren recht froh, daß wir zugunsten Kashmirs den Plan, noch nach Kabul zu gehen, aufgegeben hatten. Aber der Besuch des Khaiberpasses war äußerst lohnend.

Peshawar, — nach unserm Freunde Konow bedeutet der Name „die Blumenstadt" — sahen wir noch am Nachmittag und in der Frühe des nächsten Morgens. Ein Kranz von Gärten, in denen die Rosen blühten, umschließt die Stadt, in deren Bazaren ein sehr buntes und malerisches Treiben herrscht. Das Museum ist voll der herrlichsetn Gandhara-Skulpturen, so voll, daß man drei weitere Museen aus seinen Schätzen beglücken könnte.

Und dann fuhren wir nach Kashmir, aus der größten Hitze immer höher und höher hinauf in dieses kühle feuchte Land.

20. April.

Die Sonne ist da — welche Wonne und welch langentbehrter Anblick! Zwar steht das Wasser noch rings in den Pfützen und die Wege sind ein wahrer Morast, aber oben ist der Himmel blau und von allen Seiten lugen die ungeheuren Schneegipfel über die letzten Wölkchen. Wir waren gerade auf dem Bund und sind noch ganz berauscht von diesem Bilde. Wer könnte da noch lange Briefe schreiben? Jetzt wollen wir hinaus und sehen, was sich in einer Woche noch sehen läßt. T.s machen alles mit. Wir stimmen so gut zusammen; sie sind genau so schönheitsdurstig und empfänglich wie wir.

27. April.

Acht wundervolle Tage gehen heut' zu Ende. Morgen früh geht's wieder hinab in die heiße Ebene, und damit treten wir dann wirklich

unsere Heimreise an. Aber was haben wir nicht inzwischen an Herrlichem gesehen und erlebt! Das Wetter blieb, seit es sich aufgeklärt, gut, und unvergleichlich schön erschien auch uns nun dieses Tal im Sonnenschein. Ringsherum ziehen sich die himmelhohen Schneeberge des Himalaya und Karakorum. Man glaubt wirklich abgeschieden von der übrigen Welt in paradiesischen Gefilden zu wandeln. Nie wußten wir, was uns am meisten entzückte: die weiten Wiesen mit den mächtigen Chenarbäumen, unter denen ganze Felder weißer und blauer Iris blühen, oder der breite Jhelumfluß mit seinen vielen, pappeleingefaßten Seitenkanälen, alles so fröhlich belebt von den zahllosen hübschen Hausbooten und Shikaras, oder der prachtvolle Dal-See, auf dem das Dahingleiten in der Shikara ein unbeschreiblicher Genuß ist. Rings blüht das Land — ein Frühlung ist's, so berauschend, wie ich noch keinen sah. Oft mußte ich an Böcklins Frühlingslandschaften denken, und Frau T. bestätigte mir auch, so sei's im April und Mai in ihren italienischen Vorbergen. Wir hatten immer ein schönes Auto zur Verfügung und machten mit T.s die genußreichsten Ausflüge. Ganz herrlich sind die beiden Parks, der Shalimar-Garten und der Nishat Bagh, das Schönste was die Gartenarchitektur der Moghulzeit hervorgebracht hat. Kleine Marmorhallen, marmorgefaßte Wasserläufe und Springbrunnen und gemauerte Terrassen. Dazu Blumen in überwältigender Fülle und Üppigkeit, Kashmirflieder und blühende Apfelbäume und riesige Chenars, unter denen sich die Maßliebchen zu weiß-rosa Teppichen angesiedelt haben. Als Hintergrund ein schwarzer Felsrücken und darüber Schneegipfel über Schneegipfel. Es war so herrlich, an einem stillen Wochentag fast allein das alles zu genießen, aber nicht minder schön erschien es uns am Sonntag, wo viel Volk in den Gärten spazierte, sich auf den Rasenflächen lagerte und fröhlich, aber ohne Lärm all diese Schönheit genoß. Die Wasser sprangen da alle, um eine Marmorhalle wohl hundert Springbrünnlein, die wie lauter gläserne Glocken im Sonnenscheine blinkten. Wer die Pracht dieser Zaubergärten Jehangirs geschaut, kann sie nie vergessen.

Wundervoll war ein Tagesausflug, den wir mit dem Auto zu den alten Kashmirtempeln machten, von denen vier aufwärts im Tal des Jhelum liegen. Die Fahrt allein schon war großartig. Zur Seite des Flusses führt die Landstraße und immer begleitet einen die endlose Kette der schnee- und eisbedeckten Himalayariesen. Die Tempel selber, völlig verschieden von den indischen Tempeln, aus grauem Stein, sind ziemlich stark zerstört und häufige Erdbeben lassen sie immer mehr zerfallen. Sie zeigen griechischen Einfluß. Sie bestehen aus einem

erhöhten Schrein und einer Vorhalle, zu der Stufen hinaufführen, und tragen sparsamen Reliefschmuck, der oft noch gut erhalten ist. Ein weiter Hof umgibt sie, in dessen Außenmauer Nischen für die Götterbilder angebracht sind.

Einen anderen sehr schönen Ausflug, halb zu Auto, halb zu Pferde, machten wir nach Gulmarg, einer 2600 m hoch gelegenen Sommerstation, die jetzt noch ganz verlassen im Schnee lag. Die Höhenpässe waren uns hier schon bedeutend näher. Wälder von mächtigen alten Tannen ziehen sich rings um eine weite Halde, auf der die kleinen Holzbungalows der Sommergäste stehen. Auch ein Holzhotel, das unserem S'rinagarer Wirt gehört, stand jetzt verschlossen. Wir aßen unser Tiffin im Garten der Residency. Unsere Träger tauten den Schnee über einem offenen Feuer auf und kochten uns Tee, und wir saßen auf den Stufen eines Gartenpavillons und tafelten wie die Könige, mit einem Blick das weite Land Kashmir und die wunderbare Kette der Schneeberge umfassend.

Auch eine Entdeckungsreise zu einer interessanten Ruinenstätte machten wir. Sie liegt nahe bei dem Ort Harawan, wo Reste merkwürdiger Bauten stehen, um die gepflasterte Wege herumführen. Die Pflasterung aber besteht aus herrlichen verzierten Terrakotten mit Darstellungen von langhaarigen Asketen, Tänzerinnen in Hosen, Hahnenkämpfen und Köpfen und sonderbaren Ornamenten. Die Stätte scheint selten besucht zu werden; die Reisebücher erwähnen sie nicht. Die englischen Erholungsreisenden interessieren sich wohl auch nur selten für solche Dinge! Ein kleiner alter Tempel, der Takht-i-Sulaiman, der Thron Salomons, liegt auf einem schroffen Felsen über S'rinagar. Wir erklommen ihn an einem frühen Morgen. Der Blick von oben war wieder bezaubernd. Allnächtlich erstrahlt ein helles Licht von da ins Tal. Wie mir mein Zahnarzt, bei dem ich zwei durch manch' interessante Erzählung gewürzte Sitzungen in seinem hübschen Hausboot hatte, erzählte, ist diese Beleuchtung ein Geschenk des Maharaja von Mysore, dessen Liebhaberei für elektrische Illuminationen uns ja schon vom Chamundi-Hügel in Mysore bekannt ist.

Wenn ich über die Stadt S'rinagar noch etwas sagen soll, so muß ich gestehen, daß sie im Innern eng und schmutzig und natürlich vom Gewimmel orientalischen Lebens erfüllt ist. Aber ihr Anblick vom Wasser oder von einer der vielen alten Holzbrücken aus, die über den Jhelum führen, ist unglaublich malerisch. Die Holzhäuser stehen eng gedrängt am Ufer, und ihre geschnitzten Erker und Balkone hängen oft direkt über dem Wasser. Die Dächer sind mit Rasen ge-

deckt, aus dem rote Tulpen fröhlich hervorleuchten. Größere und kleinere hölzerne Moscheen mit zierlichem Dachturm auf dem schirmartigen Dach machen die Silhouette der Ufer sehr reizvoll. Aber das Schönste sind doch die Brücken mit ihren mächtigen schwarzen Holzpfeilern, zwischen denen beständig die kleinen Boote auf dem reißenden Wasser dahinschießen. Am Ufer reiht sich Dunga an Dunga, das sind die schmalen mattengedeckten Wohnboote der Eingeborenen, gegenüber dem großen wenig schönen, neuen Palast des Maharajas aber liegen seine Staatsbarken, alle bunt bemalt, und mit Sitzen für viele, bis zu 60 Ruderern. In den bunten verschlossenen Kajüten pflegen die Haremsdamen ihre Vergnügungsfahrten zu unternehmen, wie mir scheint ein etwas trübseliges Vergnügen, da sie dort drinnen von der Schönheit der Gegend nicht allzuviel zu sehen bekommen werden.

Stundenlang könnte ich noch weiter von diesem Lande erzählen, das mir heute in wehmütiger Abschiedsstimmung als das Schönste erscheint, was ich auf dieser an Schönem so reichen Reise sah; wahrlich „The most delightful spot of the world".

An Bord des Postdampfers Rawela, den 4. Mai 1928.

Dies ist nun unwiderruflich der letzte Brief und ihr sollt mir einst alle zugeben, daß ich fleißig geschrieben und Euch bis zum Schluß der Reise an unseren Erlebnissen habe teilnehmen lassen.

Wir sind nun tatsächlich seit heute morgen 9 Uhr auf der Heimreise. Ich habe das Gefühl, heute Indien Lebewohl gesagt zu haben, als die treuen Freunde, S.s und der Pater, mit dem Motorboot von unserem Dampfer abstießen und im Hafengetriebe von Bombay unseren Blicken entschwanden. Ich fühlte diesen Augenblick als einen Abschied von einer wundervollen, reichen Zeit, in der uns alles geglückt ist, was wir unternahmen, wo täglich Neues und Interessantes vor uns aufstieg, viel Herzlichkeit und Freundschaft uns entgegengebracht wurde — als den Abschied von dem Lande, dem meine Sehnsucht immer gehörte und dem nun auch meine Liebe gehören wird, solange ich lebe.

In Wahrheit verlassen wir Indien ja noch gar nicht; heute und morgen fahren wir die Küste hinauf nach Karachi, wo wir auf unsere Rauenfels übersiedeln werden, die am 8. Mai dann wirklich heimwärts fährt. Aber Karachi kommt mir nur noch wie ein Durchgangshafen vor, obgleich wir natürlich noch an Land gehen wollen. Unser Indien ist das doch nicht mehr! Sehr anders als auf der Ausfahrt geht

es nun um uns her zu. Wir sind vielleicht 20 Passagiere der I. Klasse, aber alles sitzt so still in seinen Stühlen oder in den Kabinen und ist so müde. Uns geht es gerade so, zwei Stunden haben wir nach Tisch geschlafen, und man hat das Gefühl, man möchte gleich wieder schlafen. Dabei ist die Luft köstlich frisch auf der Schattenseite. In Bombay hatten wir 30 Grad R., und da die Luft dort stets von Feuchtigkeit erfüllt ist, war sie ganz wie im Treibhaus und viel schwerer zu ertragen, als die weit höhere Temperatur von Delhi. Alle Menschen sahen auch schon so blaß und mitgenommen aus und jeder klagte über dies beständige „Wie-aus-dem-Wasser-gezogen-sein". So schön uns Bombay auch diesmal wieder erschien, — die Lage ist wirklich ganz unvergleichlich — leben möchten wir dort nicht. Der große Fremdentrubel, den wir im Januar dort erlebt hatten, fehlte diesmal. Die paar Leute im Hotel warteten wie wir auf den Abgang ihres Schiffes. Getanzt wurde nicht mehr, alles ging weit stiller vor sich als ehemals. Des Nachts setzten wir uns immer in einen Restaurationsgarten am Meer, aber auch da war kein erfrischendes Lüftchen zu spüren. Aber etwas besonders Schönes gab's auch diesmal in Bombay: das Blühen der Bäume. Überall, mitten in der Stadt, vor dem Victoria-Terminus-Bahnhof, vor der Universität hatte sich ein Baum auf einmal in einen rosa oder gelben Mantel gehüllt, und purpurrot leuchteten Blüten aus dunklem Grün. Es war wie ein großes Triumphgeschrei: „Der Sommer ist da!" Wie herrlich muß die Blütenpracht erst nach dem Monsunregen sein! — Das Packen war diesmal ein Vergnügen eigener Art. Ich hatte von den Stationen der Reise immer Kisten nach Bombay zu Cook geschickt, und ihr Inhalt mußte nun in die Koffer verteilt werden, und trotz leichtester Bekleidung und sausender Punkahs floß der Schweiß dabei in Strömen!

Auch die Fahrt von dem herrlichen Kashmir herunter bis Bombay war zu Anfang sehr genußreich. Wundervolles Wetter war's und der erste Tag war ganz entzückend. Alles, was bei der Herauffahrt in trüben Nebelschleiern gelegen hatte, lachte nun im hellen Sonnenschein. Wir betrachteten alle alten Tempel, die am Wege lagen, einer immer malerischer als der andere. Überall wucherten die blauen Iris um die Ruinen; überall guckten Schneegipfel auf unsre Straße herab, — ein Tag war's, wo einem das Herz schwer wird, wenn's Abschied nehmen heißt. Wir übernachteten in einer schönen Erholungsstation, Murree, die wieder in 2000 m Höhe lag. Nachdem wir bereits tief ins Tal hinuntergestiegen waren, ging's gegen Abend wieder in großen Kehren aufwärts mit herrlichen letzten Blicken auf unser geliebtes Kashmir.

Murree liegt auf waldigen Höhen und macht mit seinen hübschen kleinen Bungalows und den großen Militär-Erholungsheimen einen sehr kultivierten Eindruck. Die Promenadenwege sind so gepflegt wie in Flims oder Arosa. Zum längeren Aufenthalt würde es mich nie locken, es fehlt ihm alles Originelle. Aber die Luft ist köstlich frisch, die Aussicht großartig; für arme, vom indischen Klima erschöpfte Europäer wird es schon unendlich erholend dort sein. Am Mittag ging's dann wirklich hinab in die Ebene; in zwei Stunden macht man diesen gewaltigen Abstieg, und so wunderbar die Herauffahrt mit dem Wechsel von der Hitze zur reinen kühlen Bergluft gewesen war, so beklemmend war nun dies schnelle Hinuntersinken in die heißen Gegenden. Die letzte halbe Stunde durch dürre glühende Felder empfanden wir als sehr angreifend, und der Nachmittag und Abend im heißen öden Rawalpindi machte, daß wir uns beide unbehaglich und nervös fühlten und froh waren, als wir am nächsten Morgen die lange Eisenbahnfahrt nach Bombay antreten konnten, die uns wenigstens vorwärts brachte. So fuhren wir von Sonnabend früh bis Montag nachmittag, hatten zum Glück ein großes Abteil I. Klasse für uns, kauften immer wieder Eis zum Kühlen der Sodawasserflaschen, lagen leicht bekleidet auf unsern Bänken, ließen den Punkah sausen und konnten es aushalten. Aber alles, was wir zur Hand nahmen, war backofenheiß, das Glas wie aus kochendem Wasser gezogen, an den Fensterscheiben verbrannte man sich die Finger, selbst im Innern des Koffers herrschte eine Bruthitze. Man kann sich das gar nicht so richtig vorstellen, wenn man es nicht selbst erlebt hat.

Die Tage in Bombay verflogen dann im Nu. So viel war noch zu besorgen und abzuwickeln, aber manche Stunde blieb doch für die alten Freunde. S. war wieder von Poona herübergekommen, auch der Pater kam vom Urlaub zurück, uns zu sehen, und einen fröhlichen Abschiedsabend verlebten wir mit diesen Getreuen und den Geschwistern von S. und einem andern Juristenfreunde auf einer Terrasse über dem Meer. Alle hofften wir auf ein Wiedersehen; ob es uns zuteil wird und wo? Das liegt noch verborgen im Schoße der Zukunft.

12. Mai, an Bord der Rauenfels.

Und nun sind wir auf hoher See. Heute ist der 12. Mai, und wir fahren wieder zwischen Sokotra und Kap Guardafui. Land ist nicht zu erblicken. Das Meer ist tiefblau und hat lange Wellen, aber die „Rauenfels" geht so ruhig und unbeirrt ihren Weg, daß man kaum

eine Bewegung spürt. Heiß brennt auch hier die Sonne, doch kühlt der Meerwind, und wir finden die Fahrt herrlich. Wir sind nur sieben Passagiere, ein schottisches Ehepaar mit einem niedlichen, fünfjährigen Mädelchen, eine Berliner Dame und ein junger Inder. Die Kabinen auf diesem ganz neuen Frachtdampfer sind groß, und unsre ist schön luftig; sogar ein großes Sofa besitzen wir. Der Kapitän, ein echter rauher Seebär, ist aus Bremen, die Offiziere sind alle Norddeutsche. Es ist schon wie zu Haus — sogar das Essen! Wir führen Hamburger Küche und essen kalte Suppen und Schwarzbrot. Wie einem das nach indischer Kost vorkommt! Erholsam ist's sehr — keine Aufregungen, keine Musik, kein Tanz, dagegen Faulheit und wieder Faulheit. Die Berlinerin behauptet, daß wir uns schon sehr erholt hätten, seit wir in Karachi blaß und müde an Bord gekommen wären. Jedenfalls sind wir wieder tüchtig braun geworden und schlafen Unendliches zusammen. Die Wüstenstadt Karachi genossen wir zum Glück nur einen Tag. Kein Baum, kein Strauch wächst dort, nur weißer Sand und weiße Häuser, wohin das Auge blickt, und sogar die Lastwagen sind mit Kamelen bespannt. Wir fuhren im Auto zu einer Oase in der Wüste, bei der ein mohammedanischer Heiliger begraben liegt. Dieser wirklich wunderliche Heilige brachte einst zwei Krokodile an diesen Ort und setzte sie in einen kleinen Teich. Nun ist der ganze Teich voll von ihrer Nachkommenschaft, und es ist kein erfreulicher Anblick, sie wie dicke Baumstämme faul und unbeweglich im grünen Wasser liegen zu sehen. Nur zuweilen reißt eins sein häßliches Maul auf und gähnt gewaltig, was man ihm in dieser Einöde auch nicht verdenken kann! Aber im übrigen ist dies Fleckchen Erde eine wirkliche Oase mit grünen Palmen und Kamelen und dürftigen Hütten und dem blendendweißen Kuppelgrab. Und wenn mich der Fluch träfe, in Karachi leben zu müssen, ritte ich sicher alle zwei Tage hoch zu Kamel heraus und beguckte die Krokodile, sonst packte mich die Verzweiflung und ich spränge ins blaue Meer.

17. Mai.

Am Himmelfahrtstag sag' ich Euch allen Lebewohl und auf baldiges Wiedersehen. Soeben sind wir in den Suezkanal eingefahren, und morgen Mittag sind wir in Port Said, wo dieser letzte Brief zur Post geht. Nun legen wir noch in Malta an, um Kohlen zu nehmen, dann in Antwerpen und Rotterdam, dann kommt ein kurzer Besuch in Hamburg, Kiel und Lübeck, und dann sitzen wir beide wieder in der Sybelstraße wie der Fischer und sine Fru — und das Märchen ist aus!

University of British Columbia Library

DUE DATE

FORM NO. ET-6

24223
DS41
L8
UNIVERSITY OF B.C. LIBRARY
3 9424 02943 6265